

Verhagen

Britta Verhagen

Ein König in ATLANTIS

Ein
König
in
ATLANTIS



GRABERT

Britta Verhagen

Ein König in
ATLANTIS

Dieser Roman spielt im 13. vorchristlichen Jahrhundert, das als eine der dramatisch-bewegtesten Zeiten des europäisch-vorderasiatischen Raumes die Zerstörung Trojas ebenso brachte wie den Sturz der siegreichen Königtümer durch gewaltige Völkerwanderungen sowie die Vernichtung der kretisch-minoischen Hochkultur und die Begründung der mosaischen Religion – beides als Auswirkung apokalyptischer Naturkatastrophen gegen Ende dieses Jahrhunderts.

Doch nicht genug damit: In unseren Tagen hat die historisch-archäologische Forschung etwas noch Erstaunlicheres aus dem Dunkel der Frühgeschichte treten lassen: den atlantischen Staatenbund, der die Ereignisse im östlichen Mittelmeerraum entscheidend mitbestimmte. Wieder waren es uralte Berichte, die der Forschung den Weg wiesen: So wie einst die sorgfältige Interpretation von Homers »Ilias« das versunkene Troja wieder auferstehen ließ, deutete Platons »Atlantisbericht« auf die Lage des Zentrums der Atlanter-Reiche in der Deutschen Bucht hin.

Heute dreißig Meter tief unter den Nordseewellen in der Umgebung Helgolands – das ist der Schauplatz des ersten Teils dieses Romans: die in Flutkatastrophen untergegangene Heilige Insel der Atlanter. Erstaun-

GRABERT-VERLAG – TÜBINGEN

Verhagen

Ein König in ATLANTIS



lich viel ist den alten Quellen zu entnehmen über die Kultur jener Vor-Germanen und das Leben in dem längst von der Nordsee verschlungenen »nordischen Troja«. Die Berichte nennen aber auch den Namen – Hyllos – jenes Hochkönigs der Atlanter, der im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts gewaltige kombinierte Land-See-Operationen der Atlanter gegen die Staaten am östlichen Mittelmeer leitete, die an ihrem Ziel, dem pharaonischen Ägypten, scheiterte.

Die Autorin hat sich diesen nordisch-atlantischen Fürsten zur Titelfigur ihres Romans gewählt. Die Handlung mit ihren zahllosen packenden Höhepunkten bleibt durchgehend innerhalb der Fixpunkte des historisch Gesicherten, das behutsam und einfühlsam durch die dichterische Phantasie, wo nötig, ergänzt wird.

Die spannende Erzählung ist eingebettet in farbige Schilderungen der Schauplätze und Menschen, die die atlantische Welt in solcher Eindringlichkeit neu erstehen lassen, daß der Leser sich gänzlich in sie »einlebt« – dank der Sachkenntnis und Darstellungskraft der Autorin, die sich auch hier wieder, in diesem schwierig zu meisternden historischen Zeitraum, unübertrefflich bewährt hat.

Mit diesem Roman hat atlantisches Schicksal nach 3200 Jahren seine dichterische Nachgestaltung erfahren. Es entstand ein Lebensbericht von erstaunlicher Vorstellbarkeit und Glaubhaftigkeit, nicht im Stil der »Ilias« sondern nach der Art unserer Zeit: das Bild eines Menschen, nicht eines mythischen Heroen – bar jedes Pathos und doch ein Denkmal.

GRABERT-VERLAG – TÜBINGEN

Verhagen

Ein
König
in
ATLANTIS





EIN KÖNIG IN ATLANTIS

BRITTA VERHAGEN

EIN KÖNIG IN ATLANTIS

Historischer Roman



1980

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Satz und Druck: Gulde-Druck, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Lektorat: Dr. Robert Brenner

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Verhagen, Britta:

Ein König in Atlantis: histor. Roman /
Britta Verhagen. – Tübingen: Grabert, 1980.
ISBN 3-87847-046-0

© 1980 by Grabert Verlag Tübingen
Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkungen

7

I. Teil

DIE GÖTTLICHE GEGENWART

1. Die Schwäne	13
2. Die Flüchtlinge aus Albion	25
3. Meines Vaters Schwert	41
4. Das goldene Gesicht	59
5. Spiele	68
6. Die Reise	81
7. Eisen	96
8. Die Verlobung	113
9. Poside	120
10. Jolaos	136
11. Im Rat der Götter	149
12. Die Könige und der Feldherr	154
13. Die Warnung	169
14. Die Schiffbrüchigen	183
15. Musik	195
16. Die Beratung	208
17. Der Stierfang	220
18. Ränke	227
19. Die Nacht des Gerichts	240

II. Teil

DAS LAND DES VATERS

1. Vor Athenai	259
2. Corman	275
3. Besuch	284
4. Mittwinter	298
5. Das Unheil	310
6. Durch die Götter behütet	324
7. Botschaft aus dem Norden	335
8. Kriegsrecht	349
9. Der Zweikampf	363
Nachwort	383

EINIGE (NOTWENDIGE) VORBEMERKUNGEN

Jeder historische Roman besteht aus einem Gemisch von Dichtung und Wahrheit. Wer nun seinen Stoff aus der durch schriftliche Dokumente erhellten »Geschichte« im engeren Sinn geholt hat, kann der Wahrheit verhältnismäßig leicht auf die Spur kommen. Da gibt es Urkunden, Chroniken, Augenzeugenberichte, ja Selbstzeugnisse der betreffenden »Helden«. Anders liegt aber der Fall, wenn der Roman in einer Zeit spielt, die wir der »Vorgeschichte« zuzählen, und von der uns nur spärliche und leicht mißzuverstehende Berichte aus zweiter Hand und ebenso vielfach mißverstandene archäologische Funde zeugen. Da ist zwar der Phantasie ein weiter Spielraum gegeben, die zugrunde liegende Realität aber ist schwer zu umgrenzen und zu beweisen.

Der Roman, der von dem Atlantiden Hyllos erzählt, basiert – was die Beschreibung von Leben, Bräuchen und Landschaft der späten Bronzezeit, wie zum Teil auch die Handlung betrifft – auf einer Fülle von Studien, die ich durch den größten Teil meines Lebens betrieben habe. Von der Jugendbegeisterung für die Germanen ausgehend, eröffnete mir meine Forscherfreude immer weitere Bereiche, ich sammelte Tatsachen, zog Schlüsse, trennte und vereinigte und schlug mich Jahrzehnte lang mit Fragen herum, deren Lösung ich schließlich mit Hilfe anderer, ebenso eifriger Entdecker fand. So formte sich mir mit der Zeit ein keineswegs lückenloses, in Einzelheiten oft unsicheres, aber doch festumrissenes Bild der europäischen Vorgeschichte, das zwar nicht in allen Punkten mit den heute noch überwiegend verkündeten Dogmen der Fachwissenschaft übereinstimmt, für mich dadurch aber nicht an Wahrscheinlichkeit verliert.

Alle meine Quellen anzugeben, würde zu weit führen. Ich beschränke mich darauf, zwei Männer zu nennen, deren Werken ich besonders viel verdanke. Der eine ist mein verstorbener Lehrer *J. W. Hauer*, der mir die tiefsten Einsichten in die Welt der germanisch-indogermanischen Religionen, ihre Geschichte und Bedeutung vermittelte. Seine weitausgreifenden Forschungen, Entdeckungen und Schlußfolgerungen vereinigten sich für mich harmonisch mit denen *Jürgen Spanuths*, auf dessen Forschungen, niedergelegt in seinen Büchern »Das enträtselte Atlantis« (1953), »Atlantis« (1965) und »Die Atlanter« (1976), sich das vorliegende Buch hauptsächlich stützt.

Spanuths Atlantis-These ist die einzige ihrer Art, die der Frage nach Logik und Wahrscheinlichkeit standhält. Sie verwendet den »Atlantis-Bericht« Platons, wie er vorliegt, und formt ihn nicht um nach dunklen Vorstellungen von einem sagenhaften, versunkenen Riesenkontinent aus grauer Vorzeit. Spanuths These ist durch so viele unbestreitbare Tatsachen untermauert, daß es unmöglich ist, sich mit ihr zu beschäftigen und nicht zu sehen, daß sie stimmt, stimmen muß, weil nur hier sich das Puzzle der offenen Vorgesichtsfragen wirklich zurechtlegt und jedes Teilstück die anderen stützt und genau ergänzt.

Der Atlantisbericht Platons erzählt von dem großen Kriegszug der Atlanter gegen die Länder am östlichen Mittelmeer. Spanuths Atlanter kommen aus dem Norden, genauer gesagt aus dem heutigen Schleswig-Holstein, Dänemark und Südschweden, denselben Gebieten, aus denen viel später die germanischen Stämme der Völkerwanderung kamen, die unter ähnlichen äußeren Bedingungen ebenso weit nach Süden und Osten vordrangen wie ihre Ahnen am Ende der Bronzezeit. Dort im Norden, der damals noch weit vorgeschobenen Küste des heutigen Schleswig-Holstein vorgelagert, schloß sich die Königsinsel der Atlanter, von den Griechen *Basileia* genannt, an das damals größere Felsmassiv an, das heute allein noch von ihr übrig ist und auch jetzt noch »Helgoland«, »heiliges Land«, heißt. Diese heilige Königsin-

sel – Schauplatz des ersten Teils unseres Romans – wurde ums Jahr 1220 v. Chr. bei einer der größten Naturkatastrophen der Menschheitsgeschichte, samt einem Teil der Festlandsküste, von der Nordsee überflutet. Später, als der Meeresspiegel wieder sank, müssen allmählich Teile von ihr wieder aufgetaucht sein. Auch das Heiligtum, von dem der Atlantisbericht so eindrücklich erzählt, wurde neu errichtet. Spätere griechische Berichte erwähnen manchmal das runde Heiligtum auf der Insel, von der der Bernstein kam, das »Elektron«, der »Oreichalkos«, wie ihn der Atlantisbericht nennt. Bis ins Mittelalter hinein hat die Heilige Insel bestanden, unter dem Namen »Fositesland« erscheint sie in verschiedenen Chroniken und Heiligenberichten. Alkuin, der Lehrer Karls des Großen, und der Chronist Adam von Bremen haben sie beschrieben und von den dortigen Heiligtümern des friesischen Licht- und Rechtsgottes Fosite berichtet. Die Heiligen Willibrord und Liudger töteten dort als Missionare im 7. und 8. Jahrhundert die heiligen Stiere und Schwäne des Gottes. Erst im 14. Jahrhundert ist der Hauptteil der Insel in einer Sturmflut vollends untergegangen, so daß nur das heutige Helgoland blieb. Es existieren noch Karten, die nach den Berichten der Fischer und der Vermessung und Untersuchung des Watts bei Niedrigwasser gezeichnet sind. Auf der sehr instruktiven Karte des Johannes Meyer von 1649 sind noch zwei königliche Burgen und mehrere »Tempel«, auch der Fosites, eingezeichnet.

Der Gott Fosite muß vor der ersten germanischen Lautverschiebung Poside geheißen haben. Dieser Name besteht aus zwei alten indogermanischen Worten, »Posi (Poti)« = Herr und »De« = Gott. Mit angehängter männlicher Nachsilbe lautet er »Posideos«. Es ist der Poseidon des Atlantisberichts. Kleine Bronzestatuetten mit fast gleichen Darstellungen dieses Gottes sind in Dänemark und auf der Insel Zypern (Alasia), die die Dänen während des »Großen Kriegszuges« besetzten, gefunden worden. Seinen Insignien zufolge zeigt sich Poside hier als verjüngter Himmelsgott, er ist Wahrer des Rechts, Licht- und Frühlingsgott, Seefahrer, Lenker des

Sonnenwagens, und seine heiligen Tiere sind Pferde, Fische und Schwäne. Er ist offensichtlich die zentrale Gestalt der nordischen Bronzezeit-Religion, die eine fast unglaubliche Strahlkraft gehabt haben muß. Sie und die aus diesem Götterzentrum erwachsene Kultur wurden von den stets wanderlustigen Nordleuten in vielen Auswanderungswellen in die Mittelmeerländer und den Orient getragen. Die um das Jahr 2000 v. Chr. im späteren Griechenland einwandernden Nordstämme (die sogenannten mykenischen Griechen) brachten Poside als Gottheit mit – er wurde bei ihnen zum Meergott Poseidon. Mehr darüber soll noch in einem Nachwort am Ende des Buches gesagt werden.

Die weltweiten Naturkatastrophen um 1200 beendeten abrupt die »lichtumflossene, wärmebadende« Bronzezeit, das »goldene Zeitalter« des Nordens, die Epoche der großen Seefahrten und der Völkerverbindungen. Es ist die Zeit des sogenannten »Klimaoptimums« gewesen, einer Wärmezeit, in der in Schweden Wein gedieh. Zuletzt kam es dann zu furchtbarer Dürre, so daß alle Seen Europas klein wurden und die Moore, Bäche und Flüsse austrockneten. In Nordafrika wurden damals fruchtbare Landstrecken zu Wüsten. Der Ausbruch sämtlicher Vulkane, schwere Erdbeben und Meeresüberschwemmungen mit allen Folgeerscheinungen brachten dann den Klimasturz. Durch die um die Erde kreisenden Aschenmassen wurde die Sonne jahrelang verdunkelt, unendliche Regen- und Schneefälle veränderten die äußeren Verhältnisse der Überlebenden noch mehr als zuvor die Dürre.

Vielleicht wird sich der Leser dieses Romans darüber wundern, daß er hier, im germanischen Norden, so vielen griechisch klingenden Namen begegnet. Wir müssen uns jedoch klar darüber sein, daß die indogermanische Sprache der nordischen Bronzezeit noch nicht das eigentlich »Germanische« gewesen sein kann. Eine germanische Sprache gab es damals noch so wenig wie eine lateinische oder keltische. Sie haben sich alle erst nach der »Großen Wanderung« entwickelt. Die Sprache des Nordens war damals bestenfalls auf

dem Weg zum Germanischen, stand aber dem Griechischen viel näher als später, wie auch die atlantische und die mykenisch-griechische Kultur einander vor den Katastrophen noch weithin glichen. Die damals in Griechenland einwandernden Nordstämme, später »Dorer« geheißen, konnten sich noch recht gut mit den »Mykenern« verständigen.

Der Eindruck des »Griechischen« wird auch und vor allem durch die os-Endung der Männernamen hervorgebracht. Die Sitte, dem Namen die männliche Nachsilbe anzuhängen, finden wir noch im Altnordischen der Edda-Zeit. Dort lautet die Nachsilbe »r« beziehungsweise »er«. Vor der Lautverschiebung war dieses r ein s. Die männlichen Namen müssen also die s-Nachsilbe gehabt haben, mit dem Zwischenlaut a, o oder u, der je nach Dialekt und Aussprache wechselt. Was an atlantischen Namen durch griechische Sagen – Homers »Odyssee«, »Argonautica«, die »Heraklidensage« u. a. – überliefert ist, zeigt durchweg die os-Endung. Natürlich weiß man nicht, inwieweit diese Namen gräzisiert – dem Griechischen angeglichen – sind. Ich habe sie in gelegentlich leicht abgewandelter Form übernommen, die os-Endung aber als zweifellos original belassen.

So dürfte auch der Name »Hyllos« atlantisch-germanischer und nicht griechischer Herkunft sein. Man muß ihn mit dem Namen des späteren germanischen Winter- und Schneeschuh-Gottes »Ullr« zusammenstellen. Ullr beziehungsweise Hyllos ist der Einhüllende, der Gott, der die Erde mit der Schneedecke umhüllt.

Der Träger dieses Namens in unserem Roman ist als der »Heraklide« Hyllos, Anführer der kriegerischen Scharen, die (laut Apollonios von Rhodos) von der »Phäakeninsel des Nordens« kamen und in den Peloponnes einbrachen, ohne allen Zweifel eine historische Gestalt.

Einige weitere Anmerkungen zum historischen und kulturellen Hintergrund des Geschehens sind in einem Nachwort zu finden. Da sie sich zum Teil unmittelbar auf Einzelheiten der Handlung beziehen, sollten sie erst im Anschluß an den Roman gelesen werden.

B. V.

I. Teil

DIE GÖTTLICHE GEGENWART

1. Die Schwäne

»Fang endlich an«, sagte Hyllos.

Die jungen Gefährten umdrängten ihn und Bukos in dichtem Ring. Hyllos stand ganz still, er spürte den glatten Horngriff des Schwertes in seiner Hand; die Spitze der Klinge zeigte nach oben, es war fast wie in der Fechtstunde. Fast, aber nicht ganz.

Bukos senkte den Kopf. Wie sein Namenstier, der Stier, vor dem Angriff, dachte Hyllos. Aber Bukos zögerte. Er war groß, goldblond, siebzehn – also drei Jahre älter als Hyllos, ein schlanker, gewandter Jüngling, dem man den Atlantiden schon von weitem ansah. Hyllos wußte, daß er selbst neben Bukos besonders unscheinbar, klein und mager wirkte. Und er wußte auch genau, daß es dumm von ihm gewesen war, Vetter Bukos herauszufordern, gerade ihn, den vorzüglichen Fechter. Doch das herablassende Lächeln dieses schönen, großen Burschen war einfach nicht mehr zu ertragen gewesen und noch weniger seine Art, höflich zu tun, ohne die Verachtung, die dahinter stand, zu verbergen.

Die Gefährten hielten den Atem an. Auch sie warteten.

»Hast du Angst?«

Da kam Bukos. Vorschnellend, versuchte er es mit einem Stoß von unten her. Natürlich war Hyllos auf der Hut, sein kleiner, runder Schild fing den Stoß ab.

Und nun fochten sie wirklich. Stoß folgte auf Stoß, die Bronzeklingen funkelten in der Sonne auf, das Klirren der

aneinanderschlagenden Schwerter und das Klappern der Schilde tönte weithin. Alle Kampfregeln waren Hyllos schmerzhaft gegenwärtig. Er hätte sie gern mißachtet, der Wunsch, Bukos zu besiegen, ihm die Klinge geradenwegs in die nackte Brust zu bohren, brannte in ihm. Aber das konnte er nicht wagen. Außerdem wäre es ihm auch kaum gelungen. Bukos focht überlegen, jeder der Umstehenden mußte das sehen, wie Hyllos es sah: Diese leichten Stöße, aus dem Handgelenk herausgeschneilt, der hin- und hertanzende Schild . . . Bukos bedrängte Hyllos, dann zog er sich wieder zurück, in Wahrheit spielte er wohl nur mit ihm.

Hyllos keuchte, ohne es zu wissen, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Wie ein schwaches, zerzaustes Hündchen sich mit dem Mut der Verzweiflung gegen einen geschmeidigen Wolf wehrt, so hielt er sich noch gegen das Andrängen des Veters. Aber alle sahen: gleich würde der Wolf das Hündchen zerreißen.

Dann aber – ganz plötzlich – geschah es, daß Bukos' Schwert in hohem Bogen durch die Luft flog und irgenwo ins Gras niederfiel. Wie das zugegangen war, begriff Hyllos nicht. Aber es war geschehen, Bukos stand waffenlos vor ihm. Einen Augenblick lang erfüllten ihn Stolz und Erleichterung, dann sah er Bukos lächeln und begriff.

»Weiter! Nimm dein Schwert wieder auf!« Einer der Jungen brachte es schon.

»Aber nein«, Bukos wies den dargereichten Griff zurück. »Ich bin entwaffnet. Du hast gesiegt, König.« Er ließ sich kurz auf ein Knie nieder und erhob sich dann lässig wieder. Die Jungen brachten ein schwaches Gemurmel hervor, es sollte wohl Beifall bedeuten. Als das Schwert geflogen war, hatte keiner auch nur einen Laut von sich gegeben.

»Der Kampf soll weitergehen!« schrie Hyllos.

Bukos lächelte noch immer. »Du bist erhitzt, König. Du strengst dich zu sehr an. Und dein Leben ist kostbar.« Wieder murmelten die anderen Beifall.

Hyllos warf Schild und Schwert seinem Dienstjungen zu, nahm den wollenen Kittel, den einer ihm hinhielt, und zog

ihn sich über den Kopf. Dann griff er seinen Eschenspeer vom Boden auf und ging davon.

Er stapfte quer über den Grasplatz auf eine der kleinen Warften zu, von denen aus man den Speer oder die runde, steinerne Scheibe zu werfen pflegte.

Der Tag war hell und windig, man roch den Frühling. Wolken zogen über den Himmel, zweierlei Schichten schoben sich übereinander. Von Osten kamen lange, dunkle Streifen gezogen, fedrig zerflatterte, zartweiße Flocken stiegen im Süden auf. Die Sonnenstrahlen des Morgens blitzten wie Speere hindurch, sie trafen die Königsburg jenseits des dunklen Wasserringes, so daß die Bernsteinmauer aufstrahlte, als trüge der Hügel eine Krone aus Gold.

Hyllos aber wandte der glänzenden Veste den Rücken. Die heilige Burg der Atlanter war von drei Wasserkreisen umgeben, die jeweils einer vom anderen durch einen ebenso breiten Ring aus Erde geschieden waren. Der Platz für die Übungen der Knaben lag auf dem ersten und innersten der Erdringe. Hyllos konnte von dem winzigen Hügel, auf dem er stand, weit über das flache Land hinschauen, über schilfiges Wasser und die Häuser der Dienstleute auf dem zweiten Erdring bis zum fernen Hafen im Westen, wo die Masten der Schiffe wie dünne, schwarze Stäbe aufragten, und bis zu dem blinkenden Streifen der See am Horizont. Weiter südlich leuchtete rot, dunkel und grellweiß das breite Felsmassiv auf, das der Königsinsel wie ein Wächter vorgelagert war.

In diesem Winter hatte es wenigstens einige Male geregnet. So war das Land jetzt mit einem zarten grünen Schleier überzogen. Auf den Brachfeldern keimte das Gras, auch die verstreuten Erlen- und Weidengruppen und die kleinen, schwankenden Pappeln am Wall zeigten eine Spur von Grün. Auf alle Fälle wird das Vieh etwas Futter haben, dachte Hyllos, wenigstens das. Sie werden mir nicht auch noch zur Last legen können, daß ich das Gras nicht wachsen lasse.

Ein Hornstoß kam aus der Ferne herüber. Hyllos wandte den Kopf und sah, daß ein Schiff mit umgelegtem Mast durch den Kanal hereingerudert kam. Es schob sich hinter den Wäl-

len her, als führe es auf dem flachen Land, man sah nur den Bug und den Achtersteven durch die Wiesen gleiten. Ja, es ist Flutzeit, dachte Hyllos und dann: Der Steven ist bunt bemalt und nicht so hoch aufgebäumt wie bei unseren Schiffen. Eben ging das Falltor in die Höhe, das die Einfahrt in den innersten Wasserring um die Burg sperrte. Auch das noch also. Die Wächter würden das Schiff nicht hereinlassen, wenn es nicht eine Gesandtschaft brächte. Irgendwelche Leute würden wieder Hilfe von Hyllos fordern, von ihm, dem Vierzehnjährigen, der sich selbst nicht zu helfen wußte, der machtlos war und zu jung und sich von Bukos einen leichten Sieg schenken ließ.

Bei der Königswahl im vorletzten Frühjahr hatten manche Leute gesagt, es sei besser in diesen Zeiten, einen Mann auf dem Königssitz zu haben als einen Knaben von zwölf Wintern. Aber leider waren die in der Überzahl gewesen, die sich gerade von einem jungen König Erneuerung des allgemeinen Heiles versprochen. Und Hyllos war der älteste lebende Enkel des großen Königs Alkinos und ein Sproß aus Atlas' Blut, wenn auch von Mutterseite her.

Der Hochkönig galt als Stellvertreter des Gottes. An seiner Statt gebot er über die Völker des ganzen atlantischen Bereiches, in seiner Hand lagen Recht und Urteil, Krieg und Frieden. So sagte man. Aber Hyllos wußte, daß das alles nur leeres Gerede war, und Jolaos, sein Ziehvater, wußte es auch. Er war der eigentliche Herrscher im Lande. Aber die Frucht reifen lassen konnte er so wenig wie Hyllos selber.

Schon im letzten Herbst waren Scharen von Bauern von Norden und Osten her, vor allem von den Dänischen Inseln gekommen, die erklärten, ihre Felder seien so verbrannt von der Sonne, daß es bald keine Nahrung mehr gäbe. Den ganzen Winter über hatten sie drüben auf dem Festland in Zelten und Notunterkünften gehaust. Sie warteten darauf, daß man einen großen Zug zusammenstelle, und es hieß, sie seien sehr unzufrieden und wenig geduldig. Aber Jolaos zögerte, ihnen die Ausfahrt zu gestatten. Schon vor vielen Wintern war ein ähnlicher noch größerer Treck nach dem fernen Südosten

aufgebrochen, wo die Bauern sich in einer fruchtbaren Ebene an dem Flusse Danubios, den manche auch Ister nannten, niedergelassen hatten. Aber die Botschaften, die von dorthier kamen, waren nicht ermutigend. Die Fortgezogenen hatten harte Kämpfe mit den Einwohnern jenes Landes zu bestehen, und sie hatten dort nicht so gute Felder gefunden, wie sie gehofft hatten. Trotzdem hatten es sich nun die Leute von den Ostinseln in den Kopf gesetzt, jenes Land zu erreichen, dessen Fruchtbarkeit zuvor so sehr gerühmt worden war. Sie seien aufsässig, hieß es, und sprächen böse Worte gegen den König, der sie hier aufhalte, wo sie alle verkommen müßten. Die alten Leute behaupteten, früher habe es niemals Not in den Ländern des Nordens gegeben. Durch lange Zeiten habe sich hier der Wohlstand gemehrt, und es sei ein ewiger Friede gewesen. Wer kämpfen wollte, hatte außer Landes gehen müssen. Durch den Bernsteinhandel waren viele Menschen reich geworden, und die Handwerke hatten geblüht und die Wiesen und Felder Gras und Frucht getragen, so daß jeder mann sein Auskommen fand. Jetzt aber – seit zehn oder zwölf Wintern – wollte kaum mehr Regen fallen, die Sommer waren unerträglich heiß geworden, und die Frucht verdorrte meist schon am Halm. Aus Hunger und Sorge erwachse Streit und Aufruhr, und der Friede weiche aus dem Lande, so hatte man Hyllos gesagt.

Die Gefährten standen noch immer auf dem Feld beieinander. Jetzt lösten sich zwei aus der Gruppe und kamen herüber. Jolaos hatte gesagt: »Der König gehe so oft wie möglich mit den Knaben zu den Spielplätzen. Es ist wichtig, daß er stärker werde als die anderen.« Stärker! Wieder packte Hyllos der Zorn. Er stieß den Speer in den Boden. »Geht! Geht heim«, rief er über das Feld hin.

Die beiden Abgesandten kehrten um.

Er sah, wie der Trupp sich auflöste, wie die Jünglinge einzeln zu den Pferden gingen und aufsaßen. Einige redeten noch miteinander, der eine oder andere blickte sich um. Bukos saß schon auf seinem milchweißen Pferd, dem schönsten und edelsten von allen.

Jetzt klommen die Pferde, eins hinter dem anderen, den Wall hinauf. Oben zogen sie dann vor dem Himmel dahin, in langer Kette, anzusehen wie die feinziselierten Reiterfigürchen auf dem Rand einer Bronzeschale. Als der letzte hinter den Hecken verschwand, schleuderte Hyllos seinen Speer. Er flog weit und senkte sich dann in den Boden, wo er mit zitterndem Schaft stecken blieb.

Nur noch Hyllos' eigenes Pferd wartete jetzt am Wall. Alkman, Hyllos' Schildträger, hatte sich daneben ins Gras gesetzt, es war seine Pflicht, zu bleiben. Er pfiff vor sich hin. Hyllos stand schweigend da. Eine plötzliche Müdigkeit hatte ihn überfallen. Sehnsüchtig blickte er nach Südosten. Dort in der Ferne lag das Festland, von der Königsinsel nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Deutlich waren die hellen Strandhügel zu erkennen. Hinter der breiten Flußmündung führten die Wege in die unendliche Weite der fremden Länder. Und von dorthier war einst sein Vater gekommen, der große Held, den er nie mit eigenen Augen gesehen hatte, der Nachfahr des Helden aller Helden, des Halbgottes Herakles. Wenn er jetzt bei mir stünde, dachte Hyllos, dann wäre ich nicht allein, dann wüßte ich, wie ich mir helfen könnte in dieser Welt voller Sorgen und Demütigungen. . .

Da aber hörte er Stimmen. Jemand lachte hell auf. Ach ja, Hyllos hatte nicht mehr daran gedacht, daß hinter der nahen Hecke der Spielplatz der Mädchen lag.

Er zögerte. Es galt als unmännlich, den Mädchen nachzulaufen. Aber dann konnte er es doch nicht lassen, von seinem Hügelchen herabzusteigen, seinen Speer zu holen und zu der Hecke hinüber zu schlendern. Sie war noch fast kahl, man konnte leicht hindurchschauen, wenn man nur die Augen nahe genug an das verschlungene Gezweig brachte.

Drüben sprangen die Mädchen nach dem Ball. Sie hüpfen, warfen und fingen. Ja, da war Jole. Der kurze weiße Rock flog ihr um die gebräunten Oberschenkel, ihre Haare flatterten und glänzten wie goldenes Stroh in der Sonne. Jole, ein Mädchen fast wie ein Junge, nur leidlich hübsch mit dem zu großen Mund, dem breitknochigen Gesicht und dem un-

gleich geschnittenen Haar, auch viel zu sonnverbrannt, aber immer strahlend fröhlich und der beste Gefährte der Welt. Wie sie sich hier dem Ball entgegenwarf, höher sprang als die anderen und lauter lachte, wenn sie die gelbe Kugel fing, erschien sie so unberührt von aller Angst und allem Kummer, daß Hyllos der Neid packte. Er wünschte sich brennend, so sein zu können wie dieses Mädchen, das auch aus dem Atlasgeschlecht stammte, und das er kannte, seit er lebte. Jole war ein wenig jünger als er, das jüngste Kind seiner Tante Nausika, Alkinos' Tochter.

Plötzlich blickte sich Jole um und entdeckte ihn hinter der Hecke. Mitten im Sprung hielt sie inne, der Ball flog gegen das Gezweig, da blieb er stecken.

Jole kam und holte ihn heraus. »Hyllos, was treibst du hier?« Er wurde verlegen. Schließlich konnte er nicht sagen: »Ich habe mich zum Sterben einsam gefühlt.« So zuckte er nur die Achseln. »Ihr machtet ein solch lautes Geschrei...«

»Das tun wir doch immer«, sagte Jole verwundert. Ihr Gesicht kam dicht an die Hecke heran. Er sah ihre weit geöffneten Augen nahe vor den seinen, blaue Sterne, um die ein dunkler Rand lief – er kannte sie von jeher, aber so zwischen dem Gezweig waren sie wie neu und anders als sonst.

»Ist etwas geschehen?« fragte sie.

»Nichts.«

Sie lachte. Das verdroß ihn. Er hob noch einmal die Schultern und kehrte auf seinen Hügel zurück. Wütend schleuderte er wieder den Speer.

»Gut«, sagte da Jole neben ihm. Sie war durch die Hecke gekrochen und stand auf einmal da, noch atemlos vom Lauf, die Haare zerzaust, auch sie hielt einen Speer in der Hand, der aber kürzer und leichter war als der seine. »Und nun komme ich.« Ihr Wurf erreichte den seinen nicht. Aber ihr Speerschaft steckte doch gar nicht so weit hinter dem anderen in der Erde. Auch sie schont mich, fuhr es Hyllos durch den Kopf. Sie könnte wahrscheinlich weiter werfen, obwohl sie ein Mädchen ist. »Dein Speer ist zu leicht«, brachte er zwischen den Zähnen hervor.

»Natürlich«, antwortete sie. Nein, Jole war nicht fähig, irgend etwas zu sagen, das nicht dem entsprach, was sie dachte oder fühlte. »Was hast du?« fragte sie eindringlich. »Du mußt nicht wieder sagen, ›nichts‹, denn es ist etwas, das sehe ich dir an.«

»Schau weg!« brummte er.

»Nein«, beharrte sie. »Ich will jetzt wissen, was geschehen ist. Wo sind die anderen?«

»Ich habe sie heimgeschickt.«

»Waren sie nicht freundlich zu dir?«

»Nicht freundlich? O doch. Sehr freundlich, zu sehr.«

»Was soll das heißen?«

»Bukos hat mich geschont. Dieser Held, auf dem der Segen der Götter ruht.« Hyllos versuchte zu lachen. »Ich hatte ihn zum Schwertkampf herausgefordert.«

»Und?«

»Er hat mich gewinnen lassen. Sein Schwert flog auf einmal davon wie ein Vogel. Die anderen grinsten verstohlen, aber deutlich genug. Und Held Bukos erst, wie der lachte! Und gar nicht verstohlen.«

Sie waren langsam zu den Speeren gegangen. Jole zog den ihren aus dem Boden. »Vielleicht wollten sie nur höflich sein?«

»Jawohl. Alle sind sie höflich, ganz unsagbar liebenswürdig. Mir ins Gesicht. Hinter meinem Rücken aber lachen und höhnen sie, weil ich schwach bin und erst vierzehn Winter zähle, und weil ich das Korn nicht wachsen lasse. Und über meinen Vater sagen sie böse Dinge.«

Sie warf das dicke Haar zurück. »Das sollen sie wagen! Dein Vater war der größte Held, der je unsere Insel betreten hat.«

»Sie tuscheln, er habe nur geprahlt. Er sei gar kein König gewesen in seinem Land.«

»Woher willst du wissen, daß sie so reden?«

»Ich habe schärfere Ohren, als sie denken.«

»Elende Schwätzer. Heute lebt keiner mehr, der deinem Vater das Wasser reichen könnte. Selbst der hochgepriesene Gorgone dürfte das nicht. Niemand. Hätte unser Großvater ihm seine jüngste Tochter gegeben, wenn er kein König ge-

wesen wäre? Er wurde vertrieben aus seinem Land, weil sein böser Verwandter mehr Leute hatte als er. Man erzählt zwar, er habe die Stärke von zehn Männern besessen, aber doch nicht die von tausend, nicht wahr?« Jole ereiferte sich, rot vor Empörung.

Er sah es dankbar. Mehr als irgendein anderer Mensch auf der Insel war Jole in Hyllos' Vorstellung mit seinem toten Vater verbunden. Den fremdartigen Namen, den sie trug, hatte *er* ihr gegeben. *Er* hatte sie nach ihrer Geburt mit Wasser geteilt, weil Joles Vater damals schon an der furchtbaren Seuche gestorben war, die bald nachher auch ihre Mutter und die meisten anderen Mitglieder des Atlas-Geschlechtes weggerafft hatte.

»Er wäre zurückgekehrt, wenn ihn nicht seine Feinde dort in Mykenai umgebracht hätten«, fuhr Jole heftig fort. »Nein, Hyllos, du brauchst dir aus Geschwätz wahrhaftig nichts zu machen. Du bist nicht nur ein Atlantide, sondern ebenso ein Heraklide. Das gibt es überhaupt nicht zweimal, daß einer von so vielen Göttern und Helden zugleich abstammt, wie du.«

Alles, was Jole sagte, tröstete Hyllos. Das Schlimmste allerdings, das ließ sich nur schwer über die Lippen bringen. Schließlich sprach er es aber doch aus: »Müßte ich nicht viel mehr Heil haben, da ich aus solch großen Sippen stamme?« »Später wirst du es haben.«

»Aber ich kann nicht auf später warten«, brach er aus, »jetzt ist das Unheil im Land, und sie wollen jetzt – jetzt, daß ich es verjage.«

Sie besann sich ernsthaft. »Ich glaube, das können sie gar nicht wollen«, sagte sie dann.

»Ich soll Königsglück haben und Königsmacht und Königsheil, und ich besitze nichts davon.«

Wieder überlegte sie. »Wenn ich König wäre, ich wüßte auch nicht, wie man das Land wieder fruchtbar machen könnte. Vielleicht mehr Wasser auf die Felder leiten?«

»Das salzige Seewasser schadet der Frucht. Und die Quellen und Flüsse führen heute nicht mehr halb so viel Wasser wie

vor zehn Jahren, sagte man mir. Wenn sie vollends versiegen, bricht unser kunstvolles Bewässerungssystem hier auf der Insel auch zusammen. Wenn. Man weiß es ja nicht. Vorerst handelt es sich hauptsächlich um die Felder auf dem Festland. Um die Bauern im Norden und Osten. Dort sind schon manche Bäche vollständig ausgetrocknet.«

Sie gingen über den Platz. Die Sonne war jetzt hinter Wolken verschwunden, nur in der Ferne glänzten Land und Meer noch auf, goldgrün und silbern. Große Schatten zogen über die Ebene. Wieder roch es stark nach Frühling und Wasser, und im Hag auf dem Wall hörte man die Vögel.

»Es muß doch einmal regnen«, sagte Jole. »Sieh nur die Wolken! Wie wäre es mit einem Regenzauber?«

»Wir haben in diesem Winter geopfert wie noch nie. Es hat nur wenig geholfen.« Er seufzte. »Manche sagen, das Unheil sei über uns gekommen, weil der Königssprung unterblieben sei. Weil niemand sich vom Roten Felsen ins Meer gestürzt und das Unheil mit sich genommen habe, als ich den Herrschersitz bestieg. Nun reden sie vom Zorn der Götter.«

»Es heißt aber doch, daß die Götter keine Menschenopfer mehr mögen. Nein, wenn sie wirklich böse sind, muß das einen anderen Grund haben.«

»Ob sie vielleicht auf mich böse sind?« Auch diese äußerste seiner Befürchtungen kam nun zutage.

»Nein«, rief Jole, »nein. Die Trockenheit hat begonnen, längst ehe du König wurdest. Längst vorher.«

Er nickte, wenn auch zögernd.

Da aber blieb Jole auf einmal stehen. Sie griff nach seinem Arm. »Horch!«

Sie lauschten. Von fernher über das grüne Land, über Wasser und Weiden kam ein Ruf – nicht der einer Menschenstimme. Es war ein weicher, dunkler, langgezogener Ton, der an das sanfte Dröhnen eines großen Blasinstrumentes erinnerte. Er wiederholte sich, glitt näher, als jage er unter den aufgetürmten Wolken daher. Dazu hörte man ein gleichmäßiges Schlagen, ein Geräusch, das immer stärker anschwell, so daß es den beiden Emporschauenden fast den Atem nahm.

»Die Schwäne«, sagte Jole leise. Sie hielt Hyllos' Handgelenk umfaßt. »Sie kommen wieder, siehst du, auch dieses Jahr.« Ja, da kamen sie, keilförmig fliegend, ein dunkler Zug unter dem Himmel, mit langen, vorgestreckten Hälsen und riesigen, schlagenden Schwingen, die ersten Schwäne des Jahres, und sie sangen im Fliegen.

Hyllos sah, wie sie sich mehr und mehr senkten. Jetzt waren die brausenden Flügel über ihm und Jole. Hingerissen horchten und schauten sie. Die Schatten glitten über sie weg, der erschütternde Lurenton klang nahe herab, er hatte etwas von Fernensehnsucht an sich aber gleichzeitig auch von Trost und Erfüllung.

»Siehst du, siehst du: nun wird alles gut«, rief Jole.

Hyllos spürte, wie ihm das Wasser in die Augen trat und wie seine Brust weit wurde. Mit zwinkernden Lidern blickte er den Schwänen nach, die nun, ins Licht tauchend, silberweiß aufgleißten, ehe sie jenseits des Walles einfielen und den Blicken entschwanden.

»Komm!« rief Jole. Hand in Hand liefen sie den Hang hinauf. Von der Höhe des Walles aus sahen sie die Schwäne wieder. Sie schwammen auf dem breiten Graben, leuchtende Flecke vor dem Schwarzgrün des Wassers, gebogene Hälse, aufgestelltes Gefieder, Würde und Kraft mit Anmut vereint, so glitten sie dahin, und mit ihnen zogen ihre Spiegelbilder durch Dunkel und warmes Gold, denn auch die Mauern der Burg bildeten sich da drunten in der Wassertiefe noch einmal ab.

»Jetzt aber weiß ich etwas«, rief Jole. Sie warf den Kopf herum. »Poside wird kommen, bald. Er kommt mit den Schwänen. Und ihn kannst du alles fragen.«

Hyllos starrte sie an. Für einen Augenblick fühlte er sich über das eigene, schwache Ich hinausgeschleudert. In einer Aufwallung von Glück warf er seine Arme um Jole und küßte sie. Der Gott würde kommen, ja. Die Schwäne kündigten ihn an. Eigentlich war das gar keine so große Neuigkeit, man sprach ja schon lange genug vom »Sommer der göttlichen Gegenwart«. Schon verblaßte die Freude wieder. So leicht

ließen sich die Zweifel doch nicht besiegen. »Ich weiß nicht . . .« murmelte er und wandte sich wieder zum Abstieg.

»Was weißt du nicht?« Jole folgte ihm. »Natürlich kommt er. In diesem Frühjahr sind die neunzehn Winter wieder einmal um.«

»Es wäre schlimm, wenn ich das nicht wüßte. Ich frage mich nur, was da eigentlich kommen soll. Darüber gibt mir niemand Auskunft.«

»Poside, der Gott, kommt, was denn sonst? Er besucht uns und wohnt droben im Tempel. Das heißt hinten in dem Steingelaß, das sie das ›Grab‹ nennen, obwohl es keines ist. In seinem alten Haus, in dem er einst mit Kleito lebte und die vielen Kinder zeugte. Alle älteren Leute erzählen doch davon, wie es vor neunzehn Wintern war, als er mit seinem Schwanenschiff kam. Wir haben das nur noch nicht miterlebt, weil wir zu jung sind.«

»Aber ich denke, am Ende ist es auch nur ein Bild auf einem Wagen, was sie uns da von Albion herüberschicken.«

»Kein Bild. Nicht wie beim Kleito-Umzug. Ein Mann, der geht und spricht wie alle anderen, aber mit einem goldenen Gesicht, sagt Disa. Die hat ihn gesehen.«

Hyllos zuckte die Achseln. »Dann ist es doch ein Bild. Kein lebender Mann hat ein goldenes Gesicht.«

Ungeduld klang in Joles Stimme mit, als sie antwortete: »Die Hauptsache ist doch wohl, daß dieser Poside sprechen kann. Und sobald er da ist, legst du ihm deine Fragen vor. Und wenn du es nicht tun willst, dann tue ich es«, setzte sie herausfordernd hinzu.

»Wenn es überhaupt sprechen kann, dieses goldgesichtige Etwas, wenn«, murrte Hyllos unbekehrt.

2. Die Flüchtlinge aus Albion

Jole holte ihr Pferd, Hyllos bestieg das seine. Sie ritten den Wall entlang. Alkman trottete mit Hyllos' Waffen hinterdrein.

Sie kamen an den Wohnungen der königlichen Leibwächter vorüber, wo Kinder auf den Hofplätzen spielten und Gänse schnatterten.

Geradeaus, jenseits des Kanals, durch den die Schiffe vom Meer hereinkommen konnten, lagen die Weingärten, die König Alkinos auf Anregung achaischer Männer hin hatte anlegen lassen und die der Stolz der Insel waren. Dort sah es jetzt aber noch kahl und öde aus, nur die Ölbäume zeigten ihr immergrünes Laub, über ihren Kronen war der Himmel starkblau, ein Fischreiher kreiste dort oben, die Wolken hatten sich verzogen.

Die Pferdehufe klapperten über die Holzbohlen der Schleusenbrücke. Kein Wächter ließ sich blicken. Das Sonnenlicht blitzte auf dem Kanalwasser, ein Fisch sprang hoch, man hörte das Plätschern. Jole hob lauschend den Kopf, sie wartete auf neue Schwanenzüge. Hyllos aber spähte nach dem Anlegeplatz der Burg hinüber. Dort lag jenes buntbemalte Schiff, das er vorhin hatte hereinkommen sehen. Das Tierhaupt war vom Steven abgenommen. Einige Männer in fremdartigen, karierten Mänteln ließen sich von Burgknechten und Kindern bestaunen.

»Die dort kommen aus Albion, glaube ich«, sagte Hyllos.

»Eine Gesandtschaft?« Handelsschiffe hatten in den großen Außenhäfen zu bleiben, nur selten bekam eines die Erlaubnis, bis zur Burg vorzudringen.

»Hoffentlich nicht von König Dagdan. Wenn man von ihm hört, ist es immer etwas, was Ärger bringt.«

»Ist er gegen dich eingenommen?«

»Ich hoffe nicht.«

»Er darf es nicht sein«, sagte Jole bestimmt. »Kein Sohn der Zwillinge darf sich gegen den anderen wenden.« Sie zitierte mit tiefer Stimme und in dem salbungsvollen Ton, den Jolaos

manchmal annahm: »Die Gemeinschaft der Atlanter steht so festgefügt, daß nichts, aber auch gar nichts. . .«

»Ach, sei still«, fauchte Hyllos sie an. Er hatte gesehen, daß auch die Brückenwächter bei den fremden Schiffen standen und sich eifrig mit ihnen zu verständigen suchten. Natürlich müßte er sie jetzt anrufen und rügen. Aber er tat dergleichen so ungern, er fürchtete das halb versteckte Grinsen, das Fragen in den Mienen: »Was willst denn du, Königlein ohne Macht und Heil?«

Natürlich, die Leute langweilten sich hier in ihren Türmen an der Brücke. Ein Schiff aus Albion, das war ein Ereignis . . . Albion lag westlich im Meer, eine sehr große Insel, um viele Male größer als die Königsinsel der Atlanter. Dort regierte König Dagdan, der auch aus dem Geschlecht des Poside stammte wie die Enkel des Atlas. Zwar gab es viele Völkstämme auf jener Insel, die wild und unbezähmbar waren und dem König keinen Zins zahlten. Immerhin beherrschte er ein ausgedehntes Reich, das im Süden begann und sich an der Küste bis weit in den Norden hinaufzog, ein fruchtbares Gebiet mit vielen Gehöften, Dörfern, Burgen und Heiligtümern. Oft kamen Schiffe von dort herüber, die Männer von Albion waren tüchtige Kaufleute. Auch gab es da Zinngruben, sie lieferten das wichtige Metall, das man zur Bronzeherstellung brauchte.

Drei seiner jungen Gefährten kamen Hyllos den Hügel herab entgegen. »Jolaos hat uns nach dir ausgeschickt, König. Fremde Gesandte sind angekommen.«

Hyllos ritt mit Jole den leicht ansteigenden Weg hinauf durch das breite Tor in der goldblitzenden Mauer und erreichte, nach rechts einbiegend, den Königshof.

Der Palast, den er seit zwei Jahren bewohnte, bestand aus einer langgestreckten Halle mit glänzendem Strohdach und vielen kleineren Häusern, die sich ordnungslos um zwei größere Plätze schlossen. Die Häuser waren wie die Halle aus Holz erbaut, weiß getüncht und mit Mustern aus bunten Steinen geschmückt, sie trugen geschnitzte Pferde- oder Schwanenköpfe an ihren Giebeln. Auf dem Wirtschaftshof

herrschte die gewöhnliche Betriebsamkeit: Mägde mahlten Korn auf den Steinmühlen, liefen zum Back- oder Kochhaus, brachten Würste aus der Räucherammer oder saßen mit ihren Spindeln auf den Speicherstufen. Die Knechte aber schleppten Wassereimer und Körbe, kehrten und klapperten vor den Ställen mit dem Pferdegeschirr. Überall trieben sich Hunde herum, sie kamen auch in den Hof des Königs und ließen sich von den Leibwächtern füttern, die müßig vor der Halle und dem Königshaus herumstanden. Vor einem etwas abseits gelegenen, größeren Bau hielten ein paar Burschen Wache, die karierte Decken um die Schultern trugen; dort im Gästehaus mochte man die fremden Gesandten untergebracht haben.

Disa, Joles Amme, eilte auf sie zu. Sie winkte. Jole, die wie Hyllos abgesessen war, zögerte noch. »Ich bin neugierig«, sagte sie. »Ich möchte wissen, was es mit der Botschaft aus Albion auf sich hat. Dieser schreckliche und geheimnisvolle Dagdan . . .«

»Disa weiß wahrscheinlich bereits mehr als wir«, meinte Hyllos. Er war nicht neugierig.

Da lachte Jole und lief zu Disa, die sie mit sich zog.

Die Wächter erhoben sich von den Stufen, als Hyllos auf die Halle zuschritt. Die Jünglinge folgten ihm. Er betrat das Vorhaus.

Dieses ruhte auf runden Säulen, die mit Bernsteinlack überzogen waren wie die Vorderwand der Halle, an der Gesimse aus blauen Steinen entlang liefen. Rechts und links der Mitteltür, die in den Saal führte, saßen geschmiedete Hunde, zwei aus Silber und zwei aus Gold. Hephaistos, der berühmte und weit gereiste Künstler, hatte sie vor mehr als zwei Menschenaltern geschaffen, ebenso wie die mit Silberringen und goldenen Sonnen eingelegte Tür.

Gerade taten ihre Flügel sich auf, und zwei Männer kamen aus der Halle. Der eine von ihnen war Jolaos, Hyllos' Ziehvater, der Mann, der einst als Landfremder mit dem Helden Herakleitos auf die Königsinsel gekommen war und in zwanzig Jahren so viel Einfluß gewonnen hatte, daß nun die

ganze Regierung in seinen Händen lag; er war es auch gewesen, der Hyllos, allen Widerständen zum Trotz, auf den Königsstuhl gesetzt hatte.

Der andere, Agin, war Bukos' Vater und einer der zwölf »weisen Männer«, die dem König als Räte zur Seite standen. Er hatte dasselbe runde, ein wenig vorspringende Kinn wie sein Sohn und blickte auch ebenso kühl und überlegen aus kleinen, hellen Augen. Hyllos wußte, daß Agin klug war, ein Mann von Voraussicht, der der Sache des Königshauses schon um seines eigenen Vorteils willen diente, denn sein Vater war ein Bruder des Königs Alkinos gewesen, und er war somit Hyllos' ältester Verwandter. Aber wie Hyllos ihn jetzt vor sich sah, zog sich alles in ihm in Abwehr zusammen: zu sehr erinnerte ihn der Vater an den Sohn.

Im Heraustreten sagte Jolaos: »Ich muß ja sagen, daß ich es nicht für allzu gefährlich halten würde . . .«

Agin antwortete: »Wo bleibt deine sonstige Überlegtheit, Jolaos? Betrachte den Charakter dieses Menschen, seine unermessliche Machtgier. Jeder Vorwand, den wir ihm liefern, wird dem Ränkeschmied willkommen sein.«

»Er kann das Gesetz des Vaters nicht brechen. Nicht einmal er wagt das. Zum mindesten nicht ausgerechnet in diesem Jahr, in dem das Königsthing stattfindet. Die Könige würden ihn verurteilen, und das weiß er.«

»Er kann den Spieß umdrehen, gerade das Königsthing benutzen, um sich gegen uns zu wenden.«

Die beiden redeten halblaut weiter, als sei Hyllos überhaupt nicht anwesend. Er hatte sein Gefolge weggewinkt.

»Wir bieten Angriffspunkte, das ist nicht zu leugnen. Der König ein Kind und . . .«

Hyllos atmete zornig auf. Er trat noch näher und mischte sich ein. »Ich frage: Wovon ist die Rede?«

Jolaos wandte sich ihm zu. Er verneigte sich leicht, er hielt stets die Formen ein. »Wir wollen dem König die Sache darlegen«, sagte er.

Agin streifte den Knaben nur mit einem Blick. »Ich bleibe dabei, es wäre unklug, wollte der König die Flüchtlinge so

ohne weiteres empfangen und anhören. Auf keinen Fall dürfen sie hier Asyl finden, sollten sie etwa vermessen genug sein, das zu verlangen.«

»Sind das Flüchtlinge, die Männer, die mit dem fremden Schiff kamen? Aus Albion? Warum sind sie geflohen?« fragte Hyllos.

»Sie erklären, daß sie vor König Dagdans Verfolgungen nicht sicher gewesen seien«, antwortete Jolaos. »Sie behaupten das. Und da vornehme Leute unter ihnen sind, die wohl nicht ohne Grund ihren Besitz zurücklassen würden, so halte ich es für möglich, daß sie zu Recht Klage führen.«

»Zu Recht oder Unrecht, es ist nicht unsere Sache, das zu entscheiden. Wir haben auf unseren Vorteil und unsere Sicherheit zu achten, und auf nichts sonst.« Agin schien jetzt die Geduld zu verlieren.

Ein wenig scharf erwiderte Jolaos: »Seit wann hat der Hochkönig und Oberherr über alle atlantischen Reiche vor dem König von Albion zu kuschen wie ein Hund?«

»Seit wann? Weißt du das nicht, kluger Jolaos? Seit unsere Stärke verspielt wurde und die Achtung vor eben jenem Oberkönig...«

Hyllos unterbrach ihn. »Ich werde die Flüchtlinge empfangen und anhören«, rief er. Ich will nicht, daß er mich so ansieht – so wie Bukos, dachte er.

Jetzt erst drehte sich ihm Agin voll zu. »Wollen wir durchaus den Ast abhacken, auf dem wir sitzen?«

»Heißt der Ast, auf dem wir sitzen, König Dagdan?« Es war schwer für Hyllos, einem erfahrenen Mann wie Agin zu widersprechen, aber der Zorn half ihm.

»Wir brauchen alle Freunde, die wir irgend haben können, König. Gerade jetzt in dieser Notzeit brauchen wir sie.«

»Ich weiß nicht, ob ich Dagdan von Albion zum Freund möchte«, erklärte Hyllos mit erhobener Stimme. »Ich habe noch nicht viel Gutes über ihn gehört. Sagt man nicht sogar, er habe seinen eigenen Bruder aus dem Weg geräumt, um König werden zu können?«

Agin schnitt ihm das Wort ab. »Der König sollte sich zu gut

sein, Dienergewäsch nachzuschwatzen«, zischte er halblaut. Gleichzeitig winkte auch Jolaos dem Knaben ab. Dann fragte er laut – mit einer leichten Wendung zu den Säulen hin: »Was willst du?«

Nun erst sah Hyllos den Schatten, der neben dem der Mittelsäule lang und dünn über das sonnenbeschienene Steinpflaster fiel. Im Eingang stand ein Mensch. Sich umwendend erkannte ihn Hyllos. Es war Ill, der Leibdiener seines Vetters Doros.

Ill trat näher und verneigte sich. Er hatte rotes Haar, das in der Sonne wie blankes Kupfer glänzte. »Ich bitte um Vergebung. Mein Herr Doros möchte die fremden Herren im Gästehaus aufsuchen und ersucht den König um seine Erlaubnis.«

»Auch dagegen erhebe ich Einspruch«, sagte Agin schnell. Hyllos warf den Kopf auf. »Ich erlaube es ihm.«

Ill verneigte sich wieder. »Ich danke im Namen meines Herrn«, antwortete er und glitt weg, so lautlos, wie er gekommen war.

Agin murmelte ein paar Worte vor sich hin, die Hyllos verstand, obwohl sie kaum hörbar gesprochen wurden: »Wo Kinder herrschen, siegt die Torheit.«

Jolaos ergriff Hyllos' Arm, während er sagte: »Ich hätte kaum eine Gefahr darin gesehen, wenn der König ein paar gütige Worte zu den Fremden gesprochen hätte. Jede Freundlichkeit erhöht seinen Ruf bei den Völkern. Und unsere Insel, Posides heiliger Bezirk zumal, hat immer als Zuflucht und Freistatt Verfolgter gegolten. Aber auch ich meine, der König sollte sich vorschneller Entscheidungen und Urteile enthalten.«

Hyllos war wieder unsicher geworden. Doch dann kam ihm ein Gedanke: »Ich möchte Gebiona über die Angelegenheit befragen.«

Gebiona war als Seherin des Volkes und »Herrin des Tempels« die anerkannte Ratgeberin der Könige. In jeder wichtigen Staatssache pflegte man sie zu hören. Weder Agin noch Jolaos konnten gegen Hyllos' Wunsch etwas einwenden.

Sie taten es auch nicht. Agin entfernte sich nach kurzem Gruß. Jolaos ging noch ein Stück mit Hyllos. Der ältere Mann legte dem Jungen im Gehen die Hand auf die Schulter. »Frage Gebiona, ich habe nichts dagegen. Aber eines muß ich dir sagen, mein Sohn: Agin sprach wahr, äußerst unklug war es von dir, Verdächtigungen niederster Art gegen einen Bundesgenossen und Sohn der Zwillinge auszusprechen, zumal, da wir nicht unter uns waren.«

»Ich hatte den Diener nicht gesehen«, sagte Hyllos beschämt.

»Hoffen wir, daß er seine Ohren nicht gespitzt hatte.«

»Aber hier in der Burg ist doch niemand, der ...«

»Man kann das nie wissen. Vorsicht im Reden ist immer nötig.«

»Aber Dagdan hat das wirklich getan, das, was ich sagte. Er hat seinen älteren Bruder getötet, um selbst König zu werden.« Hyllos flüsterte: »Und alle wissen es und sprechen davon.«

»Wer spricht davon? Ammen, Diener, Knechte?«

Hyllos senkte den Kopf. Tatsächlich hatte er zuerst von Aja, seiner Amme, die schreckliche und traurige Geschichte vom Tod König Fengons von Albion und seiner sechs unmündigen Söhne gehört. Aja hatte ihn, den Mutterlosen, als Kind gepflegt, und er hatte ihr geglaubt. Aber freilich, Aja hatte viel geredet, was er heute nicht mehr ernst nehmen konnte. Jolaos lächelte: »Du siehst wohl, mein junger König, du hast dich hinreißen lassen. Ja, ich weiß, es ist schwer, stets daran zu denken, wieviel Verantwortung auf dir liegt.«

Wieder stieg der Trotz in Hyllos auf. »Ich habe nicht gewollt, daß man sie mir aufhalst.«

Jolaos' Lächeln vertiefte sich. »Und dennoch ist es geschehen. Und nun mußt du sie tragen und nie vergessen, wer und was du bist.« Er drückte Hyllos' Schulter fester. »Mut, Kind. Du kannst nicht fehlen, wenn du demütig bleibst und noch nicht selbst zu entscheiden suchst, wo dir Einsicht und Erfahrung fehlen.« Er ließ ihn los. »Nun geh allein«, sagte er. Jolaos schritt zurück. Hyllos aber betrat durch eine hölzerne Bogenpforte den berühmten Apfelgarten, von dem die Sän-

ger in aller Welt bei den Gastmählern zu singen pflegten. Einst – vor Hunderten oder vielleicht sogar vor Tausenden von Wintern – hatten die Bäume hier Äpfel von echtem, purem Gold getragen – drei von ihnen wurden jetzt noch im Tempel aufbewahrt. Heute brachten die alten Stämme nur noch eßbare Früchte hervor, die aber auch sehr heilig und gesund, groß und rotbackig und der Stolz der Insel waren, mehr als der selbstgezogene Wein und die spärlichen Oliven. Im Herbst hingen die Bäume hier voller Früchte, aber auch jetzt im ersten Frühjahr hatte der Garten einen eigenen Zauber, wie das Licht zwischen den noch kahlen, wirr verschlungenen Ästen spielte und feine Schatten auf das Gras warf, in dem schon kleine weiße Blumen wie Sterne aufgegangen waren. Hier entsprang eine der beiden Quellen, die Poside einst aus dem Boden der Insel geschlagen hatte, damals, als er um Kleito freite, sein Heiligtum gründete und die Wasserringe um diesen Hügel zog. Das war, wie man sagte, in jener fernen Zeit gewesen, als es noch keine Schiffe gab. Das Wasser der Gartenquelle kam wunderbarerweise warm aus dem Boden, und es hatte einen seltsamen Geruch, der wie ein feiner Schleier über Gras und Gesträuch lag.

Von der Quelle aus rieselte ein Bächlein durchs Gras, hier und dort gingen kleine Gräben von ihm aus, sie führten das Wasser tiefer in den Garten hinein, wo im Sommer Blumen und Gemüsepflanzen wuchsen. Der Bach selber aber leitete es geradewegs in die königlichen Badehäuser.

Hyllos konnte es sich nie versagen, im Vorübergehen die Hand ins Wasser zu tauchen. Sanft und warm plätscherte es über ein paar Steine herunter. Er trank einen Schluck aus der hohlen Hand, das sollte der Gesundheit förderlich sein.

Doch dann fiel ihm auf, wie dünn das Rinnsal geworden war. Jetzt im Frühjahr hätte der Bach übersprudeln müssen. Wieder wurde der Druck auf der Brust fühlbar. Was sollte aus dem schönen Garten werden, wenn . . .? Aber das konnte Poside doch nicht zulassen, daß die Quelle, seine Quelle, versiegte und alles hier verdorrte? Wozu hätte er sie denn einst selbst geweckt?

Hyllos ging zum Quellbecken. Von Steinen eingefast, lag der Teich dunkel unter überhängenden Weidenzweigen. Auch das Wasser im Becken stand tiefer als sonst.

Wie Hyllos sich vorbeugte, um die Linie des alten Wasserstandes am Beckenrand zu verfolgen, sah er sein eigenes Bild auf der glatten Fläche: ein düster blickendes Kindergesicht mit großen, fragenden Augen schaute ihn fremd aus der dämmrigen Tiefe herauf an. »Bin ich das?« fragte er sich erschauernd. »Sieht so ein König aus?«

Aber dann richtete er sich auf. Durch das Gezweig schimmerte die glänzende Mauer, die den inneren Tempelbezirk einschloß. Er öffnete die enge Pforte, die nur der König durchschreiten durfte.

Ein kleines Häuschen lehnte sich hier an die Mauer. Darin hatte bis zu seinem Tode der uralte Mimos gewohnt, der der weiseste der Weisen und Hyllos' Lehrer gewesen war. Jetzt stand die Klausen leer.

Hyllos ging langsam in die Weite des Heiligen Rundes hinein. Wie immer legte sich ihm die Feierlichkeit des Ortes beklemmend aufs Herz. Man wurde so winzig vor der gewaltigen Größe der grauen Steine, die da im Halbkreis aufgerichtet standen, je zwei von ihnen durch einen darübergelegten Deckstein verbunden. »Die Hochsitze der Zwillinge« nannte man sie, und beim großen Thing hatte jeder der zehn atlantischen Könige seinen Sitz vor einem dieser Pfeiler. Hier in der Mitte des Halbrunds würde Hyllos thronen neben seinem »Zwilling«, dem König Gadeiros aus dem Südländchen Iberia. Der alte Mimos hatte ihm gesagt, daß die Könige vor ihren Hochsitzsäulen die fünf göttlichen Zwillingspaare darstellten, die einst Kleito dem Poside geboren hatte und die ihre Ahnen waren.

Inmitten des großen, mit feinem Sand bestreuten Rundes sah man die Feuerstelle, auf der beim Thing die Opferflamme brannte, dahinter den rohen, liegenden Block, den man »den Stein der Sonne« nannte. Auf ihm, so sagte man, hatte Kleito gesessen, als Poside sie von seinem Himmelssitz aus zum ersten Mal erblickte. Dort sei auch der Mittelpunkt des Welten-

rundes, hieß es. Hinter diesem Stein aber ragte auf ihrem dreistufigen Unterbau die Säule auf, das Heiligste vom Heiligen, sie, deren viele Namen jedes Kind auswendig lernen mußte. »Stützer des Himmels« war einer davon, »Baum des Atlas«, »Welteibe« oder »Pfahl«. Sie bestand aus einem hohen und dicken Eibenstamm und war ganz mit Bernstein überzogen, den man hierzulande Oreichalkos nannte. In ihre schimmernde Oberfläche hatte Poside Zeichen gegraben. Mimos hatte sie Hyllos gedeutet. »Das Gesetz des Vaters« verkündeten sie, und ein strenger Fluch war auch mit eingeschnitten, der würde unfehlbar den treffen, der das Gesetz mißachtete.

Bei seiner Einweihung in das göttliche Weistum hatte Hyllos, an die Säule gebunden, eine furchtbare Nacht verbracht. Seither graute ihm vor ihr. Mimos hatte gesagt, in ihr lebe und wese der Urvater Atlas selber, der der erste König auf Erden und Posides ältester Sohn gewesen sei. Das war nicht recht zu begreifen, aber Mimos hatte mit solch geheimnisvoll raunender Stimme davon gesprochen, daß es Hyllos tief ins Herz gedrungen war.

Wenn er hier stand, kam es ihm immer so vor, als blicke ihn aus dem spiegelnden Dunkelgold der Säule ein fremdes, schauriges Antlitz an. Oben hatte der Stamm zwei Äste wie ein Baum. Sie schwangen sich nach rechts und links empor und liefen in Spiralen aus, die wie eingerollte Blätter waren. Es sah aus, als streckte der Mann, der in der Säule steckte, die Arme empor, um über sich ein unsichtbares Gewölbe emporzustemmen. So sei es auch, sagten die Weisen, Atlas stütze das Weltendach. Fiele einmal die Säule, so müsse der Himmel einbrechen.

Hyllos hatte immer das Gefühl gehabt, es müsse eine furchtbare Mühe für diesen uralten Säulenmann sein, ewig den Himmel stützen zu müssen. Schaute er darum so fremd und schrecklich aus dem Gold? In letzter Zeit blickte er vorwurfsvoll – Hyllos wußte: das galt ihm, dem unfähigen Enkel. Er machte, daß er an der Säule vorüberkam, grüßte sie nur rasch und wandte sich dem Tempel zu.

Er ging an dem Wasserbecken vorbei, in dem die beiden heiligen Schwäne schwammen. Sie zogen nie mit den anderen fort, nisteten im Schilf am Rand des Beckens, und die Mädchen des Feuerhauses fütterten sie. Aus vermoosten Steinen hervor sprang hier die zweite von Posides Quellen, die kalte, die noch heiliger war als die im Apfelgarten. Wer von ihrem Wasser trank, empfing nicht nur Gesundheit des Leibes sondern auch Erleuchtung des Geistes. Darum wurde ihr Wasser über eine eigens dafür gebaute Brücke über die Gräben und Landringe weg bis zu den Häusern in der Ebene und am Hafen geleitet, damit viele Leute davon trinken konnten.

Nahe bei der Quelle, noch innerhalb der Mauer, aber durch Bäume verdeckt, lag das sogenannte »Feuerhaus«, in dem Gebiona und die Mädchen wohnten, die das ewige Feuer im Tempel zu hüten hatten. Hyllos fragte sich, ob er Gebiona wohl dort finden werde. Er ging aber dann doch zum Tempel, da die Seherin sich meist dort aufhielt.

Der Tempel Posides war ein langgestreckter Holzbau mit einem dreigestuften, mit vergoldeten Schindeln gedeckten Dach und silberverzierten Außenwänden. Er hatte keine Vorhalle, eine mächtige Rundbogentür führte gleich in den weiten Innenraum.

Drinnen herrschte rötliche Dämmerung, durchschossen von einzelnen Lichtstrahlen, die durch die Dachluken hereinfielen. In der Mitte des Raumes brannte, von vier Pfeilern umstanden, auf einem runden Herd das heilige Feuer. Der flackernde Schein weckte überall spielende Lichter an Wänden, Boden und Decke, Goldgeflimmer und aufscheinendes Zeichenwerk. Denn es war ein Oreichalkossaal, in dem Hyllos stand, Bernstein, durchsichtig und glänzend, überzog die Wände wie die Pfeiler, die die flache Decke trugen. Sie aber war ein Wunderwerk ohne Beispiel, berühmt wie die Figuren des Hephaistos und auch von ihm entworfen und gefertigt. Eine große Zahl von Sinnbildern hatte er in Gold, Silber und Walroßbein in das Holz eingefügt, sie waren kunstvoll ineinandergeschlungen, Sonnen und Weltbäume und viele andere Zeichen. Aus dem halbdunklen Hintergrund jenseits

des Feuers aber ragte des Künstlers gewaltigstes Werk empor: Das plastische Bild Posides, wie er, auf dem Sonnenwagen stehend, umgeben von Seetieren und Meermädchen, des Morgens aus der Flut tauchte. Die Statue des Gottes war wie der Wagen und die kleinen Figuren aus reinem Gold gefertigt. Rechts und links von dem Bild lehnten an den Wänden die Feldzeichen, mit denen die Atlanter in alter Zeit in den Krieg gezogen waren; auch die uralten Speere des Himmelsgottes waren dabei, die blauschimmernden Steinäxte der atlantischen Könige, goldene Sonnenbilder und andere kostbare Weihgaben, die reiche Leute dem Tempel gestiftet hatten. Auf dem niederen Steinmäuerchen vor dem Bild stand ein kleiner, goldener Sonnenwagen, daneben die allerheiligste Bronzeschale für das Königsopfer, und da lag auch der Eidring, den Hyllos bei den großen Opferfesten am Arm tragen mußte, obwohl er ihm viel zu weit war.

Hyllos kannte das alles, er brauchte nicht groß hinzusehen. Das Bild Posides flößte ihm ebensoviel Unbehagen ein wie die Säule draußen. Es war nicht viel Menschliches an dieser dünnen Gestalt, deren Haupt bis zur Decke aufragte und deren Gesicht fast ganz aus einer überlangen Nase bestand. Hyllos begriff nicht, wie die Jungfrauen am Feuer sich so gelassen mit dieser kalten, goldenen Gegenwart im Hintergrund des Raumes abfinden konnten.

Sie saßen zu dritt am Herd in ihren langen, weißen Kleidern, zwei von ihnen ließen die Spindeln tanzen, die dritte webte. Immer mußten drei der Mädchen hier sitzen und das Feuer bewachen. Neun waren sie im ganzen, neun heilige Jungfrauen. Wenn eine von ihnen heiratete, standen schon viele andere zur Wahl bereit, denn es war eine große Ehre, dem Heiligtum dienen zu dürfen, und ein Glück für jedes Mädchen obendrein. Eine ehemalige Feuerjungfrau blieb angesehen ihr Leben lang vor allen Frauen des Landes. Und die Mädchen lernten im Haus hinter dem Quell Dinge, die niemand sonst verstand: Heiltränke brauen, Krankheiten erkennen und heilen, sie wußten den geheimen Sinn der Heiligen Zeichen zu deuten, und Gebiona lehrte sie Zaubersprü-

che und wundersame Lieder singen, solche, mit denen man heilen oder beschwören konnte, und auch solche, die die Geister der Weissagung heraufriefen.

Bei der Wache am Heiligen Herd wechselten sie sich ab, dreimal im Lauf eines Tages und einer Nacht. Sie versorgten das Feuer, das niemals ausgehen durfte – nur zur Sonnenwende und beim Königsthing wurde es gelöscht und neu entzündet. Es gab eine alte Prophezeiung, einmal werde das Feuer durch die Unachtsamkeit einer Wächterin erlöschen, und dann werde die ganze Insel im Meer versinken. Aber Hyllos dachte bei sich, am Ende habe man das nur erfunden, um die Wachsamkeit der Mädchen anzuspornen.

Er hatte gleich gesehen, daß Gebiona nicht bei den dreien war. Am Webstuhl saß Mengdis. Die Große, der ein Wisch blonden Haares unter dem Kopftuch hervor in die Stirn fiel, war Igund, Bukos' Schwester, die Zierliche neben ihr aber hieß Ganna.

Hyllos wandte sich an Mengdis: »Ist Gebiona nicht hier? Wo finde ich sie?«

»Sie ist krank«, sagte Mengdis und schob kräftig den Balken des Webrahmens zurück. »Und man sollte sie jetzt in Ruhe lassen. Wir sind froh, daß sie endlich schläft, sie hat lange genug gefiebert und gehustet.«

Es war seltsam genug, zu denken, daß Gebiona, die weiseste aller Frauen, die so viele Kranke geheilt hatte, selbst im Fieber lag und sich nicht helfen konnte. Aber Gebiona war diesen Winter schon oft krank gewesen. Vielleicht gehörte auch das zu den Heimsuchungen, die die Götter über den Norden verhängt hatten.

»Habt ihr ihr Heiltränke gegeben?«

»Wir haben ihr alles gegeben, was irgend helfen kann. Und es wird auch helfen.«

»Warte bis morgen, König.«

»Meine Frage duldet keinen Aufschub . . .«

Die zarte Ganna, die bisher auf ihre tanzende Spindel hinabgeschaut hatte, blickte plötzlich auf. Sie hatte lange, seidenweiche Wimpern, und ihre Augen waren groß und braun,

ganz anders als die Augen der übrigen Mädchen. Auf einmal fiel es Hyllos ein, daß Ganna ja aus Albion gekommen war, wie die Männer, um die es jetzt und hier ging, daß sie eine Nichte König Dagdans war und die Tochter des so rätselhaft ums Leben gekommenen Königs Fengon. Ihr Anblick, wie sie am Feuer saß, die Augen niedergeschlagen, das Kopftuch tief in der Stirn, als wolle sie ihr Gesicht nicht sehen lassen, unablässig den Faden drehend, war ihm so vertraut, daß er schon lange nicht mehr daran gedacht hatte, daß sie eine Fremde war.

Nun erstaunte er über den brennenden Glanz in den dunklen Augen. »Ich weiß, was es ist«, flüsterte Ganna.

»Du?«

»Ja. Du willst Gebiona über die Männer befragen, die Fremden, die aus Albion gekommen sind . . .«

Mengdis drehte sich um. »Laß das, Ganna«, mahnte sie. »Sprich nicht weiter. Gebiona hat dir gesagt: Du mußt vergessen.«

»Ich will nicht vergessen.« Ganna brachte mit zitternden Fingern den Faden wieder in Ordnung, der sich von der Spindel gelöst hatte.

»Woher weißt du denn . . .?« fragte Hyllos.

»Die Tempelmägde natürlich. Sie kommen angelaufen, wenn es nur den Hauch einer Neuigkeit gibt«, sagte Mengdis ungeduldig. »Und Gannas Heimweh flammte sogleich auf.« »Es ist nicht Heimweh«, wehrte sich Ganna leise. Wieder heftete sich ihr erregter Blick auf Hyllos. »Lieber König, du mußt sie empfangen. Und ihnen helfen. Es sind die Freunde meines Vaters . . .«

Ihn überrann ein leichter Schauer. Aja hatte doch wahr gesprochen. Es blieb ja bestehen, daß treue Diener ihres Vaters Ganna vor vielen Jahren zu Schiff hierhergerettet hatten als die einzige Überlebende ihrer Familie: Der Vater war angeblich auf der Jagd verunglückt, die Mutter, die eine Atlantidin gewesen war, mit Gannas sechs jungen Brüdern im Feuer ihres Palastes umgekommen. Den sollten Angehörige eines wilden Bergstammes in Brand gesteckt haben – angeblich.

Warum hatten die Diener das kleine Mädchen nicht dem neuen König in die Arme gelegt, warum hatte Gebiona das Kind jahrelang im Feuerhaus drüben gehalten und es kaum je von ihrer Seite gelassen, bis es alt genug war, eine Tempeljungfrau zu werden? Auch Ganna war ein Flüchtling, und Laodamas, Hyllos' Oheim und Vorgänger, hatte sie offenbar nicht zurückgewiesen.

»Gebiona kann dir nichts anderes sagen als ich.« Ganna ließ die Spindel sinken. »König«, flüsterte sie, »es ist die Pflicht der Herrscher von der Pfahlinsel, allen Unglücklichen beizustehen. Sie sollen das Unrecht verfolgen und dem Recht zum Sieg verhelfen, Poside will es.«

»Wenn man nur immer wüßte, wo das Recht ist. Ich kenne die Flüchtlinge nicht. Agin sagt, es sei unklug . . .«

»Was weiß denn Agin? Was wißt ihr alle? Ihr sitzt in Sicherheit, Ruhe, Wohlstand. O, ihr satten, hochmütigen Atlas söhne!« Dann aber schlug sie die Hände vor das Gesicht.

»Nein, ich wollte das nicht sagen, nein. Es ist ungerecht. Ich weiß mir nur nicht mehr zu helfen, weil ich so allein bin und niemand mir beistehen will.« Sie begann trocken zu schluchzen, ihre dünnen, vorgebeugten Schultern bebten.

Hyllos packte das Mitleid. Er trat einen Schritt näher. »Aber Ganna, du bist doch nicht allein. Du bist hier bei uns und in Sicherheit. Ist man denn nicht gut zu dir gewesen – auf unserer Insel?«

»Doch, doch. Aber . . .«

»Was aber?«

»Ich kann es nicht sagen, Hyllos. Ich darf ja nicht. Ich darf nicht.« Sie preßte die kleinen weißen Finger in ihrem Schoß ineinander: »Ach, ist denn unter allen Göttern keiner, der mir hilft?«

Mengdis war aufgestanden und beugte sich über die Schluchzende. »Ganna, hör, du sollst nicht . . .« Igun wollte ihr den Arm um die Schultern legen. Aber sie stieß die Mädchen zurück. Sie erhob sich und warf den Kopf in den Nacken. »Poside!« schrie sie gellend.

Der Ruf verhallte unter der geschmückten Decke, zu der sich

vom Herd zarte Rauchwölkchen emporkräuselten. Der ganze Raum war mit blassem Dunst erfüllt. Daraus tauchte im Hintergrund das kalte, tote Haupt des goldenen Gottes auf. Selbst der flackernde Feuerschein konnte ihm kein Leben geben. Er hört sie nicht, dachte Hyllos erschüttert. Wie sollte er denn? Er ist ja nur ein Bild.

Aber Ganna drehte sich gar nicht um. Sie sah starr ins Feuer. »Poside«, wiederholte sie tonlos.

Mengdis und Igun standen einen Schritt hinter ihr, sie schienen den Atem anzuhalten. »Sollen wir singen?« flüsterte Igun nach einem kurzen Schweigen.

»Nein.« Ganna zitterte jetzt nicht mehr. Sie hob leicht die Arme. Immer noch starrte sie in die Flammen.

Dann wandte sie sich langsam zu Hyllos um. »Du sollst die Fremden empfangen, König. Poside will es«, sagte sie mit heller Stimme. Sie setzte sich wie erschöpft nieder.

Jetzt rührten sich auch Mengdis und Igun. »Ich glaube, du solltest es tun, König.« Mengdis ging zu ihrem Stuhl zurück.

»Du hast jetzt deine Antwort. Ganna hat sie dir ebensogut geben können wie Gebiona.«

Auch Igun nickte. »Ganna bekommt Antwort aus dem Feuer. Sie braucht nicht einmal ein Lied dazu. Wir wissen das. Es war schon öfter so mit ihr.«

Hyllos blickte auf Ganna, deren Gesicht fast so weiß aussah wie ihr Kopftuch und so still wie das einer Toten.

Seufzend nahm er den Wahrspruch an. »Gut«, sagte er, »also werde ich die Fremden empfangen.« Dies alles kam ihm rätselhaft und unheimlich vor. Wenn Gebiona auf ihrem Seherinnenstuhl saß, geschmückt mit allen Insignien ihres Amtes, und auf die üblichen Herbeirufungslieder lauschte, so schien es ganz natürlich, daß die Stimme eines Gottes sie erreichte. Aber daß ein Mädchen nur einfach starr wurde und ins Feuer blickte . . . Er schüttelte den Kopf. Nun, mochte das sein, wie es wollte. Er hatte sich entschieden. Ganna sollte ihren Willen haben. Im Grund entsprach er ja dem seinen.

3. Meines Vaters Schwert

Also empfing Hyllos die Flüchtlinge. Nach dem Vorangegangenen erwartete er viel. Aber er wurde enttäuscht.

Die Männer aus Albion überreichten ihm zwar als Gastgabe ein goldverziertes Schwert, aber dennoch fühlte er sein Mitleid mit ihnen rasch schwinden. Diese Flüchtlinge sahen wild und barbarisch aus in ihren karierten Mänteln, die teilweise zerrissen waren wie Bettlermäntel. Dazu waren noch einige von ihnen schwarzhaarig und bärtig, was man in den Ländern des Nordens sowieso als unschön empfand. Und was ihr Anführer in holprigen, schwerverständlichen Sätzen hervorstieß, waren nur leidenschaftliche Anklagen gegen König Dagdan, der alle, die mächtig seien in Albion, für seine Gegner halte, sie aus ihren Ämtern dränge, heimtückisch ihrer Güter beraube, ja, sie zu Tode bringe, so daß Flucht das einzige sei, was den Großen des Landes noch übrig bleibe. Hyllos dachte: Agin und Jolaos hätten mich wegen meiner Worte über Dagdan wahrhaftig nicht zu tadeln brauchen, jetzt kann man Schlimmeres über ihn hier in der Königshalle hören. »Mörder« war noch die mildeste Bezeichnung, die sie für ihn hatten.

Doch dann geschah etwas, das Hyllos die Klagen der Flüchtlinge ebenso vergessen ließ wie Gannas Jammer. Denn auf einmal trat aus der hintersten Reihe der Fremden ein Mann, der ganz anders aussah als die anderen. Er war nicht groß, ein zierlicher, schmalgesichtiger Mensch. Sein grüner Mantel wirkte abgetragen, sein Gesicht zeigte Falten, aber seine Augen strahlten Hyllos so heiter an, daß der geradezu erleichtert aufatmete. Der Fremde verneigte sich, daß der grüne Mantel flog. Mit weicher, singender Stimme stellte er sich vor, er heiße Ajax, der Weitgereiste, sagte er, sei der Sohn des Pandoros und Enkel des alten Ajax und komme aus dem fernen Achaierlande, aus Mykenai am blauen Südmeer. Er habe eine Zeitlang in Albion verweilt und sich dann diesen Männern hier angeschlossen, um seine Stimme mit den ihren zu vereinen. »Doch jetzt«, rief er aus, »verschlägt es mir den Atem,

und ich stehe verstummt vor dem einen, den ich gesucht habe und nun endlich finde: den Sohn jenes Mannes, von dem in meinem Lande jeder Sänger singt, jedes Kind weiß, und der der Abgott meiner frühen Tage war.«

Hyllos war rot geworden. Es kam ihm vor, als spreche dieser Fremde in Versen.

Er fragte: »Du kommst wirklich aus Mykenai – aus dem Land meines Vaters?« Alles andere glitt weg und wurde unwichtig.

»So ist's, Erhabener. Ich bin einer, der sich den wechselnden Winden anvertraut, sie trugen mich hierhin und dorthin, ich zog aus, die große Welt kennen zu lernen, wie dein edler Vater, des Herakles Enkel, es tat. Ich setzte meine kleinen, leichten Fußstapfen in seine gewaltigen und fand zuletzt den Weg in den geheimnisreichen Norden wie er.«

Hyllos spürte eine Berührung an seiner Schulter. Jolaos gab ihm ein Zeichen. Die Männer aus Albion waren noch nicht fertig mit ihren Reden und wollten Weiteres vorbringen.

Hyllos ballte die Fäuste im Schoß. Er blickte in die strahlenden Augen des Achaiers. »Du hast meinen Vater gekannt?«

»O ja, mein König. Ich bin sogar mit ihm in den Kampf gezogen.«

»In . . . seinen letzten Kampf?«

»Ich war nicht anwesend, als der Große seinen letzten Atemzug tat. Doch ich hörte davon. Herrlich schallte der Ruhm seiner Tapferkeit durch Argos.« Auf den bewegten Zügen des Achaiers mischten sich Kummer und Begeisterung.

»Du mußt mir viel erzählen«, bat Hyllos leidenschaftlich.

Wieder spürte er Jolaos' Berührung. »Ich bitte dich, das Mahl mit uns einzunehmen«, sagte er hastig zu dem sich tief Verneigenden. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit aufs neue den anderen Männern zu.

Doch sowohl ihre düsteren Mienen wie die ärgerlichen Räusperlaute in seinem Rücken sagten ihm, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er mußte nun wohl oder übel auch die Männer aus Albion zum Mahl laden und trotzdem eine bittere Anspielung ihres Sprechers einstecken: »Wir wissen nur allzu

gut, König, nicht willkommen ist an allen Orten der Welt, wer bittet, statt zu bieten.«

Mit Hyllos allein geblieben, seufzte Jolaos tief auf. »Wir werden ihnen Asyl geben müssen, nun du schon so weit gegangen bist, sie zum Mahl zu laden. Auf der Insel allerdings ist kein Platz für sie. Ich denke, wir senden sie nach Kleitra zu König Skyld. Dorthin wird Dagdans Arm kaum reichen. Und sollten sie Unruhe stiften, Skyld, der Kluge, wird sie schon im Zaum halten.« Jolaos schüttelte den Kopf. »Obwohl je die Zeit kommen wird, da die Leute meinen Ziehsohn und Schüler Hyllos ›den Klugen‹ nennen werden?«

»Habe ich wieder alles falsch gemacht?« Hyllos verbarg seine Unsicherheit hinter Trotz.

»Zu voreilig bist du gewesen, mein Kind. Deine Gedanken waren von jenem Mann gefangen, der sich Ajax nennt.«

»Mein Vater . . .« stieß Hyllos hervor. »Du selbst hast ihn geliebt, sagst du. Du warst sein Freund.«

»Gewiß. Das bedeutet aber noch nicht, daß ich jedem Manne um den Hals fallen wollte, der behauptet, er sei mit Herakleitos ins Feld gezogen. Das mag stimmen oder nicht. Ein Abenteurer . . .«

Hyllos gestand, den Blick am Boden: »Es ist ja nur . . . ich bin so froh, wenn einmal einer kommt, der mir erzählen kann. Du hast so vieles vergessen«, setzte er leise hinzu.

»Nicht vergessen.« Die Raschheit, mit der Jolaos den Vorwurf zurückwies, zeigte, daß er betroffen war. »Nein. Aber ich meine, daß es nicht taugt, immer nach Vergangenen zu schielen. Ich bin ein Sohn des Nordens geworden. Und du bist ein Atlantide und König dieses Landes. Hier liegen deine Pflichten. Argos ist Fremde für dich und muß es bleiben.«

»Warum? Besaß nicht mein Vater ein Anrecht auf Argos und was dazu gehört?«

»Ein Anrecht? Oft genug habe ich deinen Vater gewarnt. Was er aus grauer Vorzeit her an Rechten zu besitzen glaubte, ist längst verjährt. Seit Generationen herrscht das Geschlecht des Pelops in Mykenai, seine Macht war und ist die Wirklichkeit, alles andere ein Traum, dem nachzujagen nichts als

Vergeudung der Kräfte bedeutet. Dein Vater war leider besessen von diesem Traum, und du weißt, er hat ihm den Tod gebracht. Ich versuchte ihn hier, wo er, der Wanderer, endlich festen Fuß gefaßt hatte, zu halten. Vergeblich. Und ich bitte dich inständig, Hyllos, verfalle nicht in den gleichen Wahn. Du bist jetzt ein großer und, wie ich glaube, vernünftiger Junge, du weißt, daß du nicht fruchtlosen Träumen nachhängen darfst, Träumen von einer Südfahrt etwa, die dir nichts als den Tod und deinem Lande keinen Segen bringen könnte.«

Jolaos ließ sich ermattet auf die Bank nieder. »Ehre das Gedächtnis deines Vaters. Er war ein großer, ein herrlicher Mann. Du sollst ihm in allem nacheifern, nur in dem einen nicht, in dem er irrte. Du magst dir auch anhören, was der Abenteurer Ajax zu erzählen weiß. Wenn du nur deine Sinne beisammen behältst und dich nicht an ihn verlierst.« Jetzt lächelte Jolaos. »Es sollte mich nicht wundern, wenn er alsbald eine Lyra zum Vorschein brächte und sich als fahrender Sänger entpuppte.«

»Thulos wird beim Mahl singen«, sagte Hyllos.

»Ja. Und immer die alten mykenischen Geschichten. Es ist schon bald fünfzig Jahre her, daß Troja fiel, und immer noch kennen selbst unsere Sänger im Norden kein besseres Thema. Wann werden sie einmal atlantische Geschichten vortragen?«

Hyllos, der schon zur Türe gegangen war, drehte sich um.

»Wenn ich eines Tages meine Heldentaten vollbracht haben werde«, rief er mit wiederaufflammendem Trotz.

»Wir wollen hoffen, daß sie von dir als einem klugen König singen werden, der seinem Land den Frieden erhielt. Das wird Heldenehre genug sein«, sagte Jolaos hinter ihm drein.

Als Hyllos in den Hof trat, kam ihm Alkman nach. Er brachte ihm jenes Schwert, das die Männer aus Albion vor dem Königssitz niedergelegt hatten.

Hyllos drehte den goldenen Griff in seiner Hand hin und her.

»Ich will es ins Schatzhaus tragen«, sagte er.

Das königliche Schatzhaus lag wohl verriegelt und verschlossen hinter dem Haus der Wachen. Hyllos rief einen der Wächter und hieß ihn die Tür öffnen.

Drinnen gab es zunächst nichts als Dunkelheit und ein mattes Auffunkeln von Gold und Silber hier und dort. »Bring Licht, Alkman«, befahl Hyllos.

Aber während er unter der halboffenen Tür stand und auf die Fackel wartete, traten die Dinge im Raum allmählich deutlicher hervor. Da standen auf den Wandgestellen wundervolle Alabastergefäße aus dem Süden, goldene Kannen und Becher, getriebene Bronzeschalen mit Bildern und Sonnenzeichen, wie sie König Skylds berühmte Schmiede auf Kleitra fertigten. Rechterhand türmten sich die Schätze, die König Laodamas gesammelt hatte, bis zu den Dachsparren empor. Zu seiner Zeit war das Königshaus besonders reich beschenkt worden. Denn was hier gestapelt lag, gehörte allein den Königen, Poside hatte drüben im Tempelbezirk sein eigenes Schatzhaus, das noch weit üppiger bestellt war als dieses hier. Wir sind reich, ich bin es, dachte Hyllos. An diesen Gedanken konnte er sich immer noch nicht gewöhnen. Er, das »Kind«, der »Sohn des fremden Mannes« – Herr über Schätze, um die ihn die ganze Welt beneiden mußte? Und meinem Volk kann ich kein Getreide geben, durchfuhr es ihn. Selbst wenn ich all dies Gold verteilte, niemand kann Gold essen. . .

Er war ja auch gar nicht der Alleinbesitzer des Schatzes, der gehörte den Atlantiden, dem ganzen Geschlecht, und hatte sich fortzuerben auf Söhne und Enkel. Die Atlantiden. . . Wenige Besitzer nur hatte der Schatz in Hyllos' Tagen. Da waren außer Jole und Vetter Doros nur einige entferntere Verwandte: der alte Noreios mit seinen Söhnen, Agin und Bukos und etliche Frauen und Mädchen. Jene geheimnisvolle Seuche, die vor zwölf Wintern im Königshause mehr gewütet hatte als in irgendeinem anderen des Landes, hatte furchtbar aufgeräumt. König Laodamas hatte überlebt, aber er war von da ab wie verwandelt gewesen – verzaubert, sagten manche. Man hörte, er sei vordem ein starker, heiterer Mensch

gewesen, der sich in allen Leibesübungen hervortat und viel lachte. Später saß er fast immer in seinem Hause, wollte niemanden sehen, wurde hart in seinen Urteilen und verlor alle seine Freunde. Ein großer, dicker Mann mit gedunsenen Wangen und flackerndem Blick, so stand er in Hyllos' Erinnerung. Er hatte ihn gefürchtet, obwohl der König sich kaum je um den kleinen Sohn seiner jüngsten Schwester gekümmert hatte, so wenig wie um seine Staatsgeschäfte. Nur seine Hunde hatte Laodamas geliebt, mit ihnen gespielt und ihnen mehr vertraut als Menschen. Zu jener Zeit war es auch geschehen, daß alle Regierungsgewalt in Jolaos' Hände gegliitten war.

Hatte König Laodamas den Tod seiner Verwandten so schwer empfunden, daß er trübsinnig darüber wurde? Hatte er wirklich – wie Aja wissen wollte – jene verhängnisvollen, golddurchwirkten Decken aus Albion als Mittwintergeschenke an seine Brüder und Schwestern und Verwandten verteilt – an alle außer an sein Söhnchen Nausitos, das trotzdem starb?

Den Kleinen sollte er wahrhaft geliebt und bereits den zukünftigen großen Herrscher in ihm gesehen haben. Und dann war das Kind als ein Opfer der Seuche unter Krämpfen verschieden, obwohl es nie unter einer der albionischen Decken geschlafen hatte. . . Laodamas habe wie ein Tier gebrüllt, hieß es, und die Götter verflucht, drei Tage lang.

Die Decken mußten hier noch irgendwo liegen, sie waren sehr wertvoll, und man hatte sie alle ins Schatzhaus gebracht. Zauberzeichen seien in sie eingewoben, behauptete Aja.

Hyllos trat zu den Schätzen seines Oheims. Gold und wieder Gold. König Laodamas war oft in dieses Haus gekommen. In seiner Jugend hatte er sich gerne mit Gold geschmückt. Man sprach noch von der Pracht und Herrlichkeit, mit der er damals König Dagdan in Albion besucht hatte – mit vierundzwanzig Schiffen und einer Menge von Geschenken. Dagdan war da noch nicht lange König gewesen. Sie hatten oft allein miteinander geredet. . . Und dann hatte Laodamas die Decken mit zur Königsinsel gebracht, als Tribut, hieß es. . .

Ja, es mußte grauenvoll sein, allein in einem verödeten Palast zurückzubleiben. Alle seine Geschwister hatte der König verloren, seinen Sohn, seine Gattin, seine Mutter, seine Nefen und Nichten. Hätten Disa und Aja nicht kurzerhand ihre Schutzbefohlenen aufs Festland gerettet, Jole und Hyllos wären wohl auch gestorben.

Da kam Alkman mit der Fackel. Das Licht flackerte, und tausend Funken glitzerten an den Wänden auf. Hyllos steckte die Fackel in den Halter. Alkman zog sich zurück und schloß die Tür.

Hyllos hob eine Bronzeschale herab. Sie war sehr alt und stand wohl seit vielen Generationen hier. Schön war sie in ihrer Einfachheit, vollendet in der Form. Ringe legten sich als Schmuck einer um den anderen, so wie sich Posides Wasserringe um die Burg schlossen. Eine klare, reine Welt, in der man sich geborgen fühlen konnte. So war es noch in der Zeit des großen Königs Alkinos gewesen, der Laodamas' Vater und Hyllos' Großvater gewesen war – in der »guten Zeit«, wie die Leute sagten, als der goldene Friede in den atlantischen Ländern geherrscht hatte, damals, als Hunger, Not, Seuchen, Streit, Aufruhr und böses Murren unbekannte Dinge und alle Menschen – so glaubte man wenigstens – glücklich gewesen waren. Man war reich gewesen, hatte sich aber dennoch mit der edlen Einfachheit begnügt. . .

Hyllos stellte die Schale an ihren Ort und nahm das Goldgefäß herab, das daneben stand. Das sah freilich ganz anders aus: Üppig war der Zierat, und der ganze Krug erschien wie ein Tier, das einen langen Hals emporreckte und ein gebogenes Horn auf der Stirn trug. Die Augen waren mit blauen Steinen eingelegt und funkelten Hyllos halb tückisch, halb wissend an im flackernden Licht. Das war der neue Stil, den die Schmiede auf Kleitra geschaffen hatten, Tierfiguren überall, kleine Menschengestalten, grinsende Mäuler, Anhänger, die klingelten und klapperten. . . Reichtum, ja, aber auch Unruhe und etwas seltsam Drohendes, das von den glotzenden Tieraugen ausging. »So ist die Zeit jetzt.« Wer hatte das gesagt? Mimos? Gebiona? »Etwas Wildes ist in die

Welt gekommen, etwas Verhängnisvolles, die Menschen sind in Wirrnis und Aufruhr geraten, das Heil ist zerbrochen. . . » So hatte einer gesprochen, der es wissen mußte. Hyllos dachte beklommen: Und der König, von dem man erwartet, er werde diese aus den Fugen geratene Welt bändigen, der bin ich. . .

Er hob das Einhorngefäß wieder auf das Bord hinauf und suchte weiter, zog dies und das heraus. Er kam selten hierher, aber wenn er zwischen den Schätzen stand, packte ihn die Neugier und das mit Grauen gemischte Verlangen, mehr zu erfahren.

Da war eine Truhe, er hatte sie noch nie angerührt, sie stand weit hinten, und allerlei blinkendes Gerät war auf sie gehäuft. Er zog sie hervor, und es gelang ihm, den Deckel zu öffnen. Tücher lagen darin, tiefer unten Decken, von Goldfäden durchwoben mit Mustern, wie Hyllos sie nie gesehen hatte. Das waren sie! Nun hatte er sie gefunden, die verzauberten Schlafdecken, aus denen die Seuche gekommen war. Seine Hand, die das Gewebe schon berührt hatte, zuckte zurück. Da lagen sie vor ihm, schön, aber gefährlich anzusehen in ihrer Fremdartigkeit, wie das Auge des Einhorns. Warum man sie nicht verbrannt hatte, wie die Leichen der an der Seuche Verstorbenen? Vielleicht hatte man gedacht, sie seien zu schön, um vernichtet zu werden. Vielleicht auch drohte dem, der sich an ihnen vergriff, ein furchtbarer Fluch. Was wußte Hyllos denn wirklich von den Geheimnissen seines Hauses? Es gab wohl mehr als eines, und die raunenden Frauen sagten, man rühre besser nicht daran. »Geheimnisreicher Norden«, wahrhaftig, es stimmte. Wie hatte er denken können, hier sei alles klar, nüchtern und ohne Hintergründe? Das war die Oberfläche, der Spiegel eines Wassers, das sich nur leicht kräuselte; was darunter lag, daran rührte man besser nicht. Plötzlich schüttelte ihn das Grauen. Stieg nicht ein modriger Geruch aus dem glitzernden Gewebe auf? Rasch warf er den Deckel zu, schob die Truhe tief in den Winkel und türmte wieder viele Dinge über sie. Bleib begraben, altes Geheimnis! Er floh von Laodamas' Schätzen weg, nahm das Schwert der

Fremden, das an der Wand lehnte, und wandte sich jener Ecke zu, in der man die kostbaren Waffen aufbewahrte.

Sie waren sorglich in fettgetränkte Tücher eingewickelt. Hyllos hob aus einem der Kästen, was dort zuoberst lag; er kannte das lange Ding genau und wickelte es aus seinen Hüllen. Auch dies war ein Schwert, sehr groß mit Bronzeklinge und Bronzegriff, ein Schwert ohne Gold und Zierat, nicht zum Prunk, sondern zum Kämpfen gemacht; die Schneide sah schartig aus, sie war gebraucht worden. »Ich lasse es für meinen Sohn zurück – als sein Erbteil«, hatte der Held Herakleitos gesagt, als er in seine Heimat gezogen war, um dort sein Königsrecht geltend zu machen. Er hatte dafür eins der leichteren Schwerter des Nordens mitgenommen.

Hyllos umfaßte den Griff. Schwer war das Schwert des großen Helden mit der Zehn-Männer-Kraft, zu schwer noch für seine Hand. Aber er strich mit dem Finger sachte die Klinge entlang. Hier war die Blutrinne. . . Jolaos mag sagen, was er will, dachte er. Hat mein Vater nicht dies Schwert für mich zurückgelassen, auf daß ich mit ihm seinen Tod räche, den er vielleicht schon voraussah? Warum will Jolaos mir mein Recht und meine Rachepflicht ausreden?

Hyllos wollte das Schwert wieder in die Truhe legen, aber dann spürte er, daß er sich jetzt nicht mehr von ihm trennen konnte. So wickelte er die verzierte Waffe aus Albion in die fetten Lappen, legte das neue Schwert an die Stelle des anderen und schloß den Deckel.

Alkman folgte ihm, als er zu seinem Schlafhaus ging, er mußte ihm dort helfen, das Schwert an der Wand zu befestigen. Sie schlugen Nägel in die Holztäfelung über Hyllos' Lager und hängten das Schwert an Gurten auf. Da hing es nun, groß und schlicht und mit schartiger Klinge.

»Du brauchst noch eine Scheide dazu«, sagte Alkman.

»Scheiden besitze ich mehr als genug«, antwortete Hyllos.

»Wenn ich es einmal tragen will, kann ich diese oder jene nehmen. Vorerst aber soll es hier hängen, so, als sei es zum Kampf gezogen.« Wenn Ajax, der Achaier, es hier sähe, würde er es wohl wiedererkennen? fragte er sich.

Später saß man dann beim Mahl in der Halle. Die Wände entlang standen die Bänke und Sessel, auf denen sich die Männer drängten, kleine Tische vor sich. Die Diener und Mägde trugen die dampfenden Speisen auf. Die meisten von Hyllos' Gefolgsherren, die um die Burg her wohnten, waren anwesend, ebenso die jungen »Gefährten« des Königs und die Anführer der Leibwache. Auch einige der alten Männer, die den »Rat der Weisen« bildeten, nahmen am Mahl teil, an ihrer Spitze der weißhaarige Noreios, Sohn des Rexenor, den man »Tempeldiener« nannte, obwohl er Atlantide und ein großer Herr war. Agin und Bukos aber fehlten auch jetzt.

Auf den Ehrensitzen am Pfeiler jenseits des Feuers thronten die Fremden aus Albion. Jolaos hatte sich bei ihnen niedergelassen. Er würde ihnen schon das Richtige sagen und ihnen die Burg Kleitra, auf der daenischen Seehundsinsel, nach der sie abgeschoben werden sollten, als lockendes Ziel ihrer Irrfahrt hinstellen. Hyllos hatte keine Lust mehr, sich mit ihnen zu befassen. Zwar spürte er einen kleinen Stich des Gewissens, wenn er an Ganna dachte. Aber er schob das weg: Neben ihm saß Ajax und trank ihm aus blitzendem Becher zu. Mit Ajax wollte er sprechen, mit niemand sonst.

Was den Vater betraf, so war allerdings nicht viel aus dem Achaier herauszubringen. Doch ein über das andere Mal nannte er Hyllos den »Erhabenen.« Dem Jungen kam das seltsam vor. In den Südländern wurden den Königen wohl solche Titel beigelegt, fast, als seien sie Götter. Freilich, auch im Norden vertrat der König den Gott, von dem er abstammte. Aber deswegen wäre doch niemandem eingefallen, ihn anders zu nennen als eben »König«.

»O Erhabener«, sagte Ajax, der Achaier, »eines Tages werden deine Augen das Land, das rechtens dein Vaterland ist, erblicken, und du wirst stehen und staunen wie vor einem Wunder. . .«

Hyllos fragte ihn nach dem König, der jetzt auf der Burg zu Mykenai sitze.

»Orestes? Ein alter Mann. Niemand liebt ihn, das Volk vergißt nicht, daß ein Muttermord auf ihm lastet. Er reinigte

sich im Tempel, doch was hat das schon zu bedeuten? Als dein hoher Vater, o Erhabener, gegen ihn zog, stand er außer Bogenschußweite. Er fürchtete sich, mit Herakleitos zu kämpfen. Dein hoher Vater sah in ihm nur den Usurpator.«

»Hier sagt man mir, die Rechte, die mein Vater an jenes Land gehabt habe, seien verjährt,« stieß Hyllos hervor.

Ajax hob die strahlenden Augen zu ihm auf. »O Herrlicher, wir, die wir mit Herakleitos in den Kampf zogen, wir glaubten an sein heiliges Recht, an,« er betonte die Worte, »die Rechte der Herakliden. Und ich sage dir, König, es gibt viele in meiner Heimat, die noch daran glauben.«

Hyllos atmete tief auf. Das hatte er hören wollen.

Der Sänger kam. Er ließ sich vor dem Pfeiler nieder, ein Tisch mit Wein und Braten wurde vor ihn hingestellt. Aber er nippte nur am Becher und sagte, die Götter liebten den nicht, der sich den Magen fülle, ehe er etwas vollbracht habe. Darüber lachten die Männer an den Tischen.

Ein Diener reichte dem Alten die vergoldete Harfe. Er stimmte sie umständlich. Thulos war der älteste Sänger im Lande, ihn hatte noch Dodokos belehrt, der König Alkinos' Hofsänger gewesen war. Als einst Odysseus, der achaische Held und Dulder, von dem so viele Lieder sangen, auf seiner Irrfahrt nach Norden und an König Alkinos' Hof verschlagen worden war, hatte Dodokos vor ihm gesungen. Jetzt würde sein Schüler vor Ajax singen. Thulos war fast blind wie sein Meister. Aber seine Augen hatten trotzdem einen klaren Blick und seine Stimme war hell wie die eines jungen Mannes. Er fragte: »Was wollt ihr hören?« und legte die langen Finger auf die Saiten.

»Hier ist ein Gast aus dem Lande der Achaier, und sein Name ist Ajax«, ließ ihm Hyllos sagen.

»So will ich von dem Heldenkampf um Troja und vom Mut der beiden Ajax singen, da hier ein Fremdling ist, der ihren Namen trägt.«

Thulos ließ die Saiten schwirren. Er hob den weißhaarigen Kopf, als lausche er. Und dann begann er.

Er sang vom Schiffslager des Achaierheeres vor Troja, von

der Not der Belagerer, die von den kühnen Trojanern schon bis zu den Schiffen zurückgedrängt worden waren und ihren Sieg zerrinnen sahen. Da aber machte ein Gott sich auf, ihnen Hilfe zu bringen – Poseidon.

Es war kein anderer als Poside, der Herr der atlantischen Königsinsel. Dem Gaste zu Ehren aber sprach Thulos den Namen so aus, wie man es im Südland zu tun gewohnt war, wie er auch Versmaß und Rhythmus der achaischen Gesänge benutzte und nach Art der Sänger des Südens seinem Sprechgesang nur hier und da ein paar gezupfte Töne der Harfe unterlegte.

»Plötzlich stieg er herab von dem zackigen Felsengebirge,
wandelnd mit hurtigem Schritt, und es bebten die Höhen, die Wälder.
Dreimal schwang er sich fort, und das dritte Mal stand er am Ziele:
Ägä, wo ein gepriesener Palast in den Tiefen des Sundes
ihm golden und schimmernd erbaut war, stets unvergänglich.
Schnell, wie er ankam, schirrt' er ins Joch erzhufige Rosse,
stürmenden Flugs, umwallt von goldener Mähne die Schultern.
Selber mit Gold umhüllt' er den Leib und umfaßt' die Geißel,
schön aus Golde gewirkt, und trat in den Sessel des Wagens,
lenkte dann über die Flut: die Ungeheuer des Abgrunds
hüpften hervor aus den Klüften, den mächtigen Herrscher erkennend.
Freudig trennt auseinander die Woge sich, und wie geflügelt
eilte der Wagen, ohne daß unten die Achse genetzt ward.«

Es war still in der Halle. Die Stimme des Sängers hatte allein das Wort. Sie drang in jeden Winkel und schien mit dem Feuerrauch bis in die Sparren des offenen Dachstuhls emporzusteigen. Außer ihr hörte man nur das Knistern des brennenden Holzes, hie und da das leise Klirren eines vorsichtig niedergestellten Trinkgefäßes und vom Hof her das ferne Bellen der Hunde, die nicht in die Halle durften.

Hyllos war wie alle anderen im Bann der hellen Stimme. Er sah den goldstrahlenden Gott des Liedes ganz deutlich vor sich, sah, wie seine glänzenden Haare um die Wette mit den Mähnen der Rosse flogen, während er im Wagen über die grünen Fluten hinstürmte. Hyllos war selbst Wagenlenker und kannte die Lust an der raschen Fahrt. So über die Wogen hinstürmen können, ohne Hemmnis, gelöst von Erde und Staub. . . Es war das Bild, das der goldene Gott im Tempel bot – nein, bieten sollte – Poside auf dem Sonnenwagen, umgeben von Seetieren. . . Aber der wirkliche Gott, von dem der Sänger sang, sah anders aus – viel schöner – strahlend lebendig, nicht fremd und tot. . . Der wirkliche Gott? Plötzlich sprang Hyllos ein Gedanke an, den er nicht abweisen konnte: Auch das sind ja Märchen, Ammengeschichten. Man erzählte auch im Norden von dem goldenen Palast in der Meerestiefe, in dem der Gott bei seiner Nachtfahrt mit der Sonne ausruhte und die Pferde versorgte. Aber wie konnte er denn unter Wasser leben, wie atmen? Wenn die Sonne im Westen ins Meer sank, so war ja gar kein Wagen dabei im Spiel, und wie sie von dort wieder nach Osten zu ihrem Ausgangspunkt gelangte, das wußte bestimmt niemand genau. Es traf ihn schwer, daß er daran noch nie gedacht hatte.

Ob es die Helden vor Troja wirklich gegeben hatte, ob sie in Wahrheit so überaus kampfmütig und heldenhaft gewesen waren, wie Thulos sie schilderte? Der Sänger hatte sein Lied weitergeführt, in der Gestalt eines Sehers hatte der Gott die beiden Ajax im Achaierlager zu Kampf und Widerstand aufgereizt. Einer der beiden Ajax, der Große, der Sohn des Oileus, erkannte den Gott, als der sich von hinnen wandte: »Denn leicht zu erkennen sind Götter. . .«

Wenn das wahr ist, dachte Hyllos, werde ich sofort erkennen, ob dieser Poside, der da von Albion kommen soll, wirklich ein Gott ist. . .

Aber seine Freude an Thulos' Lied war gestört. Mißmutig folgte er der ausgedehnten Beschreibung des Kampfes, den die mit neuem Mut erfüllten Helden mit den Trojanern ausfochten.

Thulos schien sich selbst immer mehr in kämpferische Erregung hineinzusteigern, man hörte förmlich das Klirren und Tosen und Schreien des Schlachtfeldes, sah die Speere schwirren, die Schwerter blitzen, die Wellen des nahen Meeres sich hoch aufbäumen und die Götter sich zuschauend auf den Wolkensitzen drängen. Man sah Poseidon den Achaïern vorausschreiten, ein furchtbares Schwert schwingend, hell wie ein Blitz. . .

Die Männer in der Halle hörten nicht mehr still zu. Sie trommelten mit den Fäusten auf die Tische, und als der große Ajax mit seinem Stein den Trojaner Hektor zu Boden schmetterte, erfüllte ein brüllendes Aufjauchzen die Halle. Am Ende toste der Beifall so gewaltig, daß Wände und Säulen zu zittern schienen.

Hyllos wandte sich zögernd dem Manne an seiner Seite zu. »Du stammst aus einem Land voller Helden, Ajax«, sagte er. Ajax verneigte sich schwungvoll. »Meinen Dank dem gütigen König. Aber wir sind – leider – nicht mehr, die wir waren.«

»Ach. Von unserem Volk sagen die weisen Alten das auch.«
»Wenn ich die Männer hier auf den Bänken ansehe, scheint mir das ein leeres Gerede. Welch göttergleiche Gestalten! Sie müssen gewaltige Krieger sein, deine Atlanter.«

»Bei uns hat es schon seit langen Zeiten keinen Krieg mehr gegeben. Das Gesetz verbietet den atlantischen Königen, sich gegeneinander zu wenden. Und Fremde kommen selten in den Norden.«

»Bis an die Enden der Welt, wo Tag und Nacht sich begrüßen, wie man bei uns sagt.« Ajax lächelte sanft. »Wohin aber dann mit all der Manneskraft?«

»Alljährlich fahren Scharen von jungen Leuten aus. Sie finden Kämpfe an fremden Küsten, und manche gewinnen Neuland und bleiben dort. Andere kehren zurück, vor allem die ältesten Söhne der Höfe. Wir hätten nicht Land genug, blieben alle daheim, weißt du.«

»Ich bewundere das Wissen des jungen Erhabenen.« Ajax verneigte sich wieder.

»Aber ich muß das ja wissen«, sagte Hyllos ungeduldig.

»Und heutzutage kommt nun noch die Dürre dazu. Alle wollen fort. . . « Er packte sein Trinkhorn und tat einen kräftigen Zug. »Sage mir, Ajax, reden sie bei euch auch so – so als zürnten die Götter jetzt den Menschen?«

»O gewiß. Man erzählt, der Himmelsherr Zeus habe sich mit seiner Gattin gestritten, weil sie den Achaïern den Sieg über Troja verlieh. Dafür habe er geschworen, mit harter Hand alle Burgen und Städte unseres Volkes zu vernichten.« Ajax lachte, er schien dergleichen nicht ernst zu nehmen.

»Es gibt keine Dürre bei euch?«

»Ich hörte, König Orestes habe Schiffe mit Getreide aus Asien kommen lassen. Ich bin eine ganze Weile meiner Heimat ferngeblieben, Erhabener, aber soweit ich unterrichtet bin, lebt man dort noch nicht schlecht.«

»Also segnet Poside eure Fluren mit mehr Liebe als die unseren.« Hyllos trank seufzend sein Trinkhorn leer.

»Poseidon, wie wir ihn nennen, kümmert sich bei uns nicht viel um die Fluren. Er liebt das Meer, auf dessen Grund sein Palast steht. Dort spielt er mit Delphinen und läßt die Schiffe schwanken, die über die gläserne Tiefe hingleiten. . . « Ajax sumnte vor sich hin, als vollende er eine Liedzeile.

Wieder diese Märchen, dachte Hyllos. Dichtung – Spiel – wo ist einer, der mir Wahrheit gibt? Mit einem trotzigem Aufwerfen des Kopfes hielt er dem bedienenden Knaben das Horn zum Nachfüllen hin.

»Ich hörte in Albion sagen, daß Poside euch binnen kurzem besuchen wird«, sagte die weiche Stimme des Achaïers.

»Ja.« Hyllos' Fragelust flammte wieder auf. »Du warst dort. Hast du ihn gesehen?«

»O nein.« Das kam so leichthin wie alles andere. »Die Priester halten ihn gut versteckt, das kannst du glauben.«

»Die Priester?«

»Die weisen Männer von Albion, wie man sie nennt. Sie sind nicht nur kluge Leute, sie haben auch viel Macht; nicht einmal Dagdan, der Gewaltige, wagt es, an ihre Rechte zu rühren.«

»Und warum verstecken sie diesen Poside?«

»Warum? Der Glaube des Volkes liebt das Unenthüllte.«

»Du meinst, es stecke nichts dahinter als. . . als. . .«

»Ein kleines Geheimnis der Priester, ja. So ist das immer und überall, nicht wahr?«

»Bei uns. . . sind nur die Könige Priester.« Hyllos wollte weiterfragen, aber da stand plötzlich Jolaos neben seinem Sitz. Er winkte dem einschenkenden Diener ab und beugte sich über Hyllos. »Es sind verdiente Männer anwesend, die auch ein Wort des jungen Königs verdienen«, flüsterte er. »Es geht nicht an, daß du nur mit einem einzigen redest, mein Sohn.«

»Ich rede, mit wem ich will.« Hyllos wollte Jolaos' Hand abschütteln, da aber wurde seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Ajax hatte sich erhoben. »Auch ich möchte ein wenig zur Erheiterung der Gäste beitragen, wenn mein erhabener König es mir gestattet.« Er schritt zum Stuhl des Sängers. »Und wenn der große Thulos mir nicht zürnt«, vollendete er.

»Nie werde ich mich mit dir messen können, Fürst der Sänger,« rief er dem Alten zu. »Erlaube mir aber trotzdem, hier ein wenig zu stümpfern, solange du dich am Mahl erlabst.« Er hatte die kleine Singharfe ergriffen, ehe der Sänger nur nicken konnte, und war vor eine der Säulen getreten.

»Hab ich's nicht gesagt?« murmelte Jolaos hinter Hyllos. Er ließ dessen Schulter los. Hyllos starrte Ajax verlangend an.

»Sing, sing«, rief er.

Der Achaier lehnte an der Säule, die Beine gekreuzt, den Kopf zurückgelegt. Seine Finger liefen über die Saiten, viel gewandter als die des alten Thulos. Die Töne hüpfen unter ihnen hervor wie die Springwellen eines lustigen Baches.

Und dann sang Ajax. So munter wie das Vorspiel klang sein Lied nicht, es war ein verhaltener, träumerisch-weicher Gesang. Er handelte von der Heimkehr des Achaierhelden Odysseus nach Ithaka, seiner Insel. »Da erwachte der edle Odysseus, ruhend auf dem Boden der längst verlassenen Heimat. . .« Im Nebel des Morgens erschien ihm sein eigenes Land wie ein fremdes, er wehklagte laut und glaubte noch immer im Elend zu sein. Bis Pallas Athene in Gestalt eines jungen Hirten zu ihm trat und den Schleier von seinen Augen wegzog. Da erkannte er die geliebte Landschaft, die rauhe und doch so wundersame mit ihren Felsen unter dem starkblauen Himmel, den thymianduftenden Hängen, wo die Ziegen weideten, den grünen Weingärten, den sprudelnden Bächen und den weißen, hoch aufgebauten Dörfern am Hang. . .

Ajax' Stimme lockte und warb. Es war nichts anderes als ein Preislied auf die Schönheit des südlichen Landes, was er sang. Die kühlen Grotten am purpurnen Meer, wo man saß und den goldenen Wein schlürfte, bis die Sonne in die Wellen sank. . . Dunkeläugige Mädchen kamen, Krüge auf den hochgetragenen Häuptern, mit dem Schritt von Königinnen über die Felsen zum Wasser herab, Hirtenknaben neigten sich zu ihnen, während die Flöte im duftenden Gesträuch erklang. . .

Hyllos fühlte sich wie im Traum. Es war, als lulle ihn das süße Schwirren der Saiten ein. Aber wie im Halbschlaf sah er alles vor sich: Die zauberhaften Bergländer und fremden Inseln in einem Meer, das anders war als das des Nordens, viel sanfter und tiefer gefärbt. Er sah die Pracht der weißen Städte, vor deren aufgetürmter Schönheit die Oreichalkosburg der Atlanter verblaßte, jene Welt, die doch im letzten die seine war, sein Erbteil, seines Vaters Land, das auf ihn wartete. Ein Land, in dem es keine Dürre gab, keinen Aufruhr, keine Furcht, ein Land, in dem alle Menschen heiter und freundlich waren und nichts von einem verlangten, was man nicht leisten konnte. . .

Und das ist Wirklichkeit, dachte er, den Kopf zurückgelegt,

kein Märchen, dieses Land gibt es, und ich werde es eines Tages sehen.

»Siehe, da freute sich der edle Dulder Odysseus herzlich des Vaterlandes und küßte die fruchtbare Erde. . .«

Auch Ajax erhielt viel Beifall, nachdem er geendet hatte. Einer der jungen Männer rief herüber: »Wenn du nicht übertrieben hast, Achaier, wäre deine Heimat schon eine lustige Kaperfahrt wert oder am Ende gar einen Kriegszug wie den deiner Landsleute gegen Troja.«

Und der kleine Doros, Hyllos' junger Vetter, gellte mit heller Kinderstimme: »Wann fahren wir nach Ithaka und Mykenai, Hyllos? Wann?«

Jolaos erhob sich. Er dankte Ajax kurz für sein Lied und beendete das Gastmahl mit einem Trankopfer für die Götter. Als sie ins Freie traten, regnete es. Die Männer streckten die Hände aus. »Erwünschte Feuchtigkeit! Welch ein Labsal, es regnet. Ein gutes Zeichen!« – »Freunde, hört, die Götter haben endlich ein Einsehen. Hast du mit deinem Spiel und Gesang den Segen herabgerufen, Achaier?«

Hyllos dachte: Was für ein Tag! Erst die Schwäne, dann Ajax und nun der Regen. Er fühlte sich schwindlig und müde, aber glücklich.

Bei seinem Schlafhaus entließ er die Gefährten, die ihn geleitet hatten, und auch seinen Leibdiener. Aber statt sich auszuwechseln, blieb er noch eine ganze Weile vor seinem Bett stehen und sah das Schwert seines Vaters an. Es schwebte vor seinen Augen wie im Leeren, das Licht der Wachsfackel spiegelte sich in der Bronze. Das Schwert schien zu leben und zu sprechen. »Eines Tages wirst du mich nehmen, und ich werde dich führen und dir das Land, nach dem du dich sehnst, erobern helfen. Denn ich will heim«, sagte das Schwert, »heim in das Land, das mein ist und dein.«

4. Das goldene Gesicht

Freilich kam am nächsten Morgen die Ernüchterung. Der Regen hatte bald wieder aufgehört, in der Frühe schien wie immer die Sonne, heiß und strahlend. Jolaos hielt Hyllos einen eindringlichen Vortrag über die erste aller Königspflichten, die des Maßhaltens.

Hyllos war beschämt. Er wußte wohl, er hatte gestern mehr getrunken als sonst.

»Schlimmer noch erscheint mir«, sagte Jolaos, »daß dieser Achaier dich geistig berauschte, mein Kind. Was dich und andere verführt, die Länder des Südens für besser zu halten als eure Heimat, das ist nur Trug und Schein. Ich stamme selbst aus Argos und weiß es. Wir hier haben Früchte, Felsen, Sonne und Meer ebenso wie die Achaier, aber weit mehr Ordnung und Sauberkeit. Die eng gebauten Städte dort brüten Seuchen aus. . .«

»Seuchen hat es auch bei uns gegeben«, widersprach Hyllos. Jolaos runzelte die Brauen. Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er: »Wir sind jener Krankheit, an die du denkst, Herr geworden, wenn sie auch Opfer gefordert hat. Sie wurde eingeschleppt – durch Schiffe, wohl gerade durch solche, die aus den südlichen Ländern kamen. Dort gelingt es schwerer, Krankheiten zu bekämpfen, weil es, wie ich schon sagte, mit der Reinlichkeit nicht so genau genommen wird. Und außerdem: Immer herrscht in Argos Streit. Betrachte die Geschichte von Agamemnons Haus: Mord und Greuel ohne Ende. Bei uns verbürgen seit alters gute Gesetze gesichertes Leben. Und das ist in allen atlantischen Königreichen so.«

Stimmt das denn auch heute noch? wollte Hyllos fragen. Aber Jolaos lenkte schon zu einer anderen Sache über. Zum Mittsommer würde das Königsthing stattfinden, man hielt es abwechselnd alle fünf und sechs Jahre ab, um der ungeraden Zahl nicht vor der geraden den Vorzug zu geben, wie es hieß. Bei diesem höchsten aller Feste versammelten sich die zehn atlantischen Könige im Heiligtum Posides. Sie kamen

alle – auch aus den entlegensten Ländern. Schon waren Boten eingetroffen, die das Kommen dieses oder jenes Herrschers ankündigten. Frühzeitig mußte mit den Vorbereitungen begonnen werden. »Es wird für dich eine Zeit der Prüfung werden, mein Kind«, sagte Jolaos. »Ich werde dir zur Seite stehen, so gut ich kann, aber es wird Augenblicke geben, da du gänzlich auf dich selbst angewiesen sein wirst und zeigen mußt, daß du dich über dein Alter hinaus klug und beherrscht benehmen kannst.«

»Zuvor wird Poside kommen«, sagte Hyllos. »Die Schwäne sind da.«

»Gewiß. In dreimal neun Tagen können wir ihn erwarten. Es ist seit langer Zeit das erste Mal, daß die göttliche Gegenwart, wie wir Posides Besuch nennen, und das Königsthing auf das gleiche Jahr fallen. Ich hoffe. . .« Jolaos brach ab. Hyllos sah ihn fragend an, da vollendete er leise: »Ich hoffe, daß der Gott sich beim Königsthing nicht einmischt, das allerdings können wir nicht gebrauchen. Du wirst nicht viel mit ihm zu tun haben«, fuhr er lauter fort, »er wird als der ›Verborgene‹ im Tempel wohnen. Du hast ihn an der Lände zu empfangen, alles weitere geschieht dann ohne dich. Es handelt sich da um alte Bräuche, denen man nicht entgegen sein kann, die aber nicht allzuviel Bedeutung haben.«

Ajax sah Hyllos nicht wieder. Jolaos mochte ihn abgeschoben haben. Hyllos wußte, Jolaos würde ihm nicht antworten, wenn er ihn nach dem Achaier fragte.

Die Herren aus Albion waren noch auf der Burg. Sie warteten im Gästehaus auf eine Nachricht aus Kleitra.

Aber auch sie sah Hyllos nicht. Er hatte Abgesandte der atlantischen Stammesfürsten zu empfangen und an Besprechungen teilzunehmen, allerdings meist nur als stummer Zuhörer, während Jolaos sprach. Außerdem mußte er sich ja den Leibesübungen widmen, vor allem auf der Rennbahn üben, denn er hatte es sich in den Kopf gesetzt – entgegen Jolaos' Rat – an den Spielen zu Posides Ehren als Rosselenker teilzunehmen.

Seit er König war, besaß er als Reittier einen milchweißen

Hengst mit Namen Lampos und dann zwei Apfelschimmel, die schönsten und feurigsten Wagenpferde, die man finden konnte. Sie hießen Alkos und Alswinn wie die Sonnenrosse, und wenn Hyllos mit ihnen durch die Bahn brauste, die Staubwolken hinter sich, vor sich die fliegenden, mit Goldfäden durchflochtenen Mähnen, fühlte er sich so frei, unbeschwert und froh, wie niemals sonst. Darum verbrachte er soviel Zeit, als ihm immer möglich war, bei den Pferden.

Neue Züge von Schwänen waren eingetroffen, in allen Buchten und auf den Wasserringen um die Burg wimmelte es von ihnen, weißes Gefieder, gebogene Hälse, glänzende Schnäbel. . . Abends flogen sie in großen Scharen singend nach Westen, als wollten sie dem entgegenziehen, den alle mit Sehnsucht und Hoffnung erwarteten, alle außer Jolaos, wie es schien.

Und dann stand Hyllos eines Morgens an der Anlegestelle der Burg, um das Sonnenschiff zu empfangen. Es war schon heiß trotz der frühen Stunde, der Königsmantel drückte auf seine Schultern, auf seinem Kopf saß die gewaltige Strahlenkrone der atlantischen Könige, der Reif preßte sich ihm hart in die Stirn, über die der Schweiß lief. Die anderen Mitglieder des Atlasgeschlechtes, die ihn umgaben, Agin, Bukos, der kleine Doros, die Mädchen, sie alle trugen leichte, reichgeschmückte Kleider, waren in bester Laune, lachten und redeten miteinander. Hinter ihnen reihten sich jene auf, die in der Burg oder um sie her wohnten: Vornean standen die weisen Alten, an ihrer Spitze Jolaos und Noreios, die Würdenträger des Staates folgten, die jungen Gefährten, Frauen, Kinder und Leibwächter. Höher am Hang standen die Dienstleute, Knechte und Mägde in ihren Festtagskleidern, grüne Zweige und Frühlingsblumen in den Händen.

Hyllos' Augen suchten und fanden Jole. Dann glitt sein Blick von ihr weg in die Ferne. Dort im lichten Morgendunst ahnte man den Hafen, die Häuser, die Dünenhänge. Dort waren jetzt, er wußte es, Tausende von Menschen versammelt, die von allen Seiten der Insel herbeigeströmt und in Booten vom

Festland gekommen waren. Blumengeschmückt, von Gold- und Bronzeschmuck blitzend, saßen sie an den Dünenhängen und am Strand, schauten erwartungsvoll über das weite, ruhig wogende Meer hin nach Westen und vertrieben sich die Zeit mit Singen. Auch auf den Wällen, die den Kanal säumten, und auf den Erdringen um die Burg waren Menschen, man sah sie von hier aus, wie sie auf die Wälle kletterten, sah Kinder laufen und sich auf die kleinen, schwankenden Bäume schwingen. Erwartung lag in der Luft, Freude, Festtagsstimmung. . . Nur Hyllos schwitzte hier bedrückt unter seinem schweren Mantel.

Jetzt kamen die Feuerjungfrauen in feierlichem Zuge vom Hügel herabgeschritten, eine hinter der anderen – heute hüteten die Tempeldiener den heiligen Herd.

Man machte ihnen Platz. Sie schritten langsam, aufrecht und schlank einher, die Säume der weißen Gewänder schleppten fast im Staub, die Bronzekragen und Bronzegürtel schimmerten; lang herab wallten die Kopftücher. Ihnen voran ging Gebiona. Ihr Gesicht sah sehr bleich aus, aber die hellen Augen blickten mit dem ihnen eigenen Glanz klar und kühn geradeaus. Gebiona war nicht wie eine Tempeljungfrau gekleidet, sie trug einen blauen Mantel, eine Kappe aus Wildkatzenfell, sehr große Ohrringe und das Halsband aus Gold und edlen Steinen, das als eins der wertvollsten Stücke zum Tempelschatz gehörte. In der Hand hielt sie den Wahrsagestab. Das war ihr Ornat als Seherin des Volkes. Und heute stellte sie, das wußten alle, Kleito Posideja dar, die Herrin der Erde, die die Urmutter des Atlasgeschlechtes und die erste Seherin und zauberkundige Heilsrätin gewesen war.

Sie trat neben Hyllos. Der Platz an der Seite des Königs gebührte ihr. Sie war größer als er. Er drehte mühsam den Kopf und blickte sie an. Gebiona war schön auf ihre Art: Das zarte weiße Gesicht, die bannenden Augen, die aufrechte Haltung. . . Krank sah sie noch aus, aber niemand hätte glauben können, daß diese Frau schon mehr als vierzig Winter zählte. Trotz ihrer großen Würde hatte sie noch immer etwas von einem jungen Mädchen an sich.

Hyllos verehrte Gebiona. Sie hatte mit ihrer Heilkunde seine Kinderkrankheiten gebannt, sie war ihm manchmal fast wie eine Mutter gewesen, wenn seine Ehrfurcht vor ihr ihm auch nie das Gefühl wirklicher Nähe oder Vertrautheit gestattet hatte. Gebiona blieb für ihn wie hinter einer durchsichtigen Wand, unheimlich fast, wenn der Wahrsagegeist sie überkam, eine Vertraute der Götter und anders als alle Menschen sonst.

Die Feuermädchen begannen zu singen. Es wurde still. Die berühmten Stimmen der »weißen Jungfrauen« hoben sich hell empor, die Töne schwebten klar und süß über das Wasser in die zartgrüne Ferne hinaus. »Herr«, sangen sie, »Herr komm, o komm, Herr! Laß mich nicht warten, Geliebter.« Es war ein uraltes Zauberlied mit seltsamen Worten. Man sang es auch in der Zeit um die Wintersonnenwende, wenn man die junge Sonne aus dem Meer heraufrufen wollte. Das immer erneut aufsteigende »Herr! Herr!« klang sehnsüchtig und beschwörend.

Ganz in der Ferne tönte jetzt ein Hornruf auf. Und dann antwortete einer der Lurenbläser auf der Burgmauer mit einer kurzen Tonfolge: »Das Schiff!« hieß das. »Das Schiff in Sicht.«

Hyllos hörte, daß Jole einen kleinen, jauchzenden Schrei ausstieß. Eine Bewegung ging durch die Wartenden an der Lände, und die sich am Hang niedergesetzt hatten, standen auf. Und dann sah man weit hinten am Horizont ein weißes Flimmern, das sich in die Lüfte hob: Das waren die Schwäne aus der Bucht, die die Strandwärter aufscheuchten, damit sie den Gott begrüßten. Auch im Wasserring um die Burg hob ein Flügelschlagen an, und große Schatten glitten über die Wartenden hinweg nach Westen. »Jetzt kommt er, er kommt«, rief jemand laut.

Wieder sangen die Mädchen, nun war es das Lied, das man nur einmal innerhalb von neunzehn Jahren anstimmte, dann, wenn Posides Segel am Horizont erschienen war:

»Es kommt ein Schiff von Westen her.
Wen trägt das Schiff wohl übers Meer?
Es bringt den Herrn, es bringt den Herrn,
Des Vaters goldenen Sohn. . .«

Als die hellen Stimmen schwiegen, trat eine tiefe, gespannte Stille ein, die sich ins Endlose zu dehnen schien.

Wie eine Erlösung kam schließlich der erneute Lurenruf. Der zweite Bläser fiel ein, die Töne schlangen sich ineinander, es war, als schwängen sich zwei große Vögel, einer nach dem anderen, in die blaue Luft hinauf, rufend und singend, um sich dann zu vereinigen.

»Dort!« rief Jole. »Dort!« Sie hüpfte in die Höhe, um besser sehen zu können.

Irgend etwas Blitzendes und Funkelndes war fern auf dem dunklen Wasser des Kanals zu erkennen. Es tauchte in den Schatten der Durchfahrt, kam wieder hervor, wurde deutlicher. Auch bei der Brücke bliesen die Bronzehörner. Man sah die Leute auf den Wällen winken und Blumen herunterwerfen. Noch näher kam das Leuchten. Nun glitt es groß aus der letzten Durchfahrt hervor: das Boot.

Der Mast war umgelegt, man sah das Auf und Ab der Riemer, Wasser sprühte von den Blättern, wenn sie sich nach rückwärts schlangen. Die Ruderer selbst waren hinter den Schildern an der Bordwand nicht zu sehen. Um so deutlicher ließ sich der Wagen erkennen, der vorn auf dem Steven des Schiffes stand. Zwei große, weiße Schwäne saßen darauf, und eine goldene Radscheibe war darin aufgerichtet. Hinter ihr stand ein Mann – eine menschliche Gestalt – der Gott. Über goldenem Geflimmer ragte die mächtigste Strahlenkrone auf, die Hyllos je gesehen hatte, lange Ohrgehänge aus dreifach ineinander geschlungenen Ringen schlangen im Rudertakt hin und her. Und das Gesicht unter der Krone war wirklich golden, wie Disa gesagt hatte; ein unbewegliches, metallisches Antlitz sah mit unerbittlicher, kalter Strenge den Menschen am Ufer entgegen. – Er gleicht seinem Bild im Tempel, dachte Hyllos, und ein Schauer durchlief ihn.

Jetzt hob der Gott langsam die Arme. So hielt er sie, feierlich ausgestreckt. Es war das Zeichen, das »Frühling«, »Leben« und »gute Fahrt« bedeutete. Die drei übergroßen, grünen Blattsprossen, die, aus Holz geschnitzt, statt eines Tierkopfes am Steven des Bootes angebracht waren, bedeuteten dasselbe. Mit diesem Zeichen grüßte man ein fremdes Land, das man in Besitz nehmen wollte, die Schiffe fuhren im Frühling unter dem Dreisproß aus. Poside, das wußte Hyllos, nahte sich hier seinem Heiligtum, um für einen Sommer von ihm Besitz zu nehmen. Und er brachte den Frühling mit und ein gutes, gesegnetes Jahr, wie man sagte.

»Ein gutes Jahr, ein gutes Jahr«, riefen die Wartenden an der Lände. Man hörte es auch von den Wällen herüberschallen. Überall wurde geschrien. Dazu die strahlenden Hornrufe und das Klatschen der Vogelschwinge – es war ein mächtiger Aufruhr. Etwas von der Angst der Menschen vor der wachsenden Dürre befreite sich in dem immer wieder aufsteigenden Rufen, löste sich in Hoffnung und überwältigendem Glauben. »Heil, Heil und ein gutes Jahr!«

Jole wandte sich um. Hyllos begegnete ihrem Blick, der voller Jubel war. Sie nickte ihm zu, und er zwang sich zu einem Lächeln.

Das Sonnenschiff glitt heran, die Männer am Steg standen bereit. Taue flogen herüber. Der Gott hinter der Scheibe senkte die Arme. Er verließ seinen Stand auf dem Wagen. Aller Augen, die auf ihn gerichtet waren, sahen, wie er mit einer leichten, geschmeidigen Bewegung sein langes, blaues Gewand raffte, aus dem Kasten sprang und zur Seite trat. Weißgekleidete Männer hoben den Wagen auf den Steg, einer von ihnen reichte dem Gott die Hand, mit einem Sprung war er auf dem Wagen. Da stand er wieder, unbeweglich wie eine Statue.

Angespannt schaute Hyllos: Der Wagen bestand aus Holz, er war vergoldet und mit Schnitzereien bedeckt, auch die beiden Schwäne waren nur hölzern, nichts weiter, geschnitzt und bemalt, aber täuschend natürlich gebildet, wie sie da vorn auf zwei vorgeschobenen Brettern saßen, es sollte wohl

aussehen, als zögen sie den Wagen. Jetzt brachte der königliche Stallmeister die beiden zierlichen weißen Pferde, die man eigens für diesen Besuch als »die göttlichen Rosse« aufgezogen hatte, und schirrte sie vor den Wagen. Dann kam dieser langsam den Strand herauf, während die Umstehenden »Heil« riefen. Die Knaben des Stallmeisters, auch in weißen Kitteln, führten die Pferde, die ruhig gingen, denn man hatte sie seit langem an Lärm und laute Rufe gewöhnt.

Das goldene Gesicht ist eine Maske – natürlich, dachte Hyllos, die Augen blicken durch die Schlitze. . .

Dicht bei ihm hielt der Wagen. Hoch vor dem blauen Himmel waren die Krone und das glänzende Antlitz. In das Tönen der Luren hinein sprach Hyllos die Worte: »Sei willkommen, Herr, auf deiner heiligen Insel. Die Heimat, die dich gebar, freut sich deiner Ankunft.«

In unheimlicher, ganz unirdischer Schönheit starrte das goldene Gesicht auf ihn herab, erschreckend, trotz seines Glanzes.

Aber da streckte der Gott den Arm aus und berührte segnend Hyllos' Stirn. Und diese Hand war lebendig, das ließ sich spüren. Hyllos sah sie, als der Gott sie zurückzog, eine junge, schöne Männerhand, bräunlich mit langen Fingern. Da atmete er auf, wie von einem Bann befreit: eine lebendige, eine menschliche Hand. . .

In diesem Augenblick aber gab es eine Störung. Von der Seite her drängte sich ein Mann zwischen die Feuermädchen und den Wagen. Die weißen Diener des Gottes sprangen herzu und zogen die Dolche, doch der Mann fiel nur auf die Knie. Hyllos sah, daß es der Anführer der Flüchtlinge aus Albion war. Er rief: »Hilf uns, Poside! Schützer der Verfolgten, verschaffe deinen Knechten Gerechtigkeit!« Der Gott winkte den Dienern ab, und sie traten zurück.

Da aber war eine Bewegung auch zwischen den Mädchen. Eines von ihnen stürzte vor, fiel neben dem knienden Mann nieder, ihr Kleid wehte und senkte sich zu Boden wie das Gefieder eines vom Pfeil getroffenen Schwanes. Es war Ganna. Sie lag im Staub. »Hilf uns!« rief auch sie.

Das alles war ungehörig und gegen die festgelegte Zeremonialordnung. Hyllos merkte mehr, als er es sah, daß Jolaos die Brauen runzelte. Es gab ein unwilliges Geraune in den Reihen der Greise und der Männer des Königs.

Poside auf seinem Wagen aber beugte sich ein wenig vor. In diesem Neigen bekam die Goldmaske eine wunderliche Ausdruckskraft. Es war, als prägte sich ein fragendes Erschrecken in dem metallenen Gesicht aus, das auf die kniende Ganna niederstarrte. Und Hyllos sah, daß die bräunliche Hand, die auf dem Rund der Sonnenscheibe lag, zitterte.

Doch dann richtete sich der Gott wieder auf. Er sprach. Die Worte kamen leise aus dem Maskenmund, aber da Hyllos ihm so nahe war, verstand er, was Poside sagte: »Steht auf! Habt Geduld! Euch wird Recht werden.« Und zu Ganna gewandt fügte er hinzu: »Du weißt, daß die göttlichen Mühlen langsam, aber fein mahlen, Königstochter. Vertraue den Lenkern.«

»Ich danke dir«, flüsterte Ganna, die großen Augen weit geöffnet. Dann stand sie auf und zog sich zwischen ihre Gefährtinnen zurück.

Auch der Anführer der Flüchtlinge erhob sich, obwohl zögernd und mit einer Miene, als sei er nicht zufrieden. Doch einer von Hyllos' Würdenträgern zog ihn zur Seite und sprach ihm beschwichtigende und ermahnende Worte ins Ohr.

Gebiona hatte zuerst eine Bewegung gemacht, als wollte sie Ganna zurückhalten. Dann aber war sie regungslos stehen geblieben.

Jetzt wandte sich der Gott ihr zu. Er streckte beide Hände nach ihr aus. Und als sie die ihren hineinlegte, zog er sie zu sich auf den Wagen. Jubel brauste auf. Es war Sitte, daß Kleito Posideja an der Seite ihres Herrn fuhr.

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und die anderen, die beiseite gewartet hatten, lenkten einer nach dem anderen heran. Hyllos stieg auf, er fuhr allein mit seinem Wagenlenker. Dann folgten die großen, buntbemalten Karren, die die Würdenträger, die weisen Männer und die Verwandten auf-

nahmen. Die übrigen gingen zu Fuß, auch die Feuermädchen, die singend dem Zug vorausschritten. So bewegte sich die Prozession langsam unter der unerbittlich brennenden Sonne den Hügel empor.

5. Spiele

Poside war in den Tempel eingezogen, das Tor hatte sich hinter ihm geschlossen. Hyllos hatte gebadet, gegessen und ruhte nun im Dämmer seines Schlafhauses, auf sein Lager hingestreckt.

Allmählich wich die Erschöpfung von ihm, wie der Schmerz, den der Reif der Krone ihm zugefügt hatte, sich verflüchtigte. Aber die Gedanken ließen sich nicht bändigen, und er konnte nicht schlafen.

Da aber glitt ein Schatten in den Raum. »Ich bin es«, flüsterte Joles Stimme. »Die Wachen haben gerade weggeschaut.« Sie kauerte sich am Fußende seines Lagers nieder.

Es war ganz und gar ungehörig, daß sie hier bei ihm eindrang. Aber er war doch froh, daß sie da war. Er richtete sich auf den Ellbogen auf. »Was willst du?«

»O Hyllos, ich bin so glücklich. Ist es nicht wunderbar? Du siehst nun wohl, es ist einer, mit dem du reden kannst wie mit einem Menschen.«

»Ich habe gehört, daß er sprach, ja.«

»Zu Ganna sagte er: Königstochter. . .«

»Er erkannte sie. Er wußte, daß er König Fengons Tochter vor sich hatte. Und er kann sie doch nie gesehen haben.«

»Aber die Götter wissen doch alles und sehen mit anderen Augen und weiter und tiefer als wir.«

»Mit anderen Augen?« Hyllos dachte an die Schlitze in der Goldmaske. Hinter ihnen war etwas gewesen, das schaute. Menschaugen oder. . .? Er flüsterte vor sich hin: »Wie muß das Gold auf seiner Haut gebrannt haben. Oder – ist die Maske mit Leder unterlegt?«

»Ach, Hyllos«, brach Jole aus. »Mußt du denn immer und

immer fragen? Und nach solch nebensächlichen Dingen? Wenn einst die Sänger von dir singen werden, ich fürchte, dann werden sie dich Hyllos, den Zweifler, nennen.«

»Wahrscheinlich«, murkte er. Mit einem Seufzer legte er sich zurück. Was er fühlte, ließ sich nicht in Worte fassen. Er spürte noch den Glanz, der von Poside ausgegangen war, wie brennendes Sonnenlicht auf seinem Gesicht, fühlte sich erheben, überwältigt und doch zugleich von Zweifeln bedrängt. Nichts ließ sich mit dem anderen vereinbaren, alles war Wirrnis und Frage. . . Warum konnte er nicht sein wie Jole? Die Dinge einfach hinnehmen, wie sie sich darstellten, und das Beste aus ihnen machen; warum gelang ihm das nicht?

»Das Wagenrennen wird dir die Grillen aus dem Kopf treiben«, sagte Jole.

Er richtete sich auf. »Ob es schon an der Zeit ist?«

Jole lief zur Tür und spähte nach dem Zeitweiser hinüber, der, ein langer, oben zugespitzter Stein, aufgerichtet in der Mitte des Hofes stand; sein Schattenfall zeigte an, wie weit die Sonne schon gewandert war.

»Bald«, sagte Jole, zurückkommend. »Noch ein wenig kannst du ruhen. Du mußt frisch sein, denn du sollst siegen – vor Posides göttlichen Augen«, betonte sie mit herausfordernder Stimme.

»Ach.« Er wehrte mit der Hand ab. Nicht einmal an seinen Sieg im Rennen konnte er glauben: Auch Bukos' Gespann würde auf der Bahn sein.

Jole kauerte sich wieder neben dem Bett nieder. Sie suchte in der Dämmerung nach Hyllos' Hand und legte die ihre darauf. »Keiner übertrifft dich, wenn du die Zügel hältst«, sagte sie fest. »Und das kommt daher, daß dich deine Pferde lieben.« Sie drückte seine Hand, dann lief sie ohne ein weiteres Wort aus dem Raum und in den Sonnenschein hinaus.

Die Rennbahn lag auf dem ersten Erdring und zog sich mit diesem rund um die Burg und die Wasserkreise herum. Sie war so breit, daß neun Wagen nebeneinander fahren konn-

ten. Neun Wagen würden gleichzeitig rennen und zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren. Dort saß Poside neben Gebiona erhöht auf einem mächtigen Thron, umgeben von allen Würdenträgern und Atlantiden. Die ganze Rennstrecke entlang aber standen Zuschauer auf den Wällen, und wieder hielten sie grüne Zweige in den Händen, bereit zu winken und durch Zurufe die Rosselenker anzutreiben.

Die Sonne stand schon schräg. Sie würde den Pferden in die Augen scheinen, solange sie nach Westen liefen. Man hatte das Rennen auf eine so späte Zeit gelegt, um Pferde und Lenker nicht der schlimmsten Hitze auszusetzen, aber es war trotzdem noch sehr warm. Hyllos trug wie alle Fahrer ein langes, ärmelloses Gewand, es bestand aus dünner Leinwand, aber er hätte es am liebsten auch noch abgeworfen. Warum kämpften die Wagenlenker nicht nackt wie die Ringer und die Steinscheibenwerfer?

Als der erste Hornruf aufgellte, traf Hyllos auf Vetter Bukos, der, geschmückt mit der goldenen Stirnbinde wie er selbst, zu den Wagen ging. Er verneigte sich lässig und musterte seinen jungen König mit dem üblichen versteckten Lächeln. Natürlich bemerkte er die Röte in Hyllos' Gesicht, den unruhigen Blick und sogar das Beben der Hände, obwohl Hyllos diese schnell in den Falten des Gewandes verbarg.

»Eine üble Sache – diese letzten Augenblicke vor dem Rennen«, sagte Bukos. »Aber alles geht vorüber, König.« Hyllos antwortete nicht, er schritt schneller aus, wie um Bukos zu entkommen.

Aber der blieb an seiner Seite. Sein Lächeln vertiefte sich. »Keine Sorge, König«, sagte er leise.

Da blieb Hyllos stehen. Der auflodernde Zorn wischte alles andere weg. »Eines will ich dir sagen, Bukos, Agins Sohn: Wenn du es wagen solltest, mir wieder einen Sieg zu schenken, der mir nicht gebührt, dann schlage ich dich nieder wie einen tollen Hund.« Es war ihm nicht möglich, seine Worte zu wägen.

Der Vetter errötete: »Oh? Steht es so?« stieß er hervor. »Du wirst mich, wie immer, deinen Befehlen gehorsam finden,

König«, sagte er dann. Einen Atemzug lang kreuzten sich ihre Blicke wie Dolchklingen.

Dann lief Hyllos zu den Pferden, ohne sich weiter nach Bukos umzusehen.

Nicht lange danach stand er, die Zügel in den Händen, auf dem Wagen. Er hatte die äußerste Bahn zugeteilt bekommen, da seine Pferde die besten waren. Zwar stellten sich die Gespanne gestaffelt auf, Hyllos stand ganz vorn, der kleine Heli, der die innerste Bahn hatte, weit zurück. Aber ganz ließ sich der Vorteil, den die Fahrer auf den inneren Bahnen hatten, nicht ausgleichen.

Die Pferde stampften unruhig, die Erregung ihrer Lenker übertrug sich auf sie. Sie wollten laufen und schüttelten Mähnen und Schweife. Hyllos hielt Alkos und Alswinn so ruhig er konnte. Er stand bewegungslos, wie es Vorschrift war. Nur ganz leicht, kaum merklich, drehte er den Kopf, denn er hatte Joles Zuruf gehört. Sie saß auf der Tribüne dicht unter Posides Thron. »Heil dem König!« Die Worte pflanzten sich fort, hier und dort nahmen die Wartenden den Ruf auf.

Hyllos blickte zu dem Thron hinüber, der sich über die niedrigeren Sitze der neun Kampfrichter erhob. Das Metallgesicht des Gottes und die Zacken seiner Krone glitzerten in den schrägen Lichtstrahlen. Gebiona hob leicht die Hand. Der Gruß galt Hyllos, auch er war ein Segenswunsch. Hyllos' Brust weitete sich, Jole und Gebiona waren mit ihm.

Jetzt aber sah er, daß auch Poside seine Hand hob. Hyllos konnte es kaum fassen: Segnete der Gott ihn und seinen Lauf? Hob sich für ihn jene schöne Menschenhand, die auf dem Wagenrand gebebt hatte, nicht anders als jetzt seine eigenen Zügelhände? Hyllos nahm die Riemen in seiner Linken zusammen und schwang dankend den Arm.

Da gellte der dritte Hornruf auf. Hyllos hatte gerade noch Zeit, die Zügel wieder vorschriftsmäßig zu fassen, da brausten Alkos und Alswinn auch schon los.

Sie waren ungebärdig vor Eifer. Außerdem störte sie das blendende Licht. Hyllos konnte sie kaum halten. Doch den

anderen Fahrern ging es wohl nicht besser. Bukos, der die Bahn neben Hyllos hatte, bekam sichtlich viel mit seinem Gespann zu tun.

Aber Hyllos brauchte all seine Aufmerksamkeit wie seine Kraft, um mit den eigenen Pferden fertig zu werden. Er wußte – sein Fahrmeister hatte es ihm oft genug eingeprägt –, solange sie die Sonne in den Augen hatten, durfte er sie nicht laufen lassen, wie sie wollten. Er mußte einen Zeitverlust in Kauf nehmen, um Unheil zu verhüten.

Kannte Bukos diese Regel nicht? Schon hatte er Hyllos überholt. Seine Pferde rasten vorbei, der Wagen schwang hin und her, Hyllos hörte Bukos' Keuchen und das Klatschen seiner Geißel. Die Menschen auf den Wällen brüllten anfeuernd.

Auch die anderen Gespanne holten auf. Nun war Hyllos einer der letzten – trotz seines Vorsprungs. Es zuckte ihm in den Händen, die Leinen zu lockern, sein Herz schlug in wilder Angst: Alle, alle werden sie mich hinter sich lassen, mit Schande bedeckt wird der König als Letzter durchs Ziel gehen. . . Dabei war ihm aber, als hörte er Jolaos' Stimme: »Der König hat vor allen anderen Beherrschung zu üben.« Er reckte den Kopf auf: Ich bin der König, ich erlaube mir nicht, die Regel zu verachten!

Er hielt durch, obwohl Bukos nun weit vor ihm lag. Erst als die Sonne hinter den Häusern der Gefolgsherren verschwand – die Giebel fraßen das Licht förmlich weg – wagte er es, den Pferden den Lauf frei zu geben. Er gebrauchte die Peitsche nicht. Er wußte, daß er mit Alkos und Alswinn sprechen konnte wie mit Menschen. »Vorwärts, meine Lieben, meine Freunde! Vorwärts! He, ihr dürft laufen.«

Wie sie dahinstoben! Wie Pfeile, die man von der Sehne schnellt. Herrlich flogen die hellen Mähnen, wehenden Fahnen gleich. Der leichte Wagen glitt hinter ihnen drein, als flöge auch er. – Jetzt beginnt es, dachte Hyllos. O, meine lieben Renner. Kein irdisches Gespann kommt euch gleich.

Da vorn war Bukos. Allmählich kam Hyllos ihm wieder näher. Bukos' schöne weiße Hengste gingen noch immer ungleich, Hyllos sah, sie versuchten zu steigen, und Bukos'

Wagen torkelte wie betrunken. – Was macht er denn? Er hat sie zu sehr angetrieben, und sie wollen sich rächen. Oder was ist es? Die Sonne kann es nicht mehr sein. . . Sie war wieder hervorgetreten, aber sie stand jetzt fast im Rücken der Gespanne.

»He, Alkos! He, Alswinn! Vorwärts zum Sieg!«

Bukos mochte Hyllos' Stimme hinter sich hören, denn er blickte sich kurz um. Dann schwang er seine Peitsche. Auch er schrie, aber es waren sicher keine Liebesworte, die er seinen Pferden zubrüllte.

Bukos lenkte jetzt stark nach links. Wollte er Hyllos den Weg abschneiden? Das war unzulässig. Aber es sah wirklich so aus, als wolle er ein Überholen verhindern.

Zorn schoß in Hyllos hoch. – Ich streife ihn und fahre ihm ein Rad ab, durchfuhr es ihn. Er wird stürzen! Es war ein wahnsinniger Gedanke, aus Haß geboren. Und schon im nächsten Augenblick bekämpfte ihn Hyllos in sich: So etwas darf der König nicht tun!

Vor sich hörte er Bukos' Keuchen und das Rasseln und Knarren seines Wagens. »Aus dem Weg!« schrie er. Er hielt sich so weit links, daß er sogar den Fuß des Walles streifte. So gelang es ihm, ganz knapp an Bukos' Wagen vorbeizukommen. Sein Blick traf in das wild gerötete Gesicht, in die wuterfüllten Augen seines Gegners, als sie auf gleicher Höhe waren. Dann blieb Bukos zurück – wie der Staub, wie Peitschenknallen, Gerassel und Geschrei.

»Alkos und Alswinn, meine Sonnenpferde. Ich glaube, ihr tragt mich zum Himmel empor. Bin ich selber zum Gott geworden? Bald wird die Erde tief unter mir liegen. Wie die Luft um meine Ohren pfeift! Alkos und Alswinn, ich fliege, ich fliege!«

Aus Hyllos' Rufen wurde Gesang. Der Fahrtwind riß ihm die Worte vom Mund. Weit über sich selbst hinausgehoben, jagte er dahin wie ein Träumender. Die anderen Gespanne vergaß er. Er sah nicht einmal, daß er sie nun alle überholt hatte.

Die Leute auf den Wällen schrien und schwenkten ihre Zwei-

ge. »König, König Hyllos, du schaffst es, du schaffst es!« Er aber hörte es nicht.

Auf einmal war das Ziel nahe vor ihm. Augenblicke lang empfand er einen starken Schmerz: Nun mußte die Götterfahrt enden. Aus der luftigen Höhe mußte er wieder auf die Erde hinunter. Und am liebsten wäre er doch weitergefahren, weiter und immer weiter bis ans Ende der Welt.

Aber das konnte ja nicht sein. »König!« riefen die Leute, jetzt hörte er es. Besonnen zügelte er die Pferde. Sie gehorchten. Die Fahrt wurde langsamer, lief aus. Knapp hinter der Ziellinie standen Alkos und Alswinn, wie aus Erz gegossen.

»Hyllos! König! Sieger Hyllos!« Der Jubel umbrauste ihn. Die neun Kampfrichter erhoben sich. Poside auf seinem Sitz hielt einen grünen Zweig in die Höhe.

Hyllos dankte wieder mit erhobenem Arm. Dann sprang er vom Wagen. Die Stallknechte nahmen sich der Pferde an. Jetzt konnte er auch einen Blick um sich werfen. Er war den übrigen Fahrern weit voraus gewesen. Nun erst gingen sie durchs Ziel, einer nach dem anderen. Aber wo war Bukos? Dort hinten irgendwo auf der zweiten Bahn wälzte sich ein wirres Durcheinander von Holz und Pferdeleibern. Er hörte Rufen: »Bukos! Bukos, der Sohn des Agin, ist gestürzt. Weh! Ist er verletzt? Tot? Nein, er steht auf, er geht. . .«

Hyllos strengte seine Augen an. Ja, da stand Bukos, er versuchte, eins der Pferde hochzureißen. – Habe ich ihn doch mit meinem Rad gestreift? Hyllos erschrak. Aber nein, er wußte, Bukos war viel später gestürzt und ohne sein Zutun. Können Wünsche soviel Kraft haben? fragte er sich.

Doch da war Alkman dicht neben ihm. »Bukos hat seine Pferde geschlagen, da stiegen sie«, schrie er aufgeregt. »Er hat sich benommen wie ein Wilder – von Anfang an, man sah gleich, wie er mit den Pferden zu kämpfen hatte. Du aber, Herr, bist gefahren wie ein Gott.«

»Man muß Bukos helfen, Alkman.«

»Es geschieht schon, sieh!« Die Bahn war nun voller Menschen, die sich um das gestürzte Gefährt drängten.

Die Hörner riefen. »Die Richter winken dir«, sagte Alkman.

Hyllos zog sich sein Gewand zurecht. Er ging zu den Kampffrichtern hinüber.

Gemessen, wie es die Regel wollte, trat er vor die alten Männer. Der älteste von ihnen verkündete mit lauter Stimme: »Hyllos, der Hochkönig aller atlantischen Reiche, hat in diesem Rennen zu Ehren unseres göttlichen Gastes den Siegespreis errungen.«

Lauter Beifall folgte seinen Worten. Zwei Diener trugen einen schönen, dreifußigen Kessel aus Kupfer herbei, den Preis, den Hyllos gewonnen hatte. Er berührte ihn mit den Händen zum Zeichen, daß er ihn in Besitz nahm. Später hatte er ihn dann dem Tempelschatz zu stiften, so wollte es der Brauch.

Nun führte ihn der älteste der Richter an der Hand die Stufen zu Posides Thron hinauf. Hyllos kniete nieder, und Gebiona drückte ihm einen grünen Kranz über die Stirnbinde. Sie lächelte dabei. »Es freut uns, daß gerade du es bist, mein Hyllos, der den Sieg errungen hat«, sagte sie leise.

Poside sprach nicht. Er berührte nur Hyllos' Stirn mit seinem Zweig.

Langsam wandte sich Hyllos um. Er stand vor dem Volk, dessen Jubel ihm wie eine große Woge entgegenschlug. Zum ersten Mal wieder seit der Königswahl fühlte er, daß dies Rufen ihn stark und echt und aus freier Freude heraus grüßte, zum ersten Mal in seinem Leben überhaupt empfand er sich wahrhaft als König dieses Volkes. Stolz und glücklich stieg er die Stufen hinab, den Siegeskranz auf dem hoherhobenen Haupt.

Unten beglückwünschten ihn die Gefährten. Heute verneigten sie sich tiefer als sonst. Von heimlicher Verachtung war nichts zu spüren. Selbst die weisen Alten wirkten weniger herablassend.

Der Staatswagen des Königs fuhr vor. »Ich will erst zu Alkos und Alswinn gehen und ihnen danken.«

Ein Herold schritt vor ihm her, ein Geläute von Bronzeglocken schwingend. Überall wichen die Menschen auseinander.

»Heil König! Sieger Hyllos!«

Aber jetzt drängte sich Jole zu ihm durch. Sie faßte seine Hand. »Das war schön«, rief sie, und ihr Gesicht leuchtete. »Ich habe aber auch immerfort gewünscht und gewünscht, du solltest siegen, und wie eine Verrückte gebetet – die ganze Zeit. . .«

Sie ging einfach mit ihm, er mochte sie nicht zurückweisen. Hand in Hand liefen sie zu den Pferden.

Als sie aus der Menge heraus und auf den umzäunten Platz kamen, auf dem die Pferde abgerieben und versorgt wurden, sahen sie Bukos bei seinen Schimmeln knien, die man hierher geschafft hatte. Das eine der beiden herrlichen Tiere lag mit ausgestreckten Beinen regungslos am Boden.

Hyllos zögerte, dann blieb er doch stehen, er konnte nicht anders. »Was ist mit Albis?« fragte er.

Bukos stand auf. »Beide Vorderbeine gebrochen«, antwortete er. »Man wird ihn töten müssen!« Er sprach mit erkünstelter Ruhe. Aber er sah übel aus. Sein schmutziges Gesicht wirkte eingefallen, die linke Wange war blutig aufgeschürft, und er humpelte, wenn er nur einen Schritt tat.

Hyllos hatte eigentlich etwas sagen wollen wie: »Da siehst du es nun« oder »so geht es eben, wenn man. . .« Aber er brachte das nicht über die Lippen. Er sagte: »Ein unglücklicher Sturz! Doch Albis hat einen Sohn, nicht wahr? Eines Tages wirst du mit ihm siegen, das weiß ich.«

Bukos verzog den geschundenen Mund zu einem schiefen Lächeln. »Meinen Dank dem König«, murmelte er. Doch sein Blick wußte nichts von Dankbarkeit.

»Man kann es ihm nicht übel nehmen, daß er verärgert ist«, sagte Jole, als sie weitergingen. »Aber er ist selbst schuld an seinem Sturz. Wie ein Mensch, der etwas von Pferden versteht, sich so unsinnig verhalten konnte, das ist nicht zu begreifen.«

Ich bin schuld, dachte Hyllos. Ich habe ihn noch kurz vor dem Lauf in Wut versetzt. Und jetzt habe ich ihm den geschenkten Sieg zurückgegeben und ihn dadurch noch tiefer getroffen.

Bukos' Sturz warf einen Schatten auf das Glück dieses Tages.

Aber nicht lange. Hyllos vergaß sein Unbehagen. Er umarmte Alkos und Alswinn, streichelte und fütterte sie und dankte ihnen mit feierlichen Worten. Sie wieherten und senkten ihre sanften Mäuler in seine Hände.

Und dann fuhr der König auf die Burg zurück, badete und ließ sich zum Festmahl umkleiden. Jolaos kam und beglückwünschte ihn. Er war zufrieden. »Das Wagnis ist geglückt«, sagte er, »du hast viel für dein Ansehen getan.«

Und vielleicht auch ein wenig für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit meines Landes, setzte Hyllos in Gedanken stolz hinzu. Man hatte ihn ja gelehrt, alle diese Spiele dienten im Grund dem einen großen Ziel: Die Bewegungen der gewaltigen Mächte, der Sonne wie der Erde, zu fördern und zu vollenden. Der Sieger im Wagenrennen gab der Sonne Kraft zu ihrem Weg, so wie umgekehrt auch etwas von der ungeheuren Sonnenkraft auf ihn überging. Jetzt, in seiner Siegesfreude, fiel es Hyllos leicht, das zu glauben.

Als er beim Festmahl den Göttern das Trankopfer spendete, fühlte er eine Ruhe und Stärke in sich wie noch nie. Seine Bewegungen waren gelassener als sonst, und er fürchtete heute nicht, bei jedem Handgriff einen Fehler zu machen. Poside selbst nahm an diesem Mahl teil. Er saß erhöht auf dem Ehrenplatz. Wenn Trinksprüche ausgebracht wurden, hob er seinen prachtvoll geschmückten Becher langsam empor, führte ihn an den Maskenmund und setzte ihn dann ruhig wieder nieder. Doch er trank nicht, Hyllos sah es genau. Wahrscheinlich war der Metallmund weder zum Essen noch zum Trinken geeignet. Aber die schweigende, fast unbewegliche Gegenwart des Gottes gab diesem Mahl eine ungewöhnliche Feierlichkeit. Man hörte weder Lachen noch Schwatzen, und wenn die Männer einmal eine Bemerkung wagten, flüsterten sie. Lautlos trugen die Diener die Speisen auf und ab. Nur die Saiten der Singharfe, die Thulos die ganze Zeit über schlug, schwirrten sanft durch die Stille. Sagte einer der Würdenträger seinen Spruch, so tat er es langsam und gemessen, und seine Stimme hallte in getragenem Ton feierlich durch den großen Raum.

Alle standen auf, als Poside sich erhob und sich, von seinen weißgekleideten Dienern umgeben, zurückzog. Das Trinken dauerte danach nicht mehr lange.

Und dann begab man sich, von Fackeln geleitet, in das Rund des Tempels.

Das Fest zu Posides Ehren würde drei Tage dauern. Außer den gymnastischen Wettkämpfen würden auch die heiligen Tänze, das beliebte Spiel mit dem purpurroten Ball und der »große Sonnentanz«, bei dem die Jünglinge Bronzeschwerter in den Händen hielten, dem Gott dargebracht werden – bei hellem Tag, wie es die Regel vorschrieb. Jetzt aber, im Dunkel der Nacht, sollte hier zu Füßen der Atlassäule das älteste und mächtigste aller Spiele, das man »Droja« oder Drehtanz nannte, aufgeführt werden, denn obwohl es der Sonne galt wie die anderen, war es doch zu heilig, um ein anderes Licht als das der Fackeln zu vertragen.

Die Tänzer gehörten der Bruderschaft der »Sonnenkrieger« an, in deren Mysterien alle jungen Männer der Insel und auch viele Festländer eingeweiht waren. Im Norden und Süden des Atlasreiches gab es andere, mächtige Kriegerbünde, wie etwa die »Stiermänner«, die sich dem großen Himmelsvater geweiht hatten, so wie die »Sonnenkrieger« seinem Sohn Poside. Hyllos war dem Namen nach der oberste der »Sonnenkrieger«, aber er nahm nie an den Zusammenkünften und Übungen der Jünglinge teil und machte auch heute nur den Zuschauer.

Niemand, der nicht eingeweiht war, durfte das »Droja« sehen. Doros und die anderen Knaben, die noch nicht die Weihen hatten, mußten zu ihrem Kummer zurückbleiben.

Die Atlantiden, die weisen Alten und die Gefolgsleute standen, nur Hyllos ließ sich auf seinem steinernen Thronszitz vor dem Zwillingstein nieder.

Die Fackelträger stellten sich im Rund auf. Dann eröffnete der Ruf zweier Luren das Spiel.

Als erste kam Gebiona aus dem Dunkel und setzte sich auf den Steinblock, von dem man sagte, daß er den Mittelpunkt der Welt bezeichne. Dann nahten zum scharfen und erregen-

den Klang der Tempeltrommel, im gleichen Rhythmus hüpfend und springend, die Tänzer in langem Zuge, voran die Feuermädchen, dann die Jünglinge. Alle trugen Kronen von gelbem Schilfstroh auf den Häuptern.

Sie umtanzten dreimal die Atlassäule und ordneten sich dann in neun konzentrischen Kreisen um Gebiona, die nun, dicht in ihren blauen Mantel gehüllt, auf dem Steinblock lag, als wolle sie schlafen.

Ein Knabe sang ein Lied, das nur wenige, sich immer wiederholende Worte hatte. Verstehen konnte man sie nicht, so alt war das Lied. Und dann begannen die neun Ringe der Tänzer sich dem Sonnenlauf gemäß zu drehen, ganz langsam, in geheimnisvoller Ruhe, so, wie die Sterne am Himmel wandern und der Erdkreis sich dreht.

Nachdem das eine Weile so fortgegangen war, kam der Drache. Auf sechs Füßen watschelte er, beweglich wie eine Raupe, durch das Fackellicht, drei Männer steckten in seinem bemalten Leib aus Holz und Leinwand. Aber daran dachte jetzt niemand. Der Drache trug den Schreckhelm, vor dem jeder, der sterblich war, in Grauen zurückbeben mußte. Jedem der Zuschauer war es jetzt, als schaue er allem Gefährlichen, das die Welt bedrohte, aller vernichtenden Macht ins grausame Gesicht.

Der Drache umschlich die Tanzenden, dem Sonnenlauf entgegen, nach der Seite des Unheils zu. Dreimal kroch er um den Reigen, den langen, sich schlängelnden Schweif nachschleifend. Die Zuschauer hielten den Atem an.

Dann aber löste ein Aufschrei die Beklemmung. Oben auf dem Stufenbau neben der Säule war Poside erschienen, eine Steinaxt in der hocherhobenen Rechten, die linke Hand lag unter der Brust. Glanz ging von ihm aus, denn er trug die Goldmaske, die dreifachen Ohrgehänge und auf dem Haupt statt der Krone einen Bronzehelm mit riesigen, gedrehten Hörnern. Bis auf einen kleinen Lendenschurz und einen Halsring war er nackt. In göttlicher, statuenhafter Schönheit stand er regungslos. Alle sahen zu ihm auf. Der Retter war da.

Mit leichten Sprüngen kam er die Stufen herab, umtanzte den Reigen und begegnete so dem Untier. Er sprach in singendem Tonfall, am Ende jedes Spruches glitt die helle Stimme ein paar Töne abwärts. Dumpf antwortete der Drache. Hyllos wußte, daß es Weisheitsreden waren, die Poside und der Drache tauschten. Ehe er das Untier tötete, lernte Poside die Weisheit der Tiefe von ihm.

Der Kampf war nur kurz. Der Drache bäumte sich auf, dann schleppte er sich röchelnd ins Dunkel. Man wußte, dort starb er, und die Zuschauer jubelten laut, da nun das Unheil wieder einmal bezwungen war.

Poside umschritt den stehenden Reigen. Nun kam die Brautwerbung: Poside stellte singend Fragen, die die Tänzer beantworteten. Nach jeder Antwort durchbrach er, die Axt schwingend, einen der Ringe, bis er schließlich im Herzen der neun Kreise vor dem »Stein der Sonne« stand. Während die Mädchen ein neues Lied anstimmten, berührte er Gebiona dreimal mit der Axt, am Haupt, an der Brust und an den Füßen. Da setzte sie sich auf und schlug den Mantel zurück.

Hyllos konnte von seinem erhöhten Sitz aus ins Innerste der neun Ringe schauen, und er sah, daß Gebiona lächelte, als Poside seine Axt in ihren Schoß warf; es war das Lächeln eines ganz jungen Mädchens.

Poside hob sie von dem Stein, faßte sie bei der Hand und zog sie mit sich. In raschem Tanzschritt löste er die Kreise auf. Die Mädchen schlossen sich an Kleito Posideja an, ihnen folgten die Knaben. Die Kette wurde zur Spirale, die sich im gleitenden Springen der Tanzenden rasch abwickelte. Alle sangen. Es war das Sonnenlied, das jeder kannte. Die Zuschauer stimmten ein. Ihre Beglückung befreite sich in dem lauten, freudigen Gesang.

Der Reigen schlang sich in immer weiteren Kreisen rund um die Säule. Am Ende zog Kleito ihre Hand aus der des folgenden Mädchens. Poside geleitete sie zum Tempelbau. Die Fackelträger bildeten eine Gasse. Hinter dem Götterpaar schritten die Mädchen, dann die Jünglinge. Hyllos hatte sich

von seinem Thron erhoben. Auf Jolaos' Wink schloß er sich den Tänzern als erster an. Noch immer dröhnte die Trommel. So zog man in den Tempel ein.

Dreimal wurde der Herd umschritten. Das Feuer brannte hell und stark mit aromatischem Duft. Vor seinem goldenen Bilde stehend, wandte sich Poside, Kleito an der Hand, noch einmal um und segnete die Versammelten, die ihn stumm grüßten.

Dann öffneten die weißen Diener die Tür im Hintergrund des Raumes. Der Gott führte die Göttin in jene allerheiligste Kammer, die man das »Grab des Herrn« nannte. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

Um das Feuer stehend, stimmten die Mädchen wieder jenen süßen Gesang an, der die Axtweihe begleitet hatte. Alle wußten: Dort jenseits der niedrigen Tür feierte jetzt Poside, der Herr der Sonne, seine heilige Hochzeit mit Kleito, der Herrin der Erde. Das war das größte und geheimnisreichste aller Wunder. Denn diese Hochzeit gab dem Jahr seine Kraft, ließ die Blumen blühen, die Bäume und Sträucher wachsen wie auch die Halme auf dem Felde. Durch sie wurde das ganze Leben jung, neu und heilig. Das Lied, das die Mädchen sangen, war das Hochzeitslied. Sie summten es fort und fort, und der blaue Rauch des Feuers schwebte duftend zur Decke empor.

6. Die Reise

Die Spiele zu Posides Ehren hatten drei Tage gedauert. Man hatte die Scheibe geworfen, gerungen, war um die Wette gelaufen und hatte ein großes Ballspiel und den Schwerttanz veranstaltet. Dann aber war Poside zu seiner Umfahrt aufgebrochen, bei der er sich nach altem Brauch dem Volk zeigte. Er besuchte nicht nur die Siedlungen, die Höfe und Heiligtümer der Insel, sondern fuhr auch auf dem Festland weit umher durch das ganze Gebiet, das man die Teuta nannte und aus dem, wie man sagte, alle Völkerschaften der Atlanter ursprünglich stammten.

Gebiona begleitete Poside auf seinem Wagen, und viele Söhne der Großen des Landes hatten sich der Fahrt angeschlossen. Die weißen Diener führten das Schwanengefährt. Überall, wohin der Gott kam, wurden Festmähler und Spiele zu seinen Ehren abgehalten, man brachte die Kranken zu ihm, daß er sie heile, und erbat Schiedssprüche und Urteile von ihm. Und wo er vorbeizog, so glaubte man, würden die Felder in diesem Jahr besonders gute Frucht tragen.

Für Hyllos war es, als sei mit dem Weggang des Gottes eine große Leere auf der Königsburg entstanden. Obwohl der »Verborgene« auch für ihn während der Tage nach dem Fest unsichtbar geblieben war, so hatte doch die »Göttliche Anwesenheit« erregend und belebend auf ihn gewirkt. Sie war für ihn wie ein starkes Licht gewesen, das durch alle Hüllen, mit denen man es umgab, sieghaft hindurchstrahlte. Nicht nur, daß Menschengescharen den Burgbezirk umlagerten, daß Kranke schon durch die bloße Berührung der Außenmauer geheilt worden waren, daß stets eine Menge Sänger, die in dieser Zeit unbeschränkten Zutritt zum Heiligen Rund hatten, dort ihre Stimmen und Instrumente zum Lob des Gottes erklingen ließen. Hyllos selbst hatte sich die ganze Zeit über in einem Zustand fragender Spannung befunden, so, als müsse jetzt bald etwas Großes und Verwandelndes mit ihm geschehen, etwas, auf das er hoffte und vor dem er zugleich zurückbebte. Und obwohl die Zweifel, die die Erscheinung des Gottes in ihm weckte, nicht zum Schweigen kamen, wurde dadurch seine Begierde, hinter die goldene Maske zu dringen, nur noch gesteigert. Er hatte etwas erwartet, das nicht gekommen war.

Jole empfand ähnlich. »Ich mag gar nicht mehr in das Tempelrund, ja, nicht einmal mehr in den Garten gehen. Es ist, als hätte er alle Heiligkeit daraus mit fortgenommen. – Aber weißt du«, fügte sie mit blitzenden Augen hinzu, »du bist selbst schuld, daß nichts geschehen ist, wie du sagst. Du hättest zu ihm gehen sollen.«

»Niemand darf das ›Grab‹ betreten.«

»Das kann nicht für den König gelten. Jolaos betrügt dich.«

»Er hat mir gesagt. . .«

»Er sagt viel. Vielleicht will er, daß du deine Fragen nur an ihn richtest.«

»Aber er beantwortet sie mir nicht«, murrte Hyllos.

Wie scharf Jole sah! Während die Tage dahinschlichen, machte sich Hyllos viele Gedanken. Jole hatte recht: Wenn Poside wiederkehrte, würde er sich ein Herz fassen. . .

Aber kurz bevor der Götterwagen in die Burg zurückkam, forderte Jolaos seinen Ziehsohn auf, sich mit ihm auf eine kleine Reise zu begeben. »König Skyld aus dem Daenenland hat seinen Bruder auf Kleitra als Stellvertreter eingesetzt. Er ließ uns sagen, er werde vierzig Tage nach Sommerbeginn aufbrechen und sich auf die Fahrt nach Westen begeben. Er erbittet unsere Gastfreundschaft bis zur Hohen Zeit des Königsthings. Es gäbe noch manches zu verhandeln, meint er. Auf seiner Reise aber will er den Schmied im großen Wald aufsuchen, von dem man jetzt so viel hört. Du weißt, daß König Skyld ein Freund der Schmiede und ihrer Künste ist. Der Schmied im Wald soll das graue Metall, das Eisen, das man bisher kaum verwenden konnte, nicht nur zu schmieden, sondern auch zu härten verstehen, so daß seine Schwerter über alles scharf und kampftüchtig sein sollen. Darum ist König Skyld neugierig auf seine Arbeit, und er meint, auch du seiest es, mein Kind.« Hyllos schwieg.

»Oder du solltest es wenigstens sein«, fuhr Jolaos schärfer fort. »Nicht umsonst ehrt man die Arbeit des kunstreichen Schmieds. Und die Möglichkeit, Schwerter von unübertroffener Härte zu besitzen, ist für die Zukunft unserer Völker von größter Bedeutung. Skyld, der Kluge, weiß wohl, was er tut. Er hofft, du werdest in seiner Gesellschaft den Schmied besuchen. Übrigens erwähnte er, daß er Helia, seine Tochter, mit auf die Reise nehmen wird. Sie soll ein erstaunlich schönes Mädchen sein.« Jolaos lächelte.

Ist es das? fragte sich Hyllos. Weht daher der Wind? Skyld, dem Klugen, würde es wohl passen, seine Brut auf dem Thronszitz der Atlantiden zu sehen. »Ich bin zu jung zur Ehe, und sie auch«, wehrte er ärgerlich ab.

reiche Frucht auf ihren Feldern gedankt; der Brauch war erst seit der Seuchenzeit abgekommen.

Hyllos ritt und schaute. Manchmal standen Leute am Weg, die winkten. Er grüßte lächelnd zurück. Er fühlte sich so frei wie ein Vogel, der dem Nest entfliegt. War er nicht wie ein Gefangener in der Königsburg gewesen, abgeschieden von seinem Volk und Land? Jetzt endlich würde er mehr von ihm kennenlernen, mehr zu wissen bekommen, er, der nur erfuhr, was Jolaos ihm zu sagen beliebte.

Als die Sonne sich der Höhe ihrer Tagesbahn näherte und die Hitze unerträglich wurde, stieg man von den Pferden und hielt eine kurze Rast in einem kleinen Hain, der Kleito geweiht war.

Der Hain sah verwildert aus, hatte aber schöne, alte Bäume, die einen köstlichen Schatten spendeten. In ihrer Mitte stand ein strohgedecktes Tempelchen, auf dessen Altar sich außer verwelkten Blumen nichts weiter befand als zwei winzige, schlecht geschnitzte Holzfiguren, die wohl Poside und Kleito darstellen sollten. Außerdem stand ein verbeulter Bronzekessel für den Regenzauber am Boden – das war alles. Ein greiser, gebückter Tempeldiener begrüßte Hyllos freudig und erzählte sofort mit begeisterter Schwatzhaftigkeit von Posides und Kleitos Besuch vor dreimal neun Tagen: »Mir kamen die Tränen, als sie hier eintraten, die hohen Götter alle beide. Und wie sie ihren Bildern dort glichen! Da war kein Härchen verschieden!«

Hyllos sah die armseligen Figürchen an, die kaum etwas Menschenähnliches hatten, und dachte: Was doch der Glaube tut!

»Und wie unsere Felder seither stehen! Wie sie grünen und sprießen«, fuhr der Alte fort und warf die Arme in die Höhe.

»Und nun kommt auch noch der König zu uns! Nun werden sie bis in den Himmel wachsen.«

Hyllos segnete den Alten, nickte ihm zu und ging dann schnell aus dem düsteren, nach welkendem Laub riechenden Raum ins Freie hinaus. Dann stand er am Rand des Wäldchens, blickte über die Felder hin. Er dachte: Und wenn sie

später nur ein paar Körner aus diesen armseligen Halmen schlagen können, so wird der Alte immer noch behaupten, Poside habe reiche Frucht gebracht. – Er wußte mit schmerzender Sicherheit, daß Posides Besuch genauso wenig wie der seine diesem Land die verlorene Fruchtbarkeit wiedergeben konnte. Bedrückt setzte er sich seitab von den anderen nieder und stützte den Kopf in die Hand. Die Fröhlichkeit war ihm schon wieder abhanden gekommen.

Als die Hitze etwas nachließ, ritt man weiter. Bald gelangte der Zug ans Wasser. Im Abendlicht setzte man auf den flachen, schwarz gestrichenen Kähnen, die hier bereitlagen, zum Festland über. Die Knechte hielten die Pferde, während die Boote über das stille Wasser des schmalen Meeresarmes glitten, der den roten Sonnenuntergang spiegelte.

Ein Stück weiter ins Land hinein lag ein großer umwallter Hof. Er gehörte Hymon, dem Sohn des Noreios, der wie sein Vater einer der Großen des Landes war. Hier wurde der König prächtig empfangen und ein Festmahl zu seinen Ehren bereitet, bei dem es an nichts fehlte. Hymon selbst saß neben Hyllos. Aber er war ein harter und seiner Stellung allzusehr bewußter Mann, mit dem sich kein rechtes Gespräch führen ließ.

Am nächsten Morgen erreichten die Reisenden die große Straße, die den Heiderücken entlang nach Norden führte. Wieder gab es viele Gräber am Weg. »Der Segen der Toten ist mit uns«, sagte Thoron, König Skylds Mann.

Man rastete noch einmal über Mittag. Dann ging es strikte nach Osten. Gegen Abend erreichte man die Anhöhe, die als Treffpunkt dienen sollte.

König Skyld wartete noch nicht. Aber bald näherte sich auf dem Sandweg eine Staubwolke, die die schrägen Sonnenstrahlen rosig färbten.

Hyllos ritt dem König aus Daenenland entgegen. Ein schwerer, breitgesichtiger Mann trabte aus dem Staub heraus auf ihn zu, die Königsbinde über der Stirn zeigte seinen Rang an. Die Könige wechselten einen feierlichen Gruß, dann zogen sie zur Höhe, das Gefolge hinterdrein.

Jolaos lächelte wieder, überlegend, verzeihend. »Gewiß«, gab er zu. »Aber, mein Sohn, Überlegungen müssen beizeiten angestellt werden. Ich würde dir raten, sieh dir das Mädchen an, lerne es kennen – am dritten Ort, ohne Zeremonie oder Feierlichkeit. Immer gab es Heiraten zwischen der Königsinsel und Kleitra, und die Daenenkönige sind Söhne der göttlichen Zwillinge wie deine Ahnen. Mein Sohn, ein König braucht eine Königin und das Volk ein Bild, das es bewundern kann. In diesen Zeiten der Wirrnis gilt es, die Macht des Königtums auf jede Weise zu stützen. Und auch die enge, unzerreißbare Bindung an König Skyld brauchen wir. Noch stehen der Norden und Osten deines Reiches zum Süden, noch. Laß aber die Könige auf Kleitra einmal den Plan einer Loslösung fassen – was könnte die Teuta allein ausrichten, sage mir das?«

Hyllos mied Jolaos' Blick. Er wußte wohl um die schwierige Stellung, in der sich die Herrscher auf der Königsinsel und die auf Kleitra zueinander befanden. Obwohl Enkel des Posside, waren die Daenenkönige doch nie ganz selbständig gewesen. Sie zählten eigentlich zu den Unterfürsten, den Stammesführern des Atlasreiches, die man die zwölf Herren des Nordens nannte. Gleichzeitig aber gehörten sie als »Söhne der Zwillinge« auch zu den zehn atlantischen Königen mit dem Recht, am Königsthing teilzunehmen. Sie hatten sich wohl stets als freie Herren in ihrem Gebiet gefühlt und Einmischungen zurückgewiesen, andererseits aber auch immer zur Teuta und zur Königsinsel gehalten – bis jetzt. Die Macht der Daenen war gewachsen, wie die der Atlantiden schwächer geworden war. Aber hatte nicht König Skyld jetzt – zum ersten Mal – Schwierigkeiten mit seinen Bauern? Wer weiß, vielleicht suchte nun er die enge Bindung an die Königsinsel, den Rückhalt . . .

Ich verstehe weit mehr von diesen Dingen, als sie denken, sagte sich Hyllos trotzig. Sie wollen über mich verfügen, wie es ihnen paßt. Sie werden sich wundern. . .

Aber er wußte, es war schwer für ihn, Jolaos zu widerstehen. »Wir werden sehen. Reisen wir«, sagte er darum nur.

Einige Tage später ritten sie ab. Das Gefolge war nicht übergroß: Die jungen Gefährten, ein paar ältere Herren, die Jo-laos' Begleitung bildeten, dann die Leibwächter, die Diener und Knechte, die Köche und die Burschen, die die Packpferde führten – im ganzen immerhin ein stattlicher Zug. Hyllos ritt an der Spitze, neben ihm Thoron, einer der hochgestellten Männer, die König Skylds Botschaft auf die Königsinsel gebracht hatten. Er machte jetzt den Führer des Zuges, denn er kannte alle Wege und auch den Ort, an dem man König Skyld treffen würde.

Thoron war kein redseliger Mann, und Hyllos freute sich darüber. Er wollte sich umschauen, nicht reden.

Zunächst ritt man die Straße entlang, die in nord-östlicher Richtung mitten über die Insel führte. Rechts und links vom Wege türmten sich die Grabhügel der verstorbenen Atlantiden, stolz ragten die Gedenksteine auf der Spitze, die älteren Gräber waren von Kränzen schwerer Blöcke umgeben, die die Erde stützten. Mit einem Schauer der Erschütterung war Hyllos am Anfang des Weges an dem niedrigen Hügel vorbeigeritten, der den Aschenkrug seiner Mutter Melite barg – man hatte alle Opfer jener Seuche verbrannt. Hinter den kleineren ragte ein hoher und steiler Hügel auf, in diesem befand sich, das wußte Hyllos, jene gewaltige Urne, in der man König Laodamas' Asche – er hatte es so gewünscht – mit der seines einzigen Söhnleins vermischt hatte.

Die Reihen der Gräber blieben allmählich zurück, es kamen noch kleine Gruppen, einzelne, dann für eine längere Strecke gar keine mehr. Weit dehnte sich die Ebene unter dem wolkenlosen Morgenhimmel, die Halme auf den Feldern standen niedrig, aber doch nicht gerade schlecht. Noch glitzerte Wasser in den vielen, schmalen Kanälen, die in regelmäßiger Ordnung die Felder durchzogen und bewässerten.

Hier und dort tauchten die Dächer stolzer Gehöfte auf oder auch die Baumkronen heiliger Haine. Es gab viele Tempel auf der Insel. Manche stammten aus Vorvätertagen, andere waren noch nicht alt. Bis vor kurzem hatten die Großbauern gerne durch die Stiftung eines Heiligtums den Göttern für die

reiche Frucht auf ihren Feldern gedankt; der Brauch war erst seit der Seuchenzeit abgekommen.

Hyllos ritt und schaute. Manchmal standen Leute am Weg, die winkten. Er grüßte lächelnd zurück. Er fühlte sich so frei wie ein Vogel, der dem Nest entfliegt. War er nicht wie ein Gefangener in der Königsburg gewesen, abgeschieden von seinem Volk und Land? Jetzt endlich würde er mehr von ihm kennenlernen, mehr zu wissen bekommen, er, der nur erfuhr, was Jolaos ihm zu sagen beliebte.

Als die Sonne sich der Höhe ihrer Tagesbahn näherte und die Hitze unerträglich wurde, stieg man von den Pferden und hielt eine kurze Rast in einem kleinen Hain, der Kleito geweiht war.

Der Hain sah verwildert aus, hatte aber schöne, alte Bäume, die einen köstlichen Schatten spendeten. In ihrer Mitte stand ein strohgedecktes Tempelchen, auf dessen Altar sich außer verwelkten Blumen nichts weiter befand als zwei winzige, schlecht geschnitzte Holzfiguren, die wohl Poside und Kleito darstellen sollten. Außerdem stand ein verbeulter Bronzekessel für den Regenzauber am Boden – das war alles. Ein greiser, gebückter Tempeldiener begrüßte Hyllos freudig und erzählte sofort mit begeisterter Schwatzhaftigkeit von Posides und Kleitos Besuch vor dreimal neun Tagen: »Mir kamen die Tränen, als sie hier eintraten, die hohen Götter alle beide. Und wie sie ihren Bildern dort glichen! Da war kein Härchen verschieden!«

Hyllos sah die armseligen Figürchen an, die kaum etwas Menschenähnliches hatten, und dachte: Was doch der Glaube tut!

»Und wie unsere Felder seither stehen! Wie sie grünen und sprießen«, fuhr der Alte fort und warf die Arme in die Höhe.

»Und nun kommt auch noch der König zu uns! Nun werden sie bis in den Himmel wachsen.«

Hyllos segnete den Alten, nickte ihm zu und ging dann schnell aus dem düsteren, nach welkendem Laub riechenden Raum ins Freie hinaus. Dann stand er am Rand des Wäldchens, blickte über die Felder hin. Er dachte: Und wenn sie

später nur ein paar Körner aus diesen armseligen Halmen schlagen können, so wird der Alte immer noch behaupten, Poside habe reiche Frucht gebracht. – Er wußte mit schmerzender Sicherheit, daß Posides Besuch genauso wenig wie der seine diesem Land die verlorene Fruchtbarkeit wiedergeben konnte. Bedrückt setzte er sich seitab von den anderen nieder und stützte den Kopf in die Hand. Die Fröhlichkeit war ihm schon wieder abhanden gekommen.

Als die Hitze etwas nachließ, ritt man weiter. Bald gelangte der Zug ans Wasser. Im Abendlicht setzte man auf den flachen, schwarz gestrichenen Kähnen, die hier bereitlagen, zum Festland über. Die Knechte hielten die Pferde, während die Boote über das stille Wasser des schmalen Meeresarmes glitten, der den roten Sonnenuntergang spiegelte.

Ein Stück weiter ins Land hinein lag ein großer umwallter Hof. Er gehörte Hymon, dem Sohn des Noreios, der wie sein Vater einer der Großen des Landes war. Hier wurde der König prächtig empfangen und ein Festmahl zu seinen Ehren bereitet, bei dem es an nichts fehlte. Hymon selbst saß neben Hyllos. Aber er war ein harter und seiner Stellung allzusehr bewußter Mann, mit dem sich kein rechtes Gespräch führen ließ.

Am nächsten Morgen erreichten die Reisenden die große Straße, die den Heiderücken entlang nach Norden führte. Wieder gab es viele Gräber am Weg. »Der Segen der Toten ist mit uns«, sagte Thoron, König Skylds Mann.

Man rastete noch einmal über Mittag. Dann ging es strikte nach Osten. Gegen Abend erreichte man die Anhöhe, die als Treffpunkt dienen sollte.

König Skyld wartete noch nicht. Aber bald näherte sich auf dem Sandweg eine Staubwolke, die die schrägen Sonnenstrahlen rosig färbten.

Hyllos ritt dem König aus Daenenland entgegen. Ein schwerer, breitgesichtiger Mann trabte aus dem Staub heraus auf ihn zu, die Königsbinde über der Stirn zeigte seinen Rang an. Die Könige wechselten einen feierlichen Gruß, dann zogen sie zur Höhe, das Gefolge hinterdrein.

Auf dem Hügel stieg man ab. Hyllos sah ein Mädchen im lichtblauen Kleid, dem die Gefolgsleute des Königs beflissen vom Pferd halfen.

Skyld wandte sich um und führte das Mädchen an der Hand zu Hyllos. »Ich habe meine Tochter mitgebracht«, sagte er lächelnd. »Sie ließ mir keine Ruhe, sie wollte mich durchaus begleiten. Es war wohl eher der Ruf des jungen Hochkönigs als der des alten Schmiedes, was sie auf diese Reise lockte.« Hyllos verneigte sich. Das Mädchen Helia war zierlich und fein, aus einem zarten, weißen Gesicht sahen Hyllos zwei dunkelblaue Augen ernst an. Hyllos aber blickte erstaunt auf die gewaltige, silberblonde Lockenfülle, die, von einem Goldnetz gehalten, das kleine Gesicht krönte. War es möglich, konnte ein Mädchen soviel Haar haben?

»Ich grüße dich«, murmelte er.

»Mögen die Götter dich behüten«, antwortete das schöne Mädchen mit klarer Stimme.

Man hielt gemeinsam Rast. Helia saß auf einem der kleinen Klappstühle, die die Diener auf den Packpferden mitgebracht und rasch abgeladen hatten.

Hyllos, der neben ihr sitzen mußte, fand kein Wort. Er sah das Mädchen von der Seite an, sein Blick glitt an ihr hinunter und fiel auf ihre Füße, die, in goldfarbenen Sandalen stekend, unter den wohlgeordneten Falten des Gewandes hervorsahen. Trotz der weiten Reise durch den heißen Tag waren Helias Zehen schneeweiß, als habe sie nie ein Stäubchen berührt. Sie sehen aus wie aus Stein gehauen, fuhr es Hyllos durch den Kopf. Und wenn ich über diesen Arm hier neben mir streichen würde, meine Finger würden Kälte fühlen wie bei der Berührung eines Steines.

Als die Dämmerung sank, brach man auf. Der Zug der Könige wandte sich nun wieder nach Süden. An einem Kreuzwege, wo die Straße zum großen Wald abzweigte, lag ein Hof. Der Bauer mit seinen Leuten stand zum Empfang bereit. Hier blieb man über Nacht.

Am anderen Tag ging es weiter, ostwärts, dem Walde zu, der dunkel am Horizont auftauchte.

Helia ritt zwischen Hyllos und ihrem Vater. König Skyld sprach über Helias Kopf weg mit Hyllos. Ihre Stimme klang im Gespräch nur selten auf. Aber wenn sie es tat, so sprach sie wohlgesetzte Worte, wie sie einer Königstochter würdig waren. Hyllos sah, daß dann manchmal ein Schmunzeln über König Skylds Gesicht ging. Er war sichtlich sehr stolz auf sein kluges und schönes Töchterchen.

Nach einiger Zeit tauchten sie endlich in den Schatten des Waldes ein, der sie der steigenden Hitze entrückte. Die hohen, dickstämmigen Bäume standen weit auseinander, und durch das hellgrüne Laub des Frühsommers blitzte das Licht freundlich herein, ohne doch zu brennen.

Der Königszug folgte einem Pfad, der den Wald fast geradlinig durchquerte. Manchmal war durch den Sturz eines der Baumriesen eine Lichtung entstanden. Dort wuchs das Gras üppig. Blumen überwucherten den vermodernden Stamm des Gefallenen, den man umgehen mußte und vor lauter Grün und Blüten kaum sah. Im Vorüberreiten drehte König Skyld den Kopf. »Sieh dir das an, Kind«, sagte er zu seiner Tochter, »so überwindet das Leben immer wieder den Tod. Ein gutes Beispiel, an das zu denken in grauen Stunden tröstlich sein kann.«

»Gewiß, Vater«, antwortete Helia. »Der weise Uatanos sagte eines Tages zu mir: ›Bedenke, daß Tod nur Wechsel und Wandel und Neuwerdung bedeutet.‹«

»Uatanos ist der weiseste Mann meines Landes, und ich machte ihn zu Helias Lehrer«, rief König Skyld Hyllos zu. Hyllos murmelte etwas, das Bewunderung ausdrücken sollte, und sie ritten weiter.

Später rastete man am Fuß eines mit Heidekraut bewachsenen Hügels, der mitten im Walde aufragte. Er trug einen vermoosten Stein auf seinem Gipfel, und auch an seinem Fuß ragte hier und dort noch ein ungeschlachter Block auf. Ein Grab, ein vergessenes allerdings. »Niemand weiß mehr, wer hier ruht«, antwortete Thoron auf Skylds fragenden Blick. Man ließ sich nieder, das Gefolge lagerte sich tiefer drinnen im Wald.

Jolaos sagte: »Es mag das Grab eines Helden sein, vielleicht sogar eines Königs, denn der Hügel ist sehr hoch.«

Und König Skyld ergänzte: »Also haben hier einmal große Höfe gestanden, ehe es an dieser Stelle Wald gab. Der weise Uatanos hat recht: alles ist Wandel.« Er sah Jolaos eindringlich an. »Einmal werden auch wir in solch vergessenen Hügeln ruhen, Jolaos, du weißt es, und die Leute werden sich fragen, wer da wohl schlafe, und keine Antwort wissen.« Er wandte sich zu Helia und Hyllos. »Redet von freundlicheren Dingen, ihr Jungen. Solche Gedanken dürfen euch noch nicht anfechten.«

Hyllos hätte gerne gesagt: »Sie sind mir lieber als ein leeres Geschwätz mit einem Mädchen, das wie aus Stein und Silber ist«, aber er unterdrückte diese Worte. Doch da er sah, daß König Skyld und Jolaos sich in ein vertrauliches Gespräch vertieften, ließ er sich nicht weit von den beiden Männern im Kraut nieder, so daß er jedes ihrer Worte hören konnte.

König Skylds Gedanken beschäftigten sich offenbar noch mit dem alten Hügel. Er sagte: »Auch diesen Fleck Erde hat die Heide erobert. Selbst hier, mitten im Wald, gewinnt sie Boden. Wo sie kann, rückt sie vor, ich sah es auf dem ganzen Wege.«

»Ja«, antwortete Jolaos. »Vor zwanzig Wintern ritt ich einmal mit Herakleitos nach Norden. Da war fette Wiese, ja Sumpf und Moor, was heute schon weithin Heide ist.«

Der König nickte. »Alle Moore trocknen aus, auch bei uns. Selbst die heiligen Opferstätten sind von der Trockenheit bedroht.« Er seufzte. »Sage mir, Jolaos, was hältst du von diesem seltsamen ›Zorn der Götter‹, wie die Leute es nennen?«

»Ich glaube, König, daß die Trockenheit, wiewohl die Götter vermutlich einige Ursache zum Zorn hätten, doch mit Schuld und Strafe und dergleichen wenig zu tun hat, sondern eher durch den Stand der Gestirne verursacht wird, der ja von Einfluß auf Wetter und Gezeitenwechsel ist. Es fehlt an Regen. Aber wie ich höre, hat es auch in vergangenen Zeiten Jahre mit mangelnder Feuchte gegeben, denen dann später wieder solche mit übermäßig viel Regen folgten. Ich denke,

daß die Lenker im Grunde stets auf Ausgleich bedacht sind. Und so hoffe ich, daß dieser ausgedehnten Trockenheit eines Tages große Regengüsse folgen müssen, die alles wieder zu-
rechtsetzen werden.«

König Skyld nickte nachdenklich. »Ich nenne das vernünftig gesprochen und bekenne mich zu derselben Meinung. Es ist nur bedauerlich, daß die Unvernunft unter dem Volk mehr Anhänger findet als die Vernunft, daß das Gerede von Mis-
setat und Strafe nicht aufhören will und dumpfe Angst sich
breit macht.«

»Posides pünktliches Erscheinen hat bei uns – zum großen Glück – einiges von dieser Angst weggenommen«, antwor-
tete Jolaos.

»Schade, daß sein Wagen nicht bis zu uns auf die Inseln fährt. Ja, ich hörte, daß der Gott diesmal in einer besonders guten Gestalt auftrete und überall Glauben und Hoffnung erwecke. Ich frage mich tatsächlich, ob ich nicht auch einen solchen Gott für unser Land gewinnen könnte. Die üblichen Umzüge dämpfen die Unruhe nicht mehr.« Er lehnte sich auf den Ell-
bogen zurück. »Es bekümmert mich, daß der Auswande-
rungswahn so viele ergriffen hat, daß meine Bauern bei euch lagern und euch zur Last fallen. Ich habe vergeblich alles ver-
sucht, sie gehorchen mir nicht. Noch führen ja unsere Flüsse Wasser, wer sich mit Fleiß um sein Bewässerungssystem kümmert, braucht nicht zu hungern. Aber sie wollen sich nicht plagen, sie wollen wandern. Das junge Volk hat die Ferne im Kopf, irgend einen dummen Traum vom leichten Leben in einem Wunderland, das es nicht gibt.«

»Die Götter wissen es«, sagte Jolaos. »Es ist der alte unaus-
rottbare Traum, der die Menschen des Nordens immer wie-
der verführt. Ich habe mein Leben lang versucht, ihn zu be-
kämpfen, ich, der am besten weiß, wie unvernünftig diese
Sehnsüchte sind. Aber es ist wie ein Zauber. . .«

»Gegen den wir machtlos sind, ja.« Skyld zögerte. »Ich
höre«, begann er dann wieder, »dein junger König sei auch
von ihm ergriffen?«

Hyllos drückte sich ein wenig tiefer ins Gesträuch. Offenbar

haben sie nicht bemerkt, daß ich zuhöre, dachte er. – Das mußte kommen, natürlich. Woher weiß denn König Skyld. . . ?

Die Antwort kam sofort. »Ein fahrender Sänger, der vor kurzem an meiner Tafel sang, erzählte mir davon.«

»Ein windiger Achaier? Er sang auch bei uns, ich schob ihn ab. Dergleichen Volk schürt noch den Wahn. Er verdrehte auch meinem Ziehsohn den Kindskopf, ja.«

»Hyllos hat vor, nach dem Süden zu ziehen? Das Land zu verlassen?«

»Keine Sorge. Ich werde ihn halten. Er ist ein Kind, er wird die Träume vergessen.«

»Hm.« Skyld saß vorgebeugt und starrte nachdenklich in die Ferne. Nach ein paar Augenblicken des Schweigens sagte er leise: »Es wird deinem Ohr sonderbar klingen, weiser Jolaos, was ich dir jetzt sagen will. Aber höre: Mir scheint, daß uns, so wie die Dinge jetzt liegen, nur noch eines helfen kann, etwas, das uns vielleicht allzu lange fehlte: Ein großer Krieg. Du erschrickst – du bist ein Mann des Friedens, ich bin es auch. Aber ich erkenne: Wir sind träge geworden, unsicher in unseren Wünschen, verspielt, glaubenslos und der Üppigkeit zugewandt. Ein großer Kampf, bei dem es nicht nur um Beute und gelegentliches Abenteuer ginge, würde die verlorenen Kräfte wiedererwecken, ein neues, härteres Geschlecht schaffen. Kämpfen müssen um ihr Leben, um das von Frau und Kind, das ist es, was den jungen Männern not tut, was sie ersehnen, ohne es selbst recht zu wissen. Ihr Zug in die Ferne ist eigentlich der Zug zum Kampf. Nein, nein«, Skyld hob abwehrend die Hand, da er deutlich Jolaos' Bestürzung sah, »ich meine nicht einen Kampf der atlantischen Völker untereinander, das wäre Brudermord und Sünde wider das Gesetz des Vaters. Ich denke an einen Kriegszug in ferne Länder, der die unruhigen Geister für ein einziges Ziel zusammenfaßte. Wenn wir die Leute schon nicht halten können, müßten wir sie führen, statt sie planlos in kleinen Häuflein in die Fremde ziehen und sich in ihr verlieren zu lassen.«

Jolaos spielte gedankenvoll mit den Goldklunkern an seinen

Gürtelenden. »Ein großer Kriegszug?« murmelte er fragend.
 »Aber wieviele werden dabei zugrundegehen?«
 »Ist es nicht besser, daß etliche zugrundegehen, als alle?« fragte König Skyld mit dunkler Stimme zurück.
 Jolaos schüttelte den Kopf. »Alle?«
 »Es liegt Unheil in der Luft, und du weißt es, Jolaos.« König Skyld sprach so leise, daß Hyllos ihn kaum mehr verstehen konnte. »Ehe die Söhne des Poside fortfahren, sich aus Langeweile gegenseitig zu zerfleischen. . .«
 »Aus Machtgier, sagtest du besser«, fiel Jolaos ein. »Und würde nicht ein Kriegszug gerade dieser Machtgier. . .«
 »Nein.« Skyld unterbrach ihn. »Gegen die geballte Kraft unserer Völker, wenn sie sich wirklich zusammenschließen, kommen die Unheilstifter nicht auf, das ist meine feste Überzeugung. Wenn es den Machtgierigen nicht gelingt, sich an die Spitze der in Bewegung gesetzten Massen zu stellen. . . Und das werden wir verhindern.«
 »Ja, das werden wir verhindern«, sagte Jolaos mit Überzeugung.
 »Ich werde diese Sache beim Königsthing zur Sprache bringen und auch beim Thing des Volkes«, erklärte Skyld, nun wieder mit sicherer Ruhe.
 »Wahrscheinlich wird sich deine Meinung mit der Gorgones treffen. Ein Schiff brachte die Nachricht, daß er zum Thing zurückkehren will. Ich glaubte schon, er habe im Land der Schattenlosen so sehr Wurzel geschlagen, daß wir ihn nie mehr sehen würden. Aber er kommt. König Mereje will seinen Sohn senden. Er hat ihn zum Mitregenten ernannt, es steht also nichts im Wege, daß Menes seinen Vater bei den Königen vertritt. Und Gorgone wird ihn begleiten.«
 »Gorgone drängt zum Krieg? Du hast genaue und glaubwürdige Nachricht?« fragte Skyld.
 »Ja. Der Schiffer war von ihm beglaubigt und zeigte sein Zeichen vor. Er berichtete, daß Gorgone – ähnlich wie du – für einen großen gemeinsamen Kriegszug aller Atlanter eintreten will – einen Hilfszug für die Libyer, die nun mit aller verfügbaren Kraft nach Osten drängen. Ihr Land trocknet aus,

daß es zum Entsetzen sein soll, und kein Mittel sei dagegen zu finden. An vielen Orten gäbe es überhaupt kein Wasser mehr, und der Hunger greife um sich. Das Gebiet der Pharaonen dagegen schwimmt im Überfluß. Der große Aigyptosstrom, dessen Quellen niemand kennt, führt alljährlich soviel Hochwasser wie nie zuvor, man lebt dort in grenzenloser Üppigkeit, wird erzählt. Dennoch hat der Pharaos Merenphatos es abgelehnt, den Libyern Hilfe zu gewähren und Korn zu senden, wozu er verpflichtet wäre nach Urvätersatzung. Darum geht die Meinung des alten Mereje dahin, daß seinem Volke nichts anderes übrigbleibe, als sich dieser reichen Fluren zu bemächtigen und sich zu holen, was ihm gegen das Recht verweigert wird. Ein Vorstoß, den Mereje selbst führte, ist blutig abgeschlagen worden. Die große Macht der Pharaonen mit ihren geordneten, wohlgeübten Heeren spottet jeder kleinlichen Anstrengung.«

»Ich fürchte, die Fruchtbarkeit jenes Landes wird nicht für alle ausreichen, die seiner begehren«, sagte Skyld sinnend.

»Gorgone meint wohl, es gäbe noch mehr der fruchtbaren Länder dort rund um das Achaiermeer. Merke wohl, ich habe nicht gesagt, daß ich seine Wünsche und Pläne unterstütze. Bisher war es meine Meinung, daß jeder für sich selbst zu sorgen habe, und daß wir Nordleute nicht dazu da sind, den Libyern mit unserem Blut zu einem fruchtbaren Land zu verhelfen, sie mögen so nahe verwandt mit uns sein wie nur immer. Aber du zeigst mir die Sache nun in einem anderen Licht, König. Ich muß darüber nachdenken.«

»Gorgone, vorausgesetzt, er versteht noch immer so überzeugend zu reden und so scharf zu planen wie einst, wäre der geeignete Mann, jenen großen Zug, an den ich denke, zu führen. Freilich müßten ihm besonnene Männer zur Seite gestellt werden.«

»Auf alle Fälle sollten wir versuchen, ihn wieder aus dem Land zu bringen. Gorgone in Libyen, das ist gut. Gorgone in der Königsburg, dafür habe ich, offen gestanden, nicht viel übrig.«

»Ich verstehe. Er ist, wenn auch nicht ebenbürtig, doch ein

Atlantide, und er wird nicht erfreut sein, Herakleitos' Sohn auf dem Sitz zu finden, dem er selbst doch einmal – sagen wir – nahezustehen glaubte.«

»Ich hätte nicht für ihn gestimmt, König.«

»Das glaube ich. Es kam dir gelegen, daß Gorgone zur Zeit der Königswahl im Land der Schattenlosen so gut wie verschollen war. Ein Kind läßt sich immerhin. . .« Er brach ab und hob die Hand. »Zürne mir nicht, Jolaos. Es ist meine Meinung, daß du recht gehandelt hast. Ein kluger Mann wie du in der Königsburg ist mehr wert als ein Haufen hoch- und edelgeborener Wirrköpfe, um der Sache keinen schlimmeren Namen zu geben.«

Jolaos schwieg. Es war still, nur vom Waldrand herüber drangen Rufe und Lachen. Die jungen Gefährten zeigten dort ihre Künste im Werfen und Ringen. Die Königstochter und ihre Mädchen sahen ihnen zu. Helia saß still im Moos, den lichtblauen Rock über die Füße herabgezogen, die zarten Hände um die Knie gefaltet, und blickte aufmerksam zu Bukos auf, der eben einen Gegner niedergeworfen hatte, jetzt lächelnd aufgerichtet stand, sich in den Hüften drehte und die Muskeln an seinen kräftigen Armen spielen ließ.

Auch die beiden Männer im Heidekraut schienen zu den jungen Leuten hinzusehen. Ganz ohne Übergang fragte König Skyld leise: »Was hältst du eigentlich von Agins ältestem Sohn, Jolaos?«

»Er ist«, Jolaos räusperte sich, »nun. . . ein guter Ringer und Fechter, ein äußerlich. . . Starker. . . Er erinnert mich sehr an Laodamas. So mag der in seiner Jugend gewesen sein.« König Skyld schnalzte leicht mit der Zunge. »Du meinst?« Auch er räusperte sich. »Nun«, sagte er dann, und man hörte das Lachen in seiner Stimme: »Es gelang dir ja schließlich gar nicht schlecht, Laodamas zu lenken.«

Jolaos bestätigte trocken: »Lenkbar sind sie, diese Nachfahren großer Männer, das stimmt.«

Jetzt konnte Hyllos sich nicht mehr beherrschen. Er machte eine zornige Bewegung, und das Laub raschelte.

Aufgescheucht sah Jolaos sich um und entdeckte ihn. »Du

bist hier?» fragte er, Ärger im Ton. »Du hast deine Dame im Stich gelassen, wie?«

»Ja«, antwortete Hyllos und blickte ihn an. »Ich hatte mehr Lust, euer Gespräch zu hören, als mit Mädchen zu schwatzen.«

König Skyld lächelte: »Sieh an, der junge König will auch sein Teil am Gespräch der Weisen. Schon will er es, das ist nicht übel. Aber leider ist unser Worttausch nun zu Ende. Wir müssen aufbrechen, sonst finden wir heute nicht mehr zu dem Wundermann, der das Eisen schmiedet. Kommt, meine Lieben.«

Er erhob sich, und Jolaos und Hyllos folgten seinem Beispiel. Im Aufbruch hörte Hyllos den König leise und lächelnd zu Jolaos sagen: »Mit ihm wirst du mehr Mühe haben.«

Er verstand die Worte. Hoffen wir's, dachte er, die Zähne zusammenbeißend. Wollten die Götter mir nur gewähren, daß ich stärker werde – und nicht nur äußerlich. Darum möchte ich sie anflehen, alle Tage, morgens und abends.

7. Eisen

Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg durch das Laub, als der Zug der Könige sich den Hütten des Schmiedes näherte. Zuerst roch man den Rauch, hörte Hunde bellen und Gänse schnattern. Dann tat sich eine Lichtung auf, und strohgedeckte Dächer ragten über eine Dornenhecke.

Der Zug schob sich durch die Hecke, das Gatter aus Dornengerank stand offen. Vier oder fünf Blockhütten, hochgieblig und grau verwittert, umgaben den Hofplatz. Gleich fielen den Männern die Schmelzöfen auf. Sie standen abseits der Häuser, anzusehen wie steile, braune Lehmhügel mit einem viereckigen Loch an der Vorderseite. Aus zweien von ihnen stieg oben der Rauch, eine dünne, durchsichtige Säule im goldenen Licht.

Ein paar Kinder spielten mit Hunden bei den Häusern. Als sie die Pferde und die fremden Männer sahen, drängten sie sich

scheu zusammen. Die Hunde knurrten, aber ein paar junge Männer in rußigen Kitteln traten aus dem größten der Häuser und piffen sie zurück.

Thoron war abgestiegen. »Die Könige kommen, den Schmied im Wald zu besuchen«, verkündete er.

»Ja, ja, wir wissen es schon. Ein Bote brachte die Nachricht.« Ein großer breitschultriger Mann antwortete ihm. »Wir hätten uns schön angezogen und zum Empfang aufgestellt, aber er«, der Mann wies mit dem Daumen über die Schulter, »er wollte es nicht. Ihr müßt schon entschuldigen, Könige. Er dünkt sich eben fast selbst ein König oder – oder mehr«, fügte er geheimnisvoll kichernd hinzu.

»So bist du nicht der Schmied selber?«

»Nein, nein, was denkt ihr? Ich bin der Neffe. Auch ein Schmied, aber ich habe nicht die Gedanken wie er, das ist es.« Er trat an Hyllös' Pferd heran. »Steig ab, mein kleiner König, ich bitte dich. Wenn es bei uns auch nicht festlich ist, du bist willkommen. Und der große König auch. Und alle die anderen feinen Herren ebenso.«

Sie glitten von den Pferden. Der Neffe hatte, wie es schien, jetzt erst die Königstochter zwischen den Männern entdeckt. Er schlug die Hände zusammen: »Ach, bei allen Göttern! Was habt ihr da für ein schönes Mädchen mitgebracht. So eine sieht man nicht zweimal in zehn Jahren, wenn man in der Einsamkeit wohnt wie wir.«

König Skyld lächelte. Er hatte natürlich begriffen, daß dieser Mann nicht seinen vollen Verstand hatte. Er nahm den seltsamen Empfang nachsichtig hin. Jetzt legte er den Arm um Helia, die sich ohne große Neugier umsah. »Das ist meine Tochter«, sagte er.

»Gesegnet sei der Vater, der solch ein Kleinod sein eigen nennt! Möge er sie nur dem besten und würdigsten Manne geben.«

Die Schmiedeburschen zeigten den Dienern der Könige, wo die Pferde eingestellt werden konnten, und halfen sie fortführen.

Der Neffe aber geleitete die hohen Gäste über den Hof. Kö-

nig Skyld betrachtete im Vorübergehen sachkundig die rauchenden Öfen. »Hier schmelzt ihr Bronze«, stellte er fest. »Ja, ja, das tun wir. Und ihr sollt sehen, wie gut uns alles gelingt. Wir werden eigens für euch einige unserer schönsten Schalen aus den Formen brechen. Sie sind schon abgekühlt, aber noch im Ton.«

»Und dort drinnen wird geschmiedet«, sagte König Skyld und wies auf ein kleineres Haus, aus dem ihnen der helle Klang von Hämmern entgegentönte.

»Ja, dort sitzt er«, sagte der Neffe und lachte töricht. Sie gingen zu dem kleinen Hause. Aber die Königstochter wollte nicht mit ihrem Vater eintreten. »Ich könnte mich schmutzig machen«, sagte sie.

König Skyld winkte den Gefährtinnen seiner Tochter. »Du hast recht. Bleib mit deinen Mädchen zurück, mein feines Kräutlein Rühr-mich-nicht-an,« sagte er.

Auch die meisten der Gefolgsherren und die Jünglinge blieben im Hof, das enge Haus konnte sie nicht alle fassen.

Gebückt traten die Könige über die Schwelle. Der Innenraum war düster mit kleinen Fensterluken, doch ein hell loderndes Feuer brannte in der Mitte und strömte Glut aus. Dort saß ein junger Mensch, fast noch ein Knabe, und hämmerte an einem großen Bronzeeimer herum. Hinter dem Feuer in der Ecke aber hockte ein kleiner Mann mit wilden grauen Haaren. Er hielt einen Hammer in der Hand, aber er arbeitete nicht, er starrte vor sich hin und hob nicht einmal den Kopf, als die Männer eintraten.

Der Neffe wies mit ausgestrecktem Finger auf ihn: »Das ist er, unser Meister. He, Väterchen, aufgewacht, Besuch kommt, Könige, Herren, was wollen wir mehr?«

Jetzt hob der Alte den Kopf. Helle, scharfblickende Augen hefteten sich, unter überhängenden Brauen hervor, auf die Gäste. »Was wollen wir mehr?« wiederholte der Schmied mit leiser, harter Stimme. »Könige kommen in den Wald, das ist eine seltene Sache.« Er erhob sich etwas mühsam. Man sah jetzt, daß er bucklig war. Aber seine haarigen Arme zeigten starke Muskeln.

König Skyld schritt als erster um das Feuer herum. »Du also bist der Herr dieses Hauses?«

»Der Herr dieses Hauses und dieses ganzen Hofes mit seinen Öfen, seinen Gußformen, seinen Hämmern und allen seinen Künsten und Geheimnissen«, antwortete der Alte. Er war im Stehen kaum größer als im Sitzen und reichte König Skyld nur bis zur Brust.

Der Neffe drängte sich vor. »Wenn du den hohen Herren etwas von deinen Geheimnissen zeigst, werden sie es nicht bereuen, hierhergekommen zu sein«, rief er.

König Skylds Blick traf sich mit dem des Alten. »Dein Neffe meint es gut mit uns«, sagte Skyld. »Ihr seid sehr verschiedenen, scheint mir«, setzte er lachend hinzu.

Der Alte blinzelte. Das mochte bei ihm ein Lächeln ersetzen. »Er hat die Kraft des Körpers, ich die des Geistes, das ergänzt sich.«

»Auch du scheinst mir beträchtliche Körperstärke zu besitzen. Wenn ich deine Hände und Arme ansehe. . .«

»Ich war ein schwächliches Kind, das angeblich zu nichts taugte. Doch ein Leben in der Schmiede gleicht manches aus. Aber ihr seid nicht gekommen, Herren, um mich anzusehen, sondern meine Werke.« Er schob sich aus seinem Winkel hervor.

König Skyld zog Hyllos näher heran. »Dies ist – wiewohl jung an Jahren – der Hochkönig aller Atlanter. Und hier folgt ihm sein Ziehvater und Berater, der weise Jolaos.«

»Ich kenne euch alle«, bemerkte der Schmied kalt, so als wollte er sagen: spar dir deine Worte! Das war ungehörig, aber sie ließen es auf sich beruhen.

Der Knabe saß immer noch am Feuer und hämmerte, ohne sich um irgend etwas sonst zu kümmern. Im Vorbeigehen legte ihm der Alte mit einer überraschend zarten Bewegung die Hand auf den Kopf. »An den da werde ich, wenn es an der Zeit ist, meine Geheimnisse weitergeben. Solltet ihr einmal einen Schmied brauchen, der die Tore der Zukunft öffnet, so fragt mich um ihn.«

Der Junge sah auf. Er mochte zwei oder drei Jahre älter sein

als Hyllos. Er blinzelte ein wenig – ähnlich wie der Alte – und senkte dann wieder den Kopf.

»Wie heißt er?« fragte Skyld.

»Daidalos«, antwortete der Schmied. »Merkt euch den Namen. Zeig den Herren deinen Eimer, Daidalos«, gebot er dann.

Der Knabe hob das Bronzegefäß, an dem er arbeitete, ins Feuerlicht. Er zeigte, wie er es anfang, der dünnen Bronze durch unaufhörliches, leichtes Hämmern ihre Form zu geben. »Es braucht viel Geduld, bis solch ein Ding fertig ist«, erklärte der Alte. »Geduld ist das Wichtigste. Alles Große wächst langsam. Willst du viel haben und zu schnell, bricht dir das Ganze vorzeitig aus den Händen.« Der Alte blickte Hyllos an. Der Feuerschein spiegelte sich in seinen sonderbaren Augen. »Verstehst du das, junger König?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, bückte sich der Schmied nach einem zweiten Eimer, ähnlich dem, an welchem Daidalos arbeitete. »Sieh!« sagte er. Rings um den Bauch des Gefäßes lief ein Streifen eingepunzter Bilder; es war immer dasselbe: zwei Schwäne, geformt wie die Steven eines Bootes und, zwischen ihnen in der Rundung des Schiffsbodens ruhend, die Sonnenscheibe.

»Posides Zeichen, das Sonnenschiff«, rief Hyllos.

»Das Sonnenschiff«, wiederholte der Alte. »Daidalos liebt dies Muster. Alle jungen Leute tragen die Sehnsucht in sich, mit der Sonne zu reisen, so weit die Welt reicht. Wir wohnen tief im Wald, aber Daidalos' Eimer werden tausend und tausend Tagereisen fahren, und in fernsten Tempeln wird man heiliges Wasser mit ihnen schöpfen.«

»Warum verbirgst du dich in den Wäldern, Schmied? Wohnst du nahe bei einem Königshof oder einer großen Straße, so fänden deine und deiner Männer Arbeiten leichter in die Welt«, warf König Skyld hin.

Der Alte drehte den wirrhaarigen Kopf. »Ich liebe weder die Königshöfe noch die großen Straßen. Ich liebe den Wald. Wir haben zuviel Sonne jetzt. Der Wald hütet den Schatten und die feuchten Tropfen im Moos. Der Wald ist gut. Ihr

habt ihn weit aus eurer Welt gerückt um eurer Felder und um eurer schönen hölzernen Häuser willen. Das werdet ihr büßen müssen.« Seine harte Stimme hob sich fast drohend.

»Es ist nicht nur des Menschen Arbeit, die dem Wald feind ist«, fiel Jolaos ein, »bedenke, Mann, auch das Meer mit seinen Stürmen und Salzfluten ist ihm nicht gewogen und ebensowenig die Heide, die ihn langsam überwältigt und wegfrißt.«

Jolaos sprach lehrhaft, wie es seine Art war. Die Augen des Schmieds glommen ihn feindselig an. »Oh, ich weiß, der Herr braucht mir das nicht zu sagen. Eben darum bin ich ja in die Tiefe des Waldes geflüchtet, fort aus eurer Welt, die von der Dürre der Heide gefressen wird – heute – und morgen von den salzigen Wogen des Meeres.« Das letzte klang wie das Schnappen eines bössartigen Hundes. Und während der Schmied zur Tür humpelte, brummte er: »Zuviel Sonne, zuviel Sonne in der Welt. Ein Narr, wer über ihr Erscheinen jubelt und ihren Herrn anbetet in diesen Zeiten.«

Er hinkte hinaus, wohl oder übel mußten ihm die anderen folgen. Hyllos stellte den Eimer zurück. König Skyld legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ärgere dich nicht über sein schlechtes Benehmen, Hyllos. So sind sie nun einmal, die Schmiede. Einer ist wie der andere, sie dünken sich Göttern gleich.«

»Das geht aber zu weit und grenzt an Gotteslästerung«, bemerkte Jolaos ungehalten.

An die Hütte stieß ein überdachter Schuppen, auch dort glomm ein Feuer. Der Schmied schürte es. »Kommt herein«, sagte er.

Jolaos trat zu ihm. »Du verachtest Posides Dienst?« sagte er streng. »Verehrst du keinen der Himmlischen?«

»Wenn ich beten mag, spreche ich zu den Nebelgöttern«, antwortete der Alte dunkel.

»Und doch stammt deine Kunst von Poside, dem Allerfahrenen, weißt du das?«

»Der Bronzeguß vielleicht, mag sein. Gold und Bernstein und Bronze gehören der Sonne zu, aber das dunkle Metall,

das stammt von den Nebelgöttern, und es wird herrschen in ihrer Zeit, die nicht die Zeit des Sonnenwagens sein wird.«

»Zeig uns das dunkle Metall«, forderte König Skyld.

»Hier ist es.« Er warf eine Messerklinge auf den Werkstisch. Sie war leicht gebogen, roh und schartig und braungrau von Farbe wie ein halb vermodertes Stück Holz.

König Skyld befühlte das Ding mit den Fingern. »Sehr hart«, stellte er fest.

Der Schmied faßte das rohe Stück Eisen mit einer Zange und hielt es ins Feuer. Nach einer Weile zog er es heraus und begann es auf dem Amboß mit scharfen Schlägen zu schmieden.

Seine Gäste sahen ihm zu. Einige der Gefolgsleute waren herangekommen und drängten sich im Eingang des Schuppens. Sie alle sahen den langen, sehnigen Arm des Alten auf- und abschwingen, sahen die Funken sprühen und hörten die gelenden Schläge des Hammers.

Dazwischen rief der Schmied einen seiner Gesellen, daß er das Feuer mit dem Blasebalg anfache. Er hielt die Klinge wieder in die Flammen, bis sie durch und durch rot glühte. Und dann riß er sie plötzlich heraus und brachte sie in das leise murmelnde Wasser, das in einer Rinne, wohl vom Waldbach abgeleitet, den Schuppen durchströmte. Es zischte auf, Dampf füllte den Raum.

»Das nennen wir vergüten«, murmelte der Schmied, als der Dampf zum dritten Mal aufstieg.

»Wartet«, sagte er dann. Er hielt die Klinge mit der Zange und ließ sie vollends abkühlen.

»Es ist nicht das erste Mal, daß ich Eisen sehe, aber es ist das erste Mal, daß ich es schmieden sehe«, unterbrach König Skyld die Stille.

»Wir kannten es lange«, antwortete der Schmied. »Auf den roten Felsen vor deiner Insel, König Hyllös, wächst es hier und dort im Gestein. Und es wächst in den Sümpfen tief drinnen im Wald. Aber es braucht ein starkes Feuer, um die kleinen Teile, in denen es gefunden wird, zu einem brauchbaren Ganzen zusammenzuschmelzen. Und es braucht starke

Sprüche und noch allerlei dazu, um es so hart zu machen, wie ihr es seht.«

»Wie härtest du es?«

Der Alte zwinkerte. »Das, König, ist eines meiner Geheimnisse, die ich nur Daidalos anvertrauen werde.« Er löste die Klinge aus der Zange. »Nun prüft Härte und Schärfe.«

Skylds Hand fuhr vorsichtig an der Klinge entlang. »Unübertrefflich«, lobte er. »Das ist freilich eine Waffe, der kein Bronzedolch gewachsen wäre.«

»Bronze ist weich, ein Bronzeschwert verliert im Kampf seine Schärfe, ein Schwert aus meinem Eisen nicht. In einer neuen Zeit werden die Männer mit eisernen Schwertern siegen.«

Skyld und Jolaos blickten einander an.

Skyld sagte nachdenklich: »Woher aber in kurzer Zeit genügend Schwerter für den Sieg nehmen? Du bist nur einer. Deine Geheimnisse sollten an viele weitergegeben werden.« Der Alte schüttelte den Kopf. Jetzt grinste er wirklich. »Geduld ist alles, ihr Könige«, wiederholte er.

Die Klinge wanderte von einem zum anderen. Hyllos empfing sie von Jolaos. Bläulich dunkel lag sie in seiner Hand. Als er sie drehte, bekam sie einen scharfen Glanz. Die Funken des Feuers sprühten in ihr auf. Ja, das war etwas anderes als Bronze, nicht so schön und warm glänzend, etwas Kaltes, Gefährliches. . .

In der Tür stand zwischen den Königsmännern der Neffe des Schmieds. Er fing plötzlich zu lachen an und zeigte mit dem Finger: »Und wenn man denkt, daß das alles einmal durch einen Gänsemagen gegangen ist!«

»Was soll das?« fragte König Skyld.

»Mein Narr verrät eines meiner Geheimnisse«, knurrte der Schmied. Er ließ sich widerwillig zu einer Erklärung herbei.

»Ich zerfeile das Eisen zunächst in feinste Späne. Die Gänse bekommen es in ihrem Futter. Tritt es dann, vermischt mit ihrem Kot, wieder zu Tage, ist es nicht nur leichter zu schmieden, sondern das Geschmiedete erhält auch eine Härte, die unüberbietbar ist.«

König Skyld schüttelte den Kopf. »Von einem solchen Verfahren hörte ich nie.«

Hyllos lächelte unwillkürlich, aber der Schmied fuhr ihn an: »Lache nicht, König. Was bei einer Sache herauskommt, das allein ist wichtig. Nie wird ein Mann Waffen schmieden, die besser beißen als die meinen.«

»Ich glaube es«, sagte Hyllos verlegen.

Der Schmied schien besänftigt. Er humpelte in den Hintergrund des Schuppens. »Man kann allerlei mit dem Eisen anfangen«, sagte er von dorthier. Dann kam er zurück. »Hier, König Skyld, nimm dies als Gastgabe von mir. Du bist ein Freund schöner Dinge.« Der kleine Gegenstand, den er dem König reichte, war eine Rasierklinge. Hyllos bekam sie zu sehen, nachdem Skyld sie genau geprüft hatte. In die glänzende Bronze war das Bild eines Schiffes mit Gold eingelegt, die Wellenlinien des Wassers unter ihm aber bestanden aus bläulichem Eisen. Der Wechsel der Metalle wirkte reizvoll, so klein das Bild auch war.

»Das ist eine gute Arbeit, und ich werde sie wert halten«, sagte König Skyld. »Ich werde das Messer meinem ältesten Enkel schenken, wenn er mannbar sein wird.«

»Dein ältester Enkel wird nie geboren werden«, antwortete der Schmied.

König Skylds Lächeln erstarb. »Bist du ein Wahrsager, Schmied?« fragte er nach einem kuzen Schweigen.

»Manchmal schon, König.« Der Alte hob den Kopf. »Wenn die Botenvögel der ewigen Lenker vorüberfliegen und einander ihre Neuigkeiten zuschreien, läßt sich wohl hie und da etwas verstehen. Wer im Wald lebt, lernt dergleichen.« Der Alte hatte die Klinge aufgenommen, die er soeben geschmiedet hatte. »Sie soll dein sein, Berater des jungen Königs«, sagte er zu Jolaos. »Einer meiner Gesellen wird ihr einen Griff geben.« Er winkte einen der Burschen heran und gab ihm die Klinge.

Jolaos wollte Dankesworte sprechen, aber schon hatte sich der Alte Hyllos zugewandt. Dem war wenig wohl unter dem hellen, stechenden Blick, der ihn musterte. »Auch dir will ich

eine gute Gabe geben, junger König, die beste, die ich habe.« Unter dem Schmiedetisch zog er einen langen Gegenstand hervor, den er aus seinen Hüllen wickelte.

Ein Eisenschwert! Anders erschien es Hyllos als alle die Schwerter, die er besaß, auch als das des Vaters. Die Klinge war sehr lang, schmal, biegsam und scharf auf beiden Seiten. Der Stahl glänzte hell, hier konnte man nicht mehr von dunklem Metall sprechen. »Mit Gänsekot gehärtet, mit Feuer und Wasser vergütet, mit guten Sprüchen besprochen, dies ist ein Schwert, dem nichts auf Erden standhalten kann. Ein Schwert für die Zeit der Nebelgötter. Fürchte es, kleiner Hochkönig, und laß es in der Scheide, solange du es nicht wirklich brauchst. Sollte man dich einmal zwingen« – jetzt verzerrte wieder das Grinsen das runzlige Gesicht – »ein ungeliebtes Weib zu freien, und solches geschieht den Königen, hi, hi, dann kannst du die Klinge des Nachts zwischen dich und sie legen, und wenn du einmal später einen großen Kampfkämpfen wirst, einen, bei dem du siegen willst um jeden Preis, König, dann zieh dieses Schwert, es wird dir siegen helfen – um jeden Preis.«

Warum betont er das so hämisch? fragte sich Hyllos. Er faßte den Griff des Schwertes, der schmucklos war wie die ganze Waffe, aber gut in der Hand lag. »Ich danke dir«, sagte er. »Du magst mir wohl danken«, antwortete der Schmied, »das ist eine Gabe, die ich nicht jedem geben würde.«

Dann wandte er sich schroff ab und humpelte ins Haus. König Skyld folgte ihm. Hyllos aber ging in den Hof hinaus. Die am Eingang standen, verneigten sich vor ihm.

In der Mitte des Hofplatzes war ein runder Brunnen. Auf seinem Rand saß Helia, hinter ihr standen wie eine Leibwache die jungen Männer aus Hyllos' Gefolge, dazu die Mädchen, die Helia mitgebracht hatte. Im Halbkreis davor aber hockten die Schmiedegesellen am Boden und staunten mit großen Augen die schöne Königstochter an. Sie trug einen neuen Gürtelschmuck aus blankem Kupfer, den mochten ihr die Schmiede geschenkt haben. Einer der Burschen redete mit eintöniger Stimme, er schien zu erzählen.

Jetzt hob Helia die Hand zum Mund, um ein Gähnen zu verbergen. Sie sagte etwas zu Bukos, der sich ehrerbietig zu ihr neigte. Dann rief er dem Erzähler zu: »Es ist gut. Die Königstochter schenkt dir den Schluß deiner Geschichte.«

»Aber ich bin noch längst nicht am Ende damit. Daß der Schmied die Schwanenjungfrau fängt, damit beginnt erst alles«, widersprach der Erzähler, ein großer, schöner Bursche im rußigen Kittel.

»Ich will aber nicht länger hier sitzen, ich langweile mich.« Helia glitt vom Brunnenrand herab. Dabei erblickte sie Hyllos. Ihr Gewand zierlich raffend, ging sie auf ihn zu. »Werden wir auf diesem schrecklichen Hof übernachten?« fragte sie mit ihrer silbernen Stimme. »Ich mag das nicht, es ist alles so armselig und schmutzig.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Hyllos. Ihr verächtlicher Blick sagte deutlich: Was weißt du denn überhaupt, Dummkopf? Und so etwas will ein König sein. . . Da riß er sich zusammen: »Ich denke, wir bleiben hier, Königstochter«, sagte er. Und fügte, da ihm nichts Besseres einfiel, hinzu: »Sieh dieses Schwert. Der Schmied schenkte es mir. Es ist aus Eisen.«

Helia warf kaum einen Blick auf die Waffe. »Nicht schön. Ich liebe Schwerter, die goldene Griffe haben.«

Er dachte: Wie würde Jole sich voller Eifer und Freude über die Waffe beugen. . .!

Helia fuhr lächelnd fort: »Kein Mensch kann hier, wie es scheint, über etwas anderes reden als über Eisen. Ich hörte, man nenne diesen Forst bereits den Eisenwald. Ich liebe Gold, Silber und allenfalls noch Bronze. Das sind die vornehmen Metalle, die einzig der Könige und Helden würdig sind.«

»Waffen aus Eisen schneiden schärfer«, widersprach Hyllos. Sie wischte das mit einer anmutigen Handbewegung weg.

»Schwerter aus Bronze sind besser im Kampf.« Sie sagte das mit abschließender Bestimmtheit, und Hyllos begriff, daß nichts sie von dieser Meinung würde abbringen können.

Er sah, daß die Schmiedejungen sich mit enttäuschten Ge-

sichtern vom Boden erhoben; sein Ärger half ihm, er überwand seine Schüchternheit und rief hinüber: »Was war das für eine Geschichte, die hier erzählt wurde? Warum wurde sie abgebrochen?«

Bukos stand neben ihm. »Die Königstochter war ihrer müde«, bemerkte er zurechtweisend.

»Ja«, sagte Helia. »Ich werde jetzt zu meinem Vater gehen. Er soll den sofortigen Aufbruch befehlen. Wir können noch an diesem Abend ohne Mühe einen der großen Höfe am Rande des Waldes erreichen.«

»Ich glaube aber, die Diener haben die Zelte schon aufgeschlagen«, rief Hyllos.

»Sie können sie ja wieder abbrechen.« Helia ging schon auf die Schmiede zu.

Bukos lächelte Hyllos zu. Er verneigte sich mit einem leichten Öffnen der Hände, als wollte er sagen: Was ist da zu machen? Dann folgte er Helia wie ein geschmeidiger Schatten. Hyllos stand da, ebenso gedemütigt wie die Schmiedejungen. Sie blickten ihn an und begannen zu grinsen. »Ja, Herr«, sagte der große, der die Geschichte erzählt hatte, »so ist das wohl mit den schönen Frauen, sie regieren die armen Männer, und immer behalten sie das letzte Wort.«

Ich will mich aber nicht regieren lassen, ich nicht, dachte Hyllos.

Man brach wirklich noch an diesem Abend auf. König Skyld hatte der Bitte seiner schönen Tochter nicht widerstehen können, wie er das wohl niemals konnte.

So nahmen die Könige noch im Hof einen Trunk, den der Schmied ihnen kredenzen ließ, bewunderten flüchtig die Bronzeschalen, Krüge und Tassen, die der törichte Neffe herausschleppen ließ, dann wurden die Pferde vorgeführt. Der alte Schmied stand unter der Tür. Er verabschiedete die Gäste, als sei er selbst ein König, der seine Untertanen entläßt. »Gebt acht mit dem Feuer, wenn ihr reitet«, rief er den Jünglingen zu, die die Reisefackeln entzündeten, »der Wald darf nicht brennen.«

»Sei ohne Sorge,« antwortete ihm Jolaos. Er hielt das Gastge-

schenk des Alten, das Messer, in der Hand, es hatte einen geschnitzten Griff und eine verzierte Scheide bekommen. »Laß mich dir für deine Gabe danken, Alter«, fuhr Jolaos herablassend fort. »Und sage mir zum Abschied eines: Du legst, wenn ich recht verstanden habe, deinen Geschenken eine besondere Bedeutung bei und widmest sie dem Empfänger mit Bedacht. Warum also gabst du gerade mir dies Messer? Hat es wohl damit auch eine ganz spezielle Bewandtnis?« Er sagte das so, als belächle er im voraus die Antwort des Schmieds. Hyllos stand nahebei. Er sah das Auffunkeln unter den buschigen Brauen des Alten. Wieder und zum letzten Mal heute zeigte sich das Grinsen auf dem unheimlichen Gesicht. »Wenn du neugierig auf meine Meinung bist, weiser Jolaos, so kann ich sie dir wohl sagen: Du wirst das Messer brauchen, um damit dein Bettelbrot zu schneiden, wenn dein Zögling dir entlaufen ist und niemand auf deine Weisheiten mehr wird hören wollen.«

Jolaos erstarrte. Endlich sagte er mühsam: »Ein böser Scherz zum Abschied? Was tat ich dir, Schmied?«

»Nichts. Ich höre nur manchmal die Vögel reden, wie ich schon sagte.« Der Schmied wandte sich weg. König Skyld, der schon aufgesessen war, rief: »Kommt, meine Freunde!« Sie bestiegen die Pferde und ritten im Fackelschein durch die Lücke in der Dornenhecke.

Hyllos blickte sich noch einmal um. Das rote Licht spielte mit scharfen Schatten über die Häuser und den Hofplatz hin. Der Schmied war nicht mehr zu sehen, die Jungen standen da und grinsten, der Neffe allein winkte mit den Händen und rief: »Eine gute, sehr gute Zeit wünsche ich, ihr Könige!«

»Das ist wenigstens ein freundlicher Abschiedsgruß«, murmelte Jolaos. »Welch ein bösertiger Kerl, dieser Schmied.« »Er ist ein Könner, das wiegt vieles auf«, rief Skyld über die Schulter zurück.

Hyllos dachte an das Eisenschwert, das jetzt beim Gepäck mitgeführt wurde, und nickte.

Sie erreichten spät und müde den größten Hof am Rand des Waldes, und ihre unvermutete Ankunft schuf dort viel Auf-

regung, ein Hin- und Herlaufen, Befehlen, Rufen und Wirken ohnegleichen. Aber zuletzt legte sich der Lärm, und die Könige verbrachten eine geruhssame Nacht in der Halle des Bauern, wo man ihnen Lagerstätten aufgeschlagen hatte. Für Helia war das Schlafhaus der Hofestöchter hergerichtet worden, und sie war zufrieden.

Der Besitzer des Hofes, der, wie viele Großbauern, Schiffe besaß, und den der Bernsteinhandel reich gemacht hatte, ließ es sich nicht nehmen, anderntags ein Fest zu Ehren seiner Gäste auszurichten. Man speiste von goldenem Geschirr und trank honiggesüßte Milch aus Bronzetassen, die Posides Sonnenschiff-Zeichen trugen und sicherlich von Daidalos gefertigt waren. Als die Sonne schräg stand, gingen die jungen Leute hinaus auf den Hofanger, um unter der Linde zu tanzen.

Die älteren Herren blieben beim Trunk und führten ernste Gespräche, die sich, wie es nicht anders sein konnte, um die Dürre, ihre Herkunft und Folgen drehten. Hyllos saß bei ihnen, es zog ihn nicht zum Tanz. Doch als die Herren dann später auch hinausgingen, mußte er sich ihnen wohl oder übel anschließen.

Am Morgen hatte er sich das neue Schwert aus der Packkiste geben lassen und trug es nun am Gürtel statt des zierlichen Dolches, der sonst dort steckte. Das Schwert war so lang, daß die Spitze der Scheide fast den Boden streifte, und Hyllos wußte wohl: Mit einem solchen Schwert ging man nicht zum Tanz. Aber er konnte sich nicht von ihm trennen. Diese Waffe überbot für ihn sogar das Schwert des Vaters. Machte sie ihn nicht erst wahrhaft zum König, wie sie ihn zum Unbesiegbaren machte?

Helia führte den Reigen an, man sah gleich, daß sie seine Königin war. Wie schwebend glitten ihre goldfarbenen Sandalen über das Gras, das blaue Gewand schwang leicht hin und her, aber das helle Gesicht blieb unbewegt und kühl im Drehen und Wenden des heiteren Reigens.

Bukos war es, der Helias Hand hielt. Er hatte sich prächtig geschmückt, trug Schlangenringe um den Arm und goldene

Knöpfe am Gürtel. Auch die anderen Mädchen und Jünglinge prangten in ihrem schönsten Schmuck. Bronzekragen und Schulterspangen blitzten, die Kleider waren bunt und bestickt. Wie der Reigen sich ineinanderschlang, gab es ein schönes Bild, farbenfroh vor dem Grün von Gras und Hecken.

Hyllos sah zu. Aber dann drängten ihn König Skyld und Jolaos fast unmerklich zu Helia hin, und plötzlich faßte sie nach seiner Hand, als müsse es so sein.

Also schritt er mit ihr im Reigen. Die anderen sangen, aber er kannte das Lied nicht und schwieg.

Am Ende gingen sie singend, zwei und zwei, in die Runde. Und dann führte jeder Jüngling sein Mädchen hierhin oder dorthin, und sie ließen sich unter der Linde oder abseits im Gras nieder. Doch Helia zog Hyllos weiter, an einer Hecke entlang und über ein Brückchen, bis sie den Blicken der anderen entzogen waren. Sie hielt sehr fest, er hätte sich gerne freigemacht, aber er wollte nicht allzu unhöflich erscheinen.

Ein flacher Steinblock lag da am Bachrand, auf den ließ sich Helia nieder und legte ihre Hand neben sich. »Setze dich«, sagte sie.

Er tat es zögernd. Das lange Schwert behinderte ihn, er mußte es erst zurechtschieben.

Sie saß gerade aufgerichtet neben ihm, die Hände im Schoß, und sah ihn nicht an, als sie fortfuhr: »Wir müssen einmal über diese Dinge reden, die uns betreffen. Ich bin um einen Winter älter als du. Außerdem bin ich schön. Wenn ich dich heirate, so tue ich das nur, weil du der Hochkönig bist und darum mehr als mein Vater.«

Er schwieg, starr vor Verblüffung. Soviel Offenheit hatte er nicht erwartet.

»Ich sage dir das, damit du dir klar darüber bist: Die Waage steht gleich zwischen uns: was ich biete, wiegt auf, was du zu geben hast.«

Sie hält mich für einen Trottel, fuhr es Hyllos durch den Kopf. Aber trotzdem fand er keine vernünftige Antwort. Schließlich würgte er nur dasselbe hervor, was er auch Jolaos

gegenüber als Ausflucht gebraucht hatte. »Wir sind noch zu jung, Helia.«

»Gewiß. Aber mein Vater will einen unauflöslichen Vertrag schließen und von Eideshelfern beschwören lassen. Er wird zunächst noch einen alten Waffengefährten im Süden besuchen. Dann wird er auf deine Burg kommen. Und dort – noch vor dem Königsthing – wird der Vertrag abgeschlossen werden.«

Hyllos sagte mit rotem Kopf: »Ich weiß aber nicht, ob ich mich jetzt schon binden möchte. . .«

Sie wischte das mit einer Handbewegung weg. »Keins von uns beiden wird sich weigern können. Ich bin meinem Vater untertan, wie du deinem Berater. Aber ich möchte mich auch nicht weigern, denn ich lehne es ab, die Gattin eines Mannes zu werden, der niedriger von Geburt ist als ich. Und du wirst wohl froh sein, eine Königin zu erhalten, die von allen Ahnen her aus göttlichem Geschlecht stammt. Schließlich ist die Herkunft deines Vaters umstritten, wie ich höre.«

Hyllos fragte sich: Kann ich einfach aufstehen und davongehen, ohne mich weiter umzusehen? Dann durchfuhr ihn ein anderer Gedanke. Vorsichtig zog er das eiserne Schwert aus seiner Scheide und legte es sorglich auf den Stein zwischen Helia und sich.

Sie schien nicht auf das zu achten, was er tat. Immer noch blickte sie geradeaus. Ihre hellè Stimme redete fort, sie klang jetzt nicht mehr silbern, sondern schneidend scharf: »Du wirst die Tochter des Königs der Daenen wohl nicht zurückweisen, das wäre, denke ich, kindisch und unklug gehandelt. Freilich könnte ich auch Bukos, den Sohn des Agin, heiraten. Er ist ein Atlantide, reich, älter als ich und sieht gut aus. Auch hat er viel mehr Lebensart als du. Aber solange er keine Aussicht besitzt, König auf der Heiligen Insel zu werden, wird mein Vater keine Neigung zeigen, mich ihm zu verloben.«

In diesem Augenblick erschien Jolaos in der Lücke der Hekke. Er mochte mit Unruhe die Absonderung der beiden Königskinder beobachtet haben. Mit einem Blick sah er den

Griff des Schwertes auf dem Stein, und Zornröte stieg in seine Stirn. Rasch kam er heran.

»Weiser Jolaos«, sagte Helia, »wir sprechen hier über unsere künftige Heirat.«

»Sieh an, Königstochter.« Jolaos lächelte gezwungen. »Es wird noch manches Wort über diese große und wichtige Sache zu sprechen sein, und dein hoher Vater und ich werden. . .« Er stand Helia zugekehrt, aber Hyllos merkte, daß seine Hand den Schwertgriff gepackt hatte.

»Nein«, rief Hyllos mitten in die wohlgesetzte Rede hinein. Er griff hastig zu. Es war die Schneide, die er faßte, und er spürte den scharfen Schmerz an seiner Hand. Trotzdem ließ er nicht los.

»Pfui! Blut!« rief Helia. Sie glitt von ihrem Sitz, nahm ihr Gewand zusammen und sah ängstlich nach, ob auch kein Spritzerchen daran zu finden sei.

Auch Hyllos stand. Er hielt das Schwert, das Blut tropfte von seiner Hand. Er sagte, heftig bemüht sich zu beherrschen: »Alle eure Worte sind vergebens. Niemand wird mich zwingen können, ein Mädchen aus Silber und Stein auf meinen Königssitz zu führen. Wenn ich eine Frau nehme, muß es wirklich eine Frau sein, eine Frau aus Fleisch und Blut, und sie muß ein lebendiges Herz in der Brust haben.«

Damit packte er den Schwertgriff mit der Linken und lief, die stark blutende Rechte von sich gestreckt, über die Brücke dem Tanzplatz zu.

Von dort kam man ihm erschrocken entgegen. König Skyld rief: »Hyllos, kleiner König, was hast du mit deiner Hand gemacht?«

Aber Hyllos ging weiter zu den Häusern. »Ich habe versucht, ob das Schwert des Schmieds scharf ist«, rief er über die Schulter zurück. »Es *ist* scharf, und ich freue mich darüber.«

8. Die Verlobung

Hyllos und Jolaos zogen schweigend wieder in die Königsburg ein. Jolaos zürnte. König Skyld war mit seiner Tochter nach Süden gezogen, er würde zur Königsinsel kommen, wenn der Mond wechselte.

Poside war von seiner Umfahrt zurück und wohnte wieder im Tempel. Seine weißen Diener sah man durch die Pforten aus- und einhuschen, er selbst blieb unsichtbar.

Hyllos traf sich in der heißen Mittagsstunde mit Jole im Heiligen Apfelgarten, sie saßen auf dem Rand des Quellbeckens und berieten.

»Ich habe immer gesagt, daß du zu ihm gehen sollst«, drängte Jole eifrig. »Er ist gar nicht so unzugänglich, wie man denken sollte. Vor kurzem, als das Tempelrund voller Sänger war, ist er unter sie getreten, hörte ich, und hat sie ein neues Lied von solcher Schönheit gelehrt, daß sie alle wie verzückt waren. Und den Feuermädchen soll er Weisungen gegeben haben, wie sie diesen und jenen Heiltrunk verwenden können. Gebiona geht bei ihm aus und ein. . .«

»Sie ist Kleito Posideja.«

»Und du bist der König.«

»Jolaos will nicht, daß ich zu Poside gehe. Er wird Mittel und Wege finden, mich zu hindern. Die weißen Diener werden mich abweisen.«

»Dann geh heimlich. Bei Nacht. – Ach nein«, Jole besann sich, »er wird auch Schlaf brauchen wie die Menschen. . .«

»Bei Nacht«, wiederholte Hyllos leise. Er saß vorgebeugt, sein fahlblonder Schopf hing ihm in die Stirn. »Bei Nacht ziehen doch die Fische seinen Kahn tief unterm Meeresspiegel hin, und dann ruht er in seinem schimmernden Palast auf dem Grunde. . .« Er warf die Haare zurück. »Glaubst du das?« fragte er heftig.

»Nein«, antwortete Jole unbekümmert. »Ich glaube, daß er im Grab liegt und schläft. Und daß wir ihn da nicht stören dürfen.«

»Wir?«

Sie legte ihre Hand auf die seine. »Ich gehe mit dir. Dann wirst du dich weniger fürchten müssen.«

Hyllos zog die Brauen zusammen. Er wollte seine Hand wegziehen, tat es aber dann doch nicht. Er wußte plötzlich genau, daß es nicht kindische Scheu war, was ihn zögern ließ. Ja, es war eine tief in ihm lebende Furcht, die er sich selbst nicht recht zu erklären wußte, die gleiche Furcht wie vor dem undeutlichen Antlitz in der Atlassäule. . .

Jole dachte laut nach: »Bei Tag sitzen die Sänger vor der Tempeltür, die Wächter spähen umher, die weißen Diener sind um den Weg. Es bleibt nur eins: Wir schleichen uns nachts in das Heilige Rund ein und warten dort, bis das Frührot kommt. Poside ist der Herr der Sonne. Wenn sie aufgeht, muß er wach sein. Es wäre ja eine Schande, wenn er dann noch schlief. Wir dringen bei ihm ein, ehe die Menschen erwachen. Er wird nicht zürnen, er ist dein Freund – ich sah es, als er beim Rennen die Hand hob.«

»Hast du ihm durch das goldene Gesicht hindurch ins Herz schauen können?«

»Ich habe es gesehen – an der Art, wie er dich grüßte. Ach, Hyllos, wage doch endlich etwas. Warum nur sind Männer so furchtsam? Er ist dein Freund, vielleicht wartet er sogar auf dich.«

»Gut«, sagte Hyllos. »Versuchen wir es.«

Hyllos beobachtete den Gang des Mondlichtes auf den Bodenfliesen seines Schlafhauses. Als die weiße Scheibe hinter die Bäume des Gartens kroch, stieg er, wie verabredet, aus dem kleinen Fenster, durch das er sich gerade noch hinauszwingen konnte.

Jole wartete schon im Garten. Etwas von dem Silberschimmer des sinkenden Mondes sickerte durch das Laub der Bäume und wob nebelhafte Schleier um ihre helle Gestalt bei der Quelle. Jole stand dort in ihrem kurzen Knabenkittel wie ein fremdes Zauberesen, ein Lichtalf vielleicht, herabgestiegen vom Mond auf einem glänzenden Strahl. Sie beugte sich über das Wasser und schien mit ihren Händen zerrinnendes Silber zu schöpfen, das blitzend von ihren Fingern tropf-

te. Als sie ihm aber das Gesicht zuwandte und »gut, da bist du« sagte, war sie wieder die vertraute Gefährtin, Jole und nichts sonst.

Sie zeigte ihm einen Henkelkorb, den sie mitgebracht hatte. »Blumen und Früchte, die liebt er doch. Es war gar nicht leicht, jetzt Äpfel zu bekommen, aber mit Disas Hilfe...« Hyllos war beschämt. An Opfergaben hatte er nicht gedacht. »Es genügt, wenn ich etwas bringe.« Mit ihren nassen Fingern umfaßte Jole seine Hand. »Gehen wir.«

Das Heilige Rund lag sehr still und weit im verschwimmenden Licht, von den langen, regungslosen Schatten der Zwillingsteine wie gemustert. Riesenhaft ragte die Atlassäule auf, es war nun wirklich, als trüge sie den tief herabhängenden Himmel. Der leuchtete grünlich, und das goldene Dach des Tempels flimmerte ungewiß auf. Am Rande der Allerheiligsten Quelle duckte sich etwas Weißes ins Gras. Als Hyllos und Jole näherkamen, sahen sie, daß es die beiden Schwäne des Gottes waren. Sie lagen fast übereinander, so als müßten sie sich gegenseitig behüten. Auch vor der Schwelle des Poside-Tempels schlief jemand, ein Mann; sein Kopf ruhte auf dem einen Arm, der andere preßte eine Harfe gegen die Brust. Hyllos mußte lächeln: ein Sänger, der wohl glaubte, Poside werde ihm wundersame Einfälle senden, wenn er hier schlief. Der Mann regte sich nicht, als die Atlantidenkinder vorübergingen, er steckte tief in seinen Träumen.

Sie wanderten langsam Hand in Hand umher. Dann setzten sie sich auf Hyllos' steinernen Königssitz vor dem Zwillingspfeiler. Sie hatten gerade beide darauf Platz. Der Stein fühlte sich nicht kalt an, die Luft war immer noch warm.

Da saßen sie, schwiegen und blickten dem Mond nach, wie er nun vollends versank.

Wenn jemand aus der Ferne zu uns herübersähe, dachte Hyllos, so könnte er uns in unseren hellen Kitteln fast mit den Schwänen verwechseln, so eng aneinandergeschmiegt, wie wir hier sitzen! Auch wir versuchen einander Schutz zu geben. Gegen das Unheimliche, das hier west? Oder gegen etwas, das in der Zukunft droht? Es reden ja alle von Unheil,

und auch der Schmied hat Dunkles verkündet. Die Stimmen der Vögel. . .? Die Schwäne schlafen, sie reden nicht. . . Ich habe Angst. Es gibt so vieles in der Welt, das undurchschaubar, rätselhaft, beängstigend ist. Wenn man in seinem Haus liegt und schläft, merkt man es nicht – nicht so wie hier draußen im nächtlichen Heiligtum. Da ist es gut, einen lieben Gefährten bei sich zu haben. . .

»Jole«, sagte er leise. »Ich möchte etwas mit dir besprechen. Hier sind wir ganz allein, und niemand hört uns zu.«

»Ja. Sprich, Hyllos.«

»König Skyld möchte, daß ich seine Tochter Helia heirate. Auch Jolaos ist für den Plan. Es soll ein fester Vertrag geschlossen werden. Jolaos denkt, er könne Skyld durch diese Ehe für immer an uns binden. Ich habe Helia gesehen, aber ich will sie nicht.«

»Sie soll sehr schön sein.«

»Das ist sie. Wunderschön. Aber auch kalt wie Stein. Sie will einen Mann, der tut, was ihr gefällt, sie will ihn nicht lieben, sondern durch ihn herrschen. Ich habe gedacht, daß es vielleicht gut wäre, wenn ich jetzt schon eine andere, meine eigene Wahl träfe. Ich könnte dann diesem Plan besser entgegenreten.«

»Du sprichst wie ein ganz erwachsener Mann«, sagte Jole bewundernd.

»Ich muß einer werden und das so bald wie möglich. Es geht nicht anders, ich habe es gesehen.«

»Und wen willst du wählen, Hyllos?«

»Dich, Jole, wenn du magst.«

Jole schwieg. Er hörte, daß sie ein paarmal schluckte. »Mich?« fragte sie dann mit einer ganz dünnen, kleinen Stimme, die gar nicht ihr zu gehören schien.

»Du willst nicht?« fragte er beklommen.

Jetzt lachte sie. »Doch. O ja. Natürlich. Es kam mir nur so seltsam vor – zuerst. Ich bin so gar nicht, wie eine Königin sein soll. Aber vielleicht kann ich es lernen. Und im übrigen – ja, wenn ich darüber nachdenke, scheint es mir ein ganz vernünftiger Plan zu sein.«

»Nicht wahr?«

»Wir sind nahe verwandt, beinahe Geschwister. Das ist gut in diesem Fall, soviel ich gehört habe.«

»Die Kraft des Atlantidengeschlechts bleibt erhalten.«

»Ich dachte an die Götter. Wir, die wir von ihnen abstammen, sollen ihnen in allem nacheifern. Viele Leute sagen, Kleito sei in Wahrheit Posides Schwester, eine Tochter des alten Himmelsvaters, so wie er dessen Sohn ist.«

»Und noch mehr: Auch Posides himmlischer Vater soll seine Schwester gefreit haben.«

»Auch die Könige in alter Zeit taten so.«

»Nicht nur bei uns. Die Pharaonen im Land am großen Aigyptosstrom heiraten noch heute ihre Schwestern. Weil sie die Götter vertreten und wie die Götter leben müssen, sagt Jolaos.«

»Jolaos weiß viel und ist klug. Er wird einsehen, daß es genau das Richtige ist, wenn du und ich uns miteinander vermählen.«

Hyllos seufzte. »Jolaos hat nur die Politik im Sinn, die äußeren Vorteile.«

»Sollen wir Poside fragen, ob es recht ist?«

Ein leichter Schauer überlief Hyllos, als er so wieder an das erinnert wurde, um dessentwillen sie hier saßen, und das unaufhaltsam näherrückte. »Nein«, sagte er schnell. »Wozu auch? Wir wissen ja, daß es recht ist.«

»Ja. Das wissen wir«, antwortete Jole fest. Sie nahm seine Hand. »Es gibt da so viele schöne, alte Geschichten«, sagte sie. »Disa erzählt sie mir manchmal. Ich meine über die Schwester des Himmelsgottes. Sie war ein Mädchen und liebte ihren Bruder sehr. Und als er getötet wurde, sammelte sie alle seine Knochen in ein feines Tuch, so daß keiner fehlte, und vergrub sie unter einem Wacholderbaum und weinte dabei, und alle ihre Tränen, die herabfielen, wurden zu Gold. Da saß auf einmal ein wunderschöner Vogel auf der Spitze des Baumes und sang. Und wie die Schwester sein Lied hörte, mußte sie noch mehr weinen. Aber als er sah, daß sie so traurig war, da warf er ihr eine goldene Kette herab, gerade

um den Hals. Da wurde sie fröhlich und fing auch an zu singen. Da aber begann der Baum zu brennen, und die Flamme schlug hoch auf, und der Vogel war verschwunden, und mitten aus dem Feuer trat ihr Bruder, und er war viel größer und schöner geworden, so daß sie ihn kaum mehr erkannte. Und er faßte sie bei der Hand und sagte, daß sie seine Frau werden solle. Und jetzt würden sie beide ewig leben und nie mehr voneinander getrennt werden.«

Jole schwieg. Hyllos sagte sehr leise: »Ich habe davon gehört, aber so, wie du es erzählst, ist es schöner.«

»Ich erzähle es so, wie Disa es mir gesagt hat.« Jole schwieg kurze Zeit, dann fing sie wieder an: »Da war auch noch eine andere Geschichte, aber die weiß ich nicht mehr genau, es ist so lange her, daß ich sie gehört habe. Da wanderte die Schwester immer umher und weinte und suchte ihren Bruder und ging zu Mond und Erde und Sternen und fragte sie alle nach ihm. Und zuletzt stieg sie bis in die Unterwelt hinab, aber ich kann nicht mehr sagen, was dann geschah. Ich weiß nur noch, daß sie immer fragte: ›Habt ihr nicht meinen kleinen, goldenen Bruder gesehen, meinen rotbackigen Apfel, mein allerliebstes Gut?‹«

Hyllos war ganz im Bann von Joles leiser, erzählender Stimme. Und auf einmal fragte er: »Würdest du auch so umhergehen und nach mir fragen, wenn ich tot oder verschwunden wäre?«

Sie wandte das Gesicht zu ihm. »Ja«, sagte sie einfach. »Als deine Schwester und deine Frau würde ich alles für dich tun, das ist doch selbstverständlich. Und wenn es sein müßte, würde ich mein Leben lang umhergehen und nach dir suchen. Aber ich hoffe, das wäre nicht nötig und ich würde dich bald finden – damit du nicht so lange allein wärest«, setzte sie mit ganz warmer, tiefer Stimme hinzu.

Ich habe manchmal gedacht, Jole sei wie ein Freund, ging es Hyllos durch den Sinn. Aber sie ist mehr, sie ist auch eine Frau – meine Frau. Er legte den Arm um ihre Schulter.

So saßen sie still eine lange Zeit. Jetzt fürchtete sich Hyllos nicht mehr, nicht vor dem Geheimnis im Dunkel und nicht

vor der Zukunft. Etwas Festes und Sicheres war nun in seinem Leben, an das er sich halten konnte. Er würde nie mehr allein sein. Jole würde ihn niemals verlassen, und wenn er einmal verlorenging, würde sie ihn suchen und finden.

Es war nun ganz dunkel geworden. Aber allmählich traten die Sterne klarer hervor. Sie bildeten viele heilige Zeichen, die die Weisen zu lesen und zu deuten verstanden.

Nach einer Weile sagte Hyllos: »Gebiona soll gesagt haben: Eines Tages werde ein blutroter Stern auf unsere Welt fallen und sie anzünden. Jetzt schon sei die große Wärme und Dürre ihm und seiner Feuermacht zuzuschreiben.«

»Hast du das selbst gehört?«

»Nein, es ist mir nur erzählt worden.«

»Jeder dreht Gebionas Wahrsprüche, wie er mag. Warum soll unsere Welt verbrennen?«

»Weil der große Gott des Himmels uns zürnt.«

»Uns zürnt? Ich kann mir keinen Grund denken. . .«

Hyllos stockte. Konnte er eine so schwere und unklare Sache mit Jole besprechen? Er flüsterte, den Blick zu den Sternen emporgewandt: »Vielleicht sind böse Dinge geschehen, von denen niemand recht weiß. . . Mimos sagte mir, es gebe keine Sünde, die den Göttern verhaßter sei als Uneinigkeit und Feindschaft unter den Nachkommen der Zwillinge. Wenn sie einander nicht mehr beistehen oder gar einander töten, dann verstoßen sie gegen das älteste Gesetz, das die Götter gegeben haben, dann zerbricht das Heil aller und dann – dann muß Feuer vom Himmel fallen.«

»Das zielt gegen König Dagdan?«

»Nicht nur gegen ihn.«

Jole schüttelte empört ihren Kopf. Hyllos aber konnte nichts weiter sagen. Es war ja nur eine Vermutung, eine Ahnung, geweckt durch Weibergeschwätz. Seltsam riechende alte Decken in einer Kiste. . . »Ich weiß nicht«, murmelte er.

»Ach, komm, Hyllos. Du machst dir viel zu viele Gedanken, wie immer. Poside ist ja da, und wenn es zum Schlimmsten kommt, wird er uns schützen.«

»Wenn er kann.«

»Oh, Hyllos, du Zweifler! Sprich mit ihm. Ich sehe einen blassen Schein im Osten. Bald ist es soweit, bald wirst du ihn fragen können.«

9. *Poside*

Der blasse Schein stieg höher, die Sterne verloren ihren Glanz. Ein leichter Wind machte sich auf, und es wurde kühler. Erste Vogelrufe drangen vom Garten herüber.

»Der Himmel wird gelb«, sagte Jole. »Komm, es ist Zeit.« Sie nahm den Korb auf, der zu ihren Füßen gestanden hatte. Während sie langsam auf den Tempel zgingen, fühlte Hyllos sein Herz heftig schlagen. »Die Jungfrauen«, murmelte er. »Sie wachen. . .«

»Sie werden uns nicht hindern«, sagte Jole.

Der »Baum des Atlas« ragte immer noch gewaltig und drohend in den hellwerdenden Himmel auf. Die Säule des Gesetzes. . . Wenn nun von dort eine gespenstische Hand herunterreichte und Hyllos ergriffe . . .

Aber der alte Himmelsträger regte sich nicht. Der Sänger lag noch vor der Tempelschwelle. Sie umgingen ihn. Dann zog Jole die schwere Tür auf. Nur eine kleine Wachsfackel brannte auf dem Altar, das Feuer war abgedeckt und gab kaum einen Schein. Undeutlich unterschieden sie die Gestalten der drei Mädchen, die zurückgesunken oder vornübergeneigt auf ihren breiten Sitzen kauerten. Ihre gleichmäßigen Atemzüge waren der einzige Laut in dem weiten, schattenerfüllten Raum.

Hyllos und Jole gingen leise an den Schlafenden vorüber. Dann zögerten sie. Während sie standen und lauschten, wurde das Licht, das durch die Dachluken hereinfließ, zusehends heller. Das Gold von Posides Bild leuchtete nahe der Decke matt auf.

»Komm«, flüsterte Jole wieder. Hinter dem Bild war die Tür. Jole hob eine Hand und ließ sie wieder sinken.

Jetzt streckte Hyllos die seine aus. Die Tür war nicht verriegelt.

gelt. Er schien kaum den Griff berührt zu haben, da sprang sie schon auf.

In der Kammer, die man das »Grab« nannte, war es hell, viel heller als Hyllos gedacht hatte. Die beiden Luken, die hoch oben rechts und links in der dicken Steinmauer saßen, ließen nur wenig Licht ein, um so mehr aber flutete durch die große, kreisrunde Fensteröffnung, die, den Eintretenden gerade gegenüber, fast die ganze Rückwand einnahm. Dort schaute der rosenrote, golddurchwirkte Morgenhimmel herein, und vor seinem Leuchten stand die Gestalt eines Mannes, der hinausgeblickt hatte und sich jetzt langsam umdrehte.

Irgend etwas in Hyllos hatte noch immer erwartet, vielleicht sogar gehofft, die Kammer werde leer sein. Aber Poside war da, dort stand er, der Gott, leibhaftig vor dem Licht des Morgens, das seinen schlanken Umriß flammend umfloß. Er trug einen kurzen, weißen, lose gegürteten Kittel wie Hyllos selber. Das Gesicht lag, wie er sich herwandte, im Schatten, trotzdem sah es hell aus, fast als leuchte es aus sich selbst. Kein goldenes Gesicht mehr. Hier und jetzt war es ein Menschenantlitz, schön und jung, wie alles an Poside schön und jung war, Hand, Gestalt und Gesicht. Das Haar schimmerte wie weißes Gold, ein durchglüheter Strahlenkranz.

Auch Posides Stimme war jung. Sie klang freundlich. »König Hyllos, du kommst endlich zu mir? Tritt ein, du bist willkommen.«

Hyllos merkte kaum, daß Jole ihn über ein paar Stufen in den vertieften Raum hinabzog. Er starrte nur mit geweiteten Augen den Gott an. Ja, das war der Herr der Sonne, der Lichte und Freie, der Helfer und Heiler aller Not. Jetzt, da die Maske fehlte, jetzt sah Hyllos erst seine Wirklichkeit, und sie übertraf alles, was er – vielleicht – erhofft hatte. Beglückung durchflutete ihn. Ein Gott und doch – ein Mensch.

Von Jole geführt, schritt er vorwärts. »Das ist Jole«, sagte er. In seiner Erregung fiel ihm nichts Besseres ein.

Der Gott nickte, als wisse er schon alles. Er kam die steinernen Tritte vom Fenster herab. Jole kniete nieder. Sie schob den Korb vor Posides Füße und sah lächelnd zu ihm auf.

Auch er lächelte. Dann aber sagte er, strenger als erwartet:
»Jole, was tust du hier? Du weißt, es ist keiner Frau gestattet,
den Tempelbau und diesen Raum zu betreten.«

»Ich bin noch keine Frau«, sagte sie fröhlich.

»Du wirst eine werden. Geh hinaus. Warte draußen auf ihn.
Du siehst, er ist jetzt ohne Furcht, und so ist es nicht mehr nö-
tig, daß du ihn beschützt.«

Sie erhob sich. Man sah, daß sie sich ungern zum Gehen
wandelte. An der Tür blickte sie zurück.

»Ich danke dir für dein Opfer«, rief Poside ihr zu. Jole bezog
die Worte auf die Früchte im Korb.

»Es sind Äpfel«, antwortete sie. Wie sie die Tür öffnete,
wurde der ferne Gesang einer Männerstimme, der vor kur-
zem angehoben hatte, deutlicher. Die Töne stiegen auf und
ab – »Sonne, Sonne«, verstand Hyllos.

»Der Sänger ist aufgewacht«, bemerkte Jole noch, dann ging
sie wirklich und schloß die Tür hinter sich.

Hyllos sah ihr nach. »Jole. . .« murmelte er.

Poside hob die Hand. »Du hast keinen treueren Freund als
sie. Sie wird dir eine gute Frau werden.«

»Ja, das weiß ich«, antwortete Hyllos.

»Willst du dich setzen?« fragte Poside. Er selbst ließ sich auf
der untersten Steinstufe am Fenster nieder. Befangen setzte
sich Hyllos auf einen der Klappstühle, die hier standen.

»Ich freue mich, daß du mich aufsuchst, König. Ich habe dich
längst erwartet. Aber warum kommst du wie der Dieb in der
Nacht? War niemand da, dich anzumelden?«

»Die Mädchen schlafen«, murmelte Hyllos.

»Und meine Diener?«

Hyllos schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen von ihnen ge-
sehen.«

»So werde ich sie strafen müssen«, erwiderte Poside ernst.
Hyllos sah ihn fragend an. Dann gab er sich einen Ruck. »Ich
bin heimlich gekommen. Niemand darf dein ›Grab‹ betreten,
so lautet das Gebot.«

»Weißt du nicht, daß der König jederzeit Zutritt zu mir hat?«

»Aber Jolaos sagte. . . die Regel. . .«

»Ich nehme an, Jolaos erfand diese Regel nur um deinetwillen.«

»Warum?« fragte Hyllos schnell. »Meint er es nicht gut mit mir?«

»Du bist ihm wert, weil er glaubt, dich leiten und führen zu können. Er liebt dich, wie ein Mann sein gutes Werkzeug liebt.«

Hyllos nickte. Dergleichen hatte er selbst schon gedacht.

»Aber warte noch ein wenig mit deinen Fragen, König. Ich habe dir erst einen Gasttrank zu bieten.« Poside erhob sich und ging zu der eichenen Truhe, auf der goldene Gefäße standen, und füllte aus einem Krug ein Getränk in einen glänzenden Becher.

Hyllos sah sich um. Draußen war die Sonne über dem Meer aufgegangen, ihre Strahlen füllten das steinerne Gelaß mit Licht. Sogar die ungleichen, rohen Steinblöcke, aus denen die Mauern geschichtet waren, bekamen einen goldenen Schimmer. Man hatte kleine Steine zwischen die großen geschoben, um die Wand zu dichten, auch der Boden war mit ungleichen Platten gepflastert. Doch war man offenbar bemüht gewesen, Posides Kammer wohnlich zu machen. Ein paar bunte Teppiche schmückten die Wände, im Winkel war mit Polstern und prächtigen Decken ein Lager bereitet, und die Truhe hatte bronzene Beschläge. Neben ihr lehnten eine kleine Lyra und ein sehr großer, silberbeschlagener Jagdbogen. Hyllos' Blick blieb an ihm hängen. Sofort fielen ihm Ajas Geschichten ein, die von Posides Silberbogen erzählt hatten, mit dem er seine Feinde tötete und zuzeiten sogar Krankheiten unter die Menschen schießen sollte. . . Er sah halb angstvoll, halb ungläubig dem jungen Mann entgegen, der jetzt auf ihn zukam und ihm den Becher reichte. Er begegnete seinem klaren, starkblauen Blick und dachte: Nein, o nein, er ist gut, er tötet nicht, er ist hilfreich, einer, den man alles fragen kann, so wie Jole es gesagt hat. . .

Er nippte an dem Becher. Der Trank schmeckte angenehm nach Honig und Kräutern.

Poside saß wieder auf der Stufe und bückte sich über den

Korb, den Jole gebracht hatte. Anmutig nickten die Blumen daraus hervor. Poside griff zwischen sie und holte aus der Tiefe ein kleines, ganz verschrumpeltes Äpfelchen heraus. Beschämt senkte Hyllos den Kopf. »Jole hat es gut gemeint. Es sind wohl vorjährige, noch gibt es keine anderen.«

»Umso höher schätze ich Joles Mühe und Fürsorge für mich ein«, antwortete Poside.

Wieder durchflutete Hyllos ein warmer Strom der Freude und des Vertrauens. Dieser Schöne und Gute hier würde alles verstehen, und nichts würde man vor ihm zu verbergen brauchen.

Er sah, wie die weißen, kräftigen Zähne unbefangen in den häßlichen Apfel bissen. »Sie sind gut«, sagte Poside, »versuche,« und warf Hyllos eine der kleinen Früchte zu. Der fing sie auf und aß.

Und er ist doch ein Mensch. Wie er jetzt das Kernhaus über die Schulter weg aus dem Fenster wirft, – ein junger, ganz natürlicher Mensch. . . Wieder drängten die Fragen sich in ihm, und als jetzt Poside, sich vorneigend, »nun, mein König?« sagte, ergriff er mit raschem Entschluß jene, die zunächstlag: »Wie geht das zu – ich verstehe es nicht –, daß du ein Gott bist und doch ein Mensch. . .?« Er hielt inne.

Poside zog die Brauen zusammen und lehnte sich zurück. Nach kurzem Zögern sagte er leise: »Damit allerdings, Hyllos, rührst du an eins der größten Geheimnisse, und ich weiß nicht, ob ich dir antworten darf.«

»Vergib«, flüsterte Hyllos.

»Erlaubst du mir zunächst selbst eine Frage an dich zu richten? Du hast die Weihen erhalten, nicht wahr? Und du bist eingeführt worden in die Vorzeitüberlieferungen und in die Geheimnisse der Götter?«

»Ja. Aber es mußte sehr schnell gehen«, gestand Hyllos, den Blick am Boden. »Ich sollte doch König werden, und ich hatte noch nicht das vorgeschriebene Alter.«

»Du hättest drei Jahre lang lernen müssen und die verschiedenen Grade des Wissens durchlaufen.«

»Ich habe nur zwanzig Tage Zeit gehabt. Mimos, mein Leh-

rer, der jetzt tot ist, er hat mir viel gesagt, aber das meiste habe ich gar nicht recht verstanden und nur wenig behalten.«

»Du hast das Spiel vom Sterben des Gottes gesehen?«

»Ja, aber nicht recht begriffen, auch das nicht. Deine Sonnenspiele neulich waren viel besser zu verstehen.«

»Du bist jetzt reifer. Und du hast nicht selbst gespielt – damals?«

»Das wollten sie ja nicht. Jolaos war der Meinung, man müsse nur eben dem Brauch genügen, mehr sei unnötig. Ich dürfe keiner Gefahr ausgesetzt werden. Ich habe die Nacht an der Säule verbracht, bin mit Blut bespritzt worden und trage das eingetätzte Zeichen auf meiner Brust. Aber. . .«, Hyllos senkte den Kopf, »den Gott habe ich nicht gesehen. Mimos sagte, ich würde ihn sehen, den Vater mit seinem Speer. Aber es war nichts damit, er kam nicht, alles blieb finster.«

Poside beugte sich weit vor und legte seine Hand auf Hyllos' zuckende Finger. »Mein armer Sohn«, sagte er, »in ihrer Hast, einen jungen König zu schaffen, haben sie dich um das Beste betrogen und dich Fragen und Zweifeln ausgeliefert. Du mußt nun warten. Eines Tages wirst du ihn sehen. Ich kann dir nicht sagen, wann das sein wird, aber du wirst ihn sehen, glaube es mir.«

Immer werde ich abgespeist, immer soll ich Geduld haben, dachte Hyllos. »König sein ist so schwer«, brach es aus ihm hervor, »ich wollte es gar nicht werden. Es mußte alles so schnell gehen, weil Jolaos und die anderen Angst hatten, Gorgone könne zurückkommen und den Königssitz fordern. Wäre er doch gekommen! Poside, ich will nicht immer tun, was Jolaos bestimmt, wenn ich auch nur ein Kind bin, wie sie alle immer betonen. Ich will selbst denken, selbst wissen. Und selbst entscheiden. Ich will Helia nicht heiraten, ich mag sie nicht, obwohl sie so schön ist. . .« Sein ganzer Jammer schaffte sich Bahn, wie ein Sturzbach, der alle Hindernisse überflutet. »Nicht wahr, es ist nicht unrecht, wenn ich Helia abweise und Jole nehme?«

»Nein, es ist nicht unrecht. Ihr alle geht harten Zeiten entgegen. Eine Königin, die nur an ihre Schönheit denkt, wird in

harten Zeiten zum Hindernis werden. Behaupte dich in dieser Sache wie auch in anderen gegen Jolaos, du kannst es, mein Sohn, es ist mehr Stärke in dir, als du selbst weißt.« Warum nennt er mich seinen Sohn? ging es Hyllos durch den Kopf. Er ist nicht alt genug, um mein Vater sein zu können. Aber Poside ist der Vater aller Atlantiden, somit auch der meine. Es war ein guter Gedanke. Aber das Wort von der Stärke, das Poside gesprochen hatte, weckte gleichzeitig die schmerzendste aller Fragen. »Warum. . . warum«, stammelte Hyllos, »habe ich nicht noch viel mehr Stärke, warum fehlt mir die echte Königskraft? Warum kann ich nichts gegen die Dürre tun? Ist es. . . o sag mir, Poside, bin ich in irgendeiner Weise schuld an dem Unheil, das durchs Land schleicht, an dem Zorn der Götter? Ist es. . . weil ich der dunkle Zwillings bin?«

»Der dunkle Zwillings?«

»Mimos hat mir gesagt, was mein Name bedeutet. Hyllos, das ist der Dunkle, der andere, der das Leben erstarren macht. Früher hat es einmal etwas gegeben, das man Schnee nannte. Es war weiß und fiel vom Himmel wie Regen. Aber es war sehr kalt. Es legte sich über die Erde wie eine Decke, und dann mußte alles Leben darunter erstarren, wurde unfruchtbar und starb. . .« Er brach ab und starrte Poside an. Der schüttelte ernst den Kopf. »Falsch. Man hat dir Falsches gesagt, oder du hast nicht richtig aufgemerkt. Die Erde wäre damals in der Kälte erfroren und hätte ihre Fruchtbarkeit verloren, wäre nicht der Schnee gefallen. Er hüllte sie ein, nicht um das Leben zu vernichten, sondern um es zu schützen. Hyllos bedeutet: der Umhüllende. Der Hüller hütet und schützt Saat und Leben. Kein Zerstörer bist du, Hyllos, ein Schützer und Helfer, das mußt du wissen.«

Hyllos atmete tief auf. »Ich danke dir«, sagte er.

Poside fuhr fort: »Das Unheil ist da, und der Drache der Zerstörung frißt am Mark des Lebens in allen unseren Ländern. Aber du bist nicht schuld daran, sondern die sind es, die vor dir waren und ihn in sich und um sich wachsen ließen und diesem Wachstum nicht steuerten.«

»Wie kann man ihm steuern?«

»Heute kann man das nicht mehr. Der Spruch des Schicksals ist gefällt, niemand wendet ihn«, sagte Poside dunkel.

»Auch du nicht? Auch du kannst nicht helfen, Poside?« Hyllos wußte aber die Antwort, ehe sie ausgesprochen wurde.

»Nein. Es gibt Dinge, die Göttern wie Menschen verwehrt sind. Niemand kann der ewigen Macht in den Arm fallen, wenn sie Unheil sendet. Niemand erwirkt da Gnade, kein Gebet dringt vor bis in jene Fernen, aus denen das Unabwendbare quillt. Ich kann einem Herzen, das sich in Reue verzehrt und um Reinigung fleht, Gnade erwirken und Freiheit geben. Aber das große Gesetz von Schuld und Strafe, von Vergehen und Neuwerden kann weder Poside noch ein anderer auflösen. Es steht unumstößlich wie die Welt, um deretwillen es da ist.« Er sprach mit zurückgelegtem Kopf, die glänzenden Haare fielen ihm in den Nacken. »Sieh, Hyllos, wenn ein Zeitalter sich vollendet, dann sind alle vernichtenden Gewalten los. Aber immer steigt auch wieder die Erde aus der Flut, neu, schuldlos und gereinigt, und junge Geschlechter wohnen in einer jungen Welt und gewinnen neue Kräfte. Wer am Ende steht, im Zerfall, in Brudermord und Streit, in Erwartung der Strafe und des Untergangs, der steht freilich an keinem guten Ort. Aber er braucht kein Träger des Unheils zu sein. Er kann ein Stützer und Helfer zukünftigen Wachstums, zukünftiger Stärke werden – so sagen sie wenigstens, die weisen Männer des großen Heiligtums.« Das letzte fügte er mit tief geneigtem Kopf hinzu, so als spreche er nur mit sich selbst. Hyllos verstand nicht ganz, was er meinte. Aber Poside hatte ihn freigesprochen, das war gut. »Ich will es versuchen«, sagte er fest.

Poside blickte auf. Der grübelnde Ausdruck in seinem hellen Gesicht wich herzlicher Güte. »Gräme dich nicht, mein junger König. Du wirst deinen Weg tapfer gehen, deinem inneren Wegweiser getreu. Ich sage dir nochmals, es ist mehr Stärke in dir und auch mehr Königskraft, als du glaubst. Und was ich tun kann, dir zu helfen, werde ich tun.«

»Ich danke dir. Ich glaube an dich. . .«

Poside hob unterbrechend die Hand. »Du hast als erstes eine Frage des Glaubens an mich gerichtet. Sie ist noch unbeantwortet. Da du so ernstlich bemüht bist und reifer, als deine Jahre vermuten lassen, will ich versuchen, dir das Geheimste zu erklären.« Poside saß vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien. Es war, als schäue er durch Hyllos hindurch. »Es ist nicht leicht zu sagen, nicht leicht zu verstehen – für den, der Erklärung braucht. Weißt du, mein Sohn, was ein Gottesbild bedeutet?«

Hyllos wies zögernd nach der Tür: »Das draußen – meinst du?« Und mit einem raschen Lächeln fügte er hinzu: »Ich bin froh, daß du ihm nicht gleichst.«

Poside schüttelte verweisend den Kopf. »Ich meine nicht nur dieses Bild, sondern alle Bilder, die, von Menschenhand geschaffen, die Götter verkörpern. Wichtig ist nur, daß der, der sie betrachtet, die Wirklichkeit des Gottes durch sie erfährt. Daß er, indem er sich ihnen gläubigen Herzens naht, spürt und erlebt, daß die göttliche Kraft in ihnen Wohnung genommen hat und von ihnen widerstrahlt, so daß der Anbetende, von ihr erfüllt, nicht nur Scheu, Ehrfurcht und Liebe fühle, sondern auch eigene Kraft und Macht durch sie empfangen. Verstehst du das?«

Hyllos besann sich. Ihm fiel wieder seine Scheu vor der Säule des Atlas ein. Da spürte er »Gegenwart«, das leibhaftige Dasein eines Unfaßbaren. »Ich verstehe«, sagte er.

»Und auch ich bin solch ein Bild«, fuhr Poside fort, »eine Verkörperung des Gottes, nicht in Holz oder Gold, sondern in Fleisch und Blut. Ich bin ein Mensch. Aber wenn ich die goldene Maske vor mein Gesicht lege, so nimmt der unsichtbare Gott in mir Wohnung, verwandelt mich und erfüllt mich mit seiner Klarheit, seinem Wissen, seiner Macht, so daß mein Denken und Handeln zu dem des Gottes wird, den ich verkörpere, und durch mich auf alle wirken kann, die mich sehen.«

»Nur wenn du die Maske vornimmst?« fragte Hyllos rasch. »Nein, es ist anders: Ich kann dir ja erst richtig vertrauen, seit ich dich ohne Maske sehe.«

Poside hob mit einem ernsten Lächeln den Kopf. »Da bist du in einem Irrtum befangen, mein Sohn. Jetzt redet nur der Mensch zu dir.«

»Warum nennst du mich dann deinen Sohn? Und – noch eben hat das heilige Wissen der Götter aus dir gesprochen. Die Bilder aus Holz und Gold flößen Schrecken ein, aber . . .« Er schwieg; das, was er sagen wollte, war zu schwer auszudrücken.

Mit Erstaunen bemerkte er, daß er den Gott in Verwirrung brachte. Poside war aufgestanden. Nach ein paar Augenblicken des Schweigens sagte er vor sich hin: »Das ist es, warum die Menschen nach lebenden Göttern verlangen. . .« Er sah Hyllos' eindringlich fragenden Blick und setzte sich wieder. »Ich bin schon früh mit dem Feuer und dem Glanz des Gottes erfüllt worden. Mag sein, daß da hier und dort ein Flämmchen das Irdische durchleuchtet. Mag auch sein, daß sich meine Gedanken gewöhnt haben, die Gedanken der Götter zu denken. Mein Wissen stammt ja von ihnen. Aber die wahre Verwandlung tritt erst ein, wenn ich den allerheiligsten Trank getrunken und die Maske vor mein Menschengesicht getan habe – so bin ich gelehrt worden, und so ist es auch. Darum darf ich mich der Menge niemals ohne Maske zeigen. Verstehe: Gott-Sein ist mein Amt, so wie das deine König-Sein ist. Durch meine Insignien geheiligt, kann ich für alle zur Verkörperung dessen werden, was sonst unsichtbar bliebe.«

»Aber«, sagte Hyllos, »ich bin und bleibe doch immer der König, auch wenn ich im Bett liege und gar nichts anhabe.« Poside stutzte wieder. »Willst du mich im Redestreit besiegen, Hyllos? Ich sage dir, ich bin ein Sterblicher und den Gesetzen der Sterblichkeit untertan. Poside ist der ewig Junge. Eines Tages werde ich aus dem Amt scheiden, und der Gott wird sich ein anderes Gefäß wählen, in ihm als ein Erneuerter zu erscheinen.«

»Das verstehe ich«, sagte Hyllos. »Aber – solange du Poside bist, bist du das Gefäß. Mit oder ohne Maske, die sich dir gläubig nahen, sehen in dir den Gott, und Ehrfurcht erfaßt

sie, wie du gesagt hast. Die Ungläubigen aber. . .« Er schüttelte zweifelnd den Kopf.

Poside sah ihn groß an. Schließlich sagte er: »Mir scheint, daß du recht hast. Ein kluger Knabe bist du, Hyllos, auf den Glauben kommt es an. Der Unterschied besteht für mich, nicht aber für den Gläubigen. . .« Und leise seufzend setzte er hinzu: »Welch eine Verantwortung!«

Hyllos dachte an seine eigene Königsverantwortung. Etwas wie Stolz erfüllte ihn. Ihm, den kluge Leute wie Jolaos belächelten, ihm war es gelungen, Poside im Redestreit zu besiegen. Ihm war etwas eingefallen, woran dieser Gottmensch selber noch nicht gedacht hatte. Das war ein großer Triumph. Er fühlte sich so leicht und frei wie nie zuvor.

Poside blickte auf. »Da du so klug bist, wirst du dir wohl in Wahrheit deine Fragen selbst beantworten können?«

Da aber wurde Hyllos gleich wieder kleinlaut. »Nein, ich kann es nicht. O nein. Ich muß fragen dürfen.«

»Wir wollen es für heute genug sein lassen, mein Sohn.« Jetzt erhob sich Poside endgültig. »Du kannst jederzeit zu mir kommen und mir Fragen stellen. Laß dich durch nichts abhalten. Es ist dein Königsrecht. Auch Laodamas kam vor neunzehn Wintern oft zu Poside ins ›Grab‹, wie mir erzählt wurde.« Er wandte sich um und blickte nach der Sonne, die schon hoch gestiegen war. Man hörte immer noch das ferne Singen, mehrere Stimmen schienen sich jetzt zu vereinen.

Poside sagte: »Als du kamst, hatte ich eben vor, nach meinen Schwänen zu sehen. Willst du mich begleiten?«

Hyllos nickte aufs Geratewohl. Er sah – und wieder mit jener freudigen Erleichterung, die ihn selbst erstaunte – daß Poside seine Würde abstreifte wie ein Kleid und wieder zu dem jungen, anmutigen Menschen wurde, der lächelnd in den Apfelkorb griff und kräftig ins Fruchtfleisch biß. »Nimm dir auch! Iß! Und dann komm!« Er sprang die Stufen zum Fenster hinauf und schwang sich hinaus. Die Öffnung war so groß, daß er sich kaum zu bücken brauchte.

»Aber . . . Jole«, sagte Hyllos, den Apfel in der Hand.

»Sie wird den Sängern zuhören«, kam es von draußen. Das

Fenster war nicht sehr hoch über der Erde. Poside streckte seine Hand herauf. Hyllos ergriff sie und sprang. Dann liefen sie Hand in Hand den sanft geneigten Hang hinab.

Hyllos wunderte sich. Dies mußte der Teil des Tempelhains sein, in dem zumeist die heiligen Stiere des Gottes weideten und der darum mit hohen Palisaden für jedermann, außer dem Stierhüter, versperrt war. Jetzt war nirgends ein Stier zu sehen, nur kleine, schlanke Bäume warfen spärliche Schatten über das Gras, das hier höher und dichter wuchs als anderswo. Alles war sonnig und morgenstill. Hyllos hatte nie daran gedacht, daß das verschlossene »Grab des Herrn« auch von dieser Seite aus erreichbar sein mußte, und daß hier für den »Verborgenen« eine Möglichkeit bestand, ungesehen seiner engen Wohnung für eine kleine Zeit zu entlaufen.

Auf nackten Füßen jagten sie durch den Tau. Poside zog Hyllos mit sich, dann aber ließ er seine Hand los und lief ihm voraus. Seine fliegenden Haare schimmerten im Licht.

Am Fuß des Hügels wuchs Buschwerk und Schilf, der Boden war feucht und von den Stierhufen zertreten. Über einen zerstampften Pfad, der durchs Dickicht gebrochen war, gelangten sie an einen Teich, über den Weiden tief ihre Zweige neigten. Daß ich hier noch niemals war, dachte Hyllos staunend. Das verschwiegene, dunkle Wasser zwischen den Bäumen kam ihm wie verzaubert vor.

»Hier baden sich des Abends die Stiere«, erklärte ihm Poside.

»Der kleine Tümpel ist nichts als eine Ausbuchtung des großen Wasserringes, der deinen Burghügel umgibt. Sieh!« Wenn man sich bückte und zwischen den Weidenzweigen hindurchspähte, konnte man draußen die breitere Wasserfläche schimmern sehen.

Von dort her kamen Schwäne herein. Hell tauchten sie zwischen dem durchleuchteten Grün auf. Es waren mehrere, sie schwammen einer hinter dem anderen, zwei große und fünf kleinere. Poside stieß einen leisen, lockenden Ruf aus, einmal, mehrmals – es war, als ziehe er damit die Schwanenkette heran. Die Vögel beschleunigten ihre gleitende Fahrt, jetzt tauchten sie voll ins Sonnenlicht und strahlten prächtig auf.

Poside hatte sich auf einen großen Stein dicht ans Ufer gesetzt. Aus der Tasche, die ihm am Gürtel hing, nahm er ein paar trockene Haferkuchen und zerbröckelte sie. Die Hand ausgestreckt, wartete er auf die Schwäne.

Die beiden großen drehten ab und hielten sich in einiger Entfernung auf dem Wasser, wo sie sich mit den Schnäbeln im hochgestellten Gefieder krauteten, die fünf kleineren aber schwammen heran. Sie waren nicht ganz weiß, ihr Gefieder zeigte braun-graue Stellen, daran konnte man sehen, daß sie noch nicht ausgewachsen waren.

Das vorderste und größte der Jungen kam ohne Zögern aufs Ufer herauf, watschelnd auf seinen breiten Füßen. Poside beugte sich ihm entgegen. Wieder stieß er die eigentümlichen, zärtlich klingenden Laute aus, es war fast, als rede er in einer fremden Sprache mit dem Vogel. Der Schwan senkte den Schnabel in die ausgestreckte Hand und nahm von dem Kuchen. Poside strich zart über das glänzende Gefieder des langen Halses. Da legte der Schwan den Kopf in die Höhlung der Hand, als wollte er ihn darin bergen. »Bruder Schwan«, sagte Poside, so still, als spräche er im Traum.

Hyllos war nähergetreten. Jetzt drehte Poside den Kopf zu ihm. Alle Heiterkeit war aus seinem Gesicht gewichen, ein zärtliches und trauriges Lächeln erfüllte es.

Vom Tempel herab, wie aus weiter Ferne, kam immer noch das Singen durch die Morgenstille. Die zarten Töne verstärkten das Gefühl der Verzauberung, das Hyllos mehr und mehr beherrschte. Was geschah hier? Warum war Poside jetzt traurig? Durch die Baumkronen blitzte das Licht ungewiß über das weiße Gefieder und über das helle, gesenkte Haupt hin. Ein Vogel rief irgendwo, das Wasser plätscherte leise und roch schwer nach Moder und Sumpf. Hyllos fühlte einen angstvollen Schmerz in der Brust und ein Würgen im Hals, aber er wußte nicht warum.

Die anderen Schwäne streckten ihre Hälse bittend aus dem Wasser, und Poside fütterte sie, ohne den großen loszulassen. Er sprach auch zu ihnen, halblaut; Hyllos begriff, daß er ihnen allen Namen gab: Kyknos nannte er den großen, Anda-

los einen kleineren. »Wie schön sie sind«, flüsterte Hyllos. »Sie wären noch schöner, wenn sie Menschen wären«, antwortete Poside mit versunkener Stimme.

Hyllos begriff ihn nicht.

Poside stützte die eine Hand rückwärts auf den Stein und legte den Kopf in den Nacken. Die andere lag auf dem Hals des Vogels. »Eine alte Sage, Hyllos, ein Märchen. Sechs junge Brüder, Königssöhne, lagen schlafend in der Halle. Der ihnen nach dem Leben trachtete, ließ das Haus umstellen. Feuer war rings um die Halle. Einer der sechs stieg durch die Luke und entkam.« Poside schwieg.

»Und dann?« Hyllos spürte, daß er zitterte.

»Als das Feuer zusammensank, da stiegen fünf junge Schwäne aus der Glut und der Asche empor und flogen davon über den Wald und weit übers Meer . . .«

Eine lange Pause entstand. Dann holte Hyllos tief Atem: »Konnten sie nicht wieder Menschen werden?«

»Niemals mehr«, antwortete Poside. Dann richtete er sich auf und entließ den Schwan aus seinem Arm. »Geh zu den Brüdern, Kyknos, mein Lieber.«

»Das ist traurig«, sagte Hyllos.

»Ja, das ist traurig.« Poside sah sich um. »Komm, Ganna«, rief er halblaut.

Hyllos folgte seinem Blick. Auf dem Pfad unter den Bäumen stand ein dunkelhaariges Mädchen im langen, weißen Kleid. Es sah regungslos herüber.

»Komm«, rief Poside wieder. »Du brauchst dich nicht vor dem König zu scheuen.«

Ganna trat näher. Sie lächelte ein wenig. »Guten Morgen, ihr Lieben alle«, sagte sie und schloß mit einer kleinen Handbewegung die Schwäne in den Gruß ein.

»Guten Morgen«, antwortete Hyllos.

»Ganna ist immer dabei, wenn ich die Schwäne füttere«, erklärte ihm Poside. »Hier sitzen wir oft und reden von früheren Zeiten.«

»Wenn sie nur mitreden könnten«, sagte Ganna und kauerte sich bei den Schwänen nieder. Diese schienen auch sie zu

kennen und kehrten ihr die Schnäbel zu. Der große auf dem Land schmiegte sich an sie.

Sie streichelte ihn, dann erhob sie sich. Schmal und zart und weiß stand sie neben Poside und blickte auf ihn hinab. Hyllos sah, daß ihre kleinen Hände sich krampfhaft schlossen und öffneten. »Wann endlich, wann?« fragte sie.

Poside sah zu ihr auf. »Auch die Rache wird sie nicht wieder-erwecken, Ganna.«

Man hörte, wie ihre Zähne aufeinanderknirschten. »Und dennoch: Ich kann es nicht erwarten.« Ihre großen Augen unter den langen Wimpern glühten vor unterdrückter Wildheit. Hyllos erinnerte sich an den Augenblick im Tempel, als sie ins Feuer geblickt hatte. »Ich will dabei sein, du weißt es.« »Habe Geduld. Es wird kommen.«

»Das sagst du immer.«

Poside war aufgestanden, er lehnte sich an einen Baum. »Frauen hassen härter und ungeduldiger als Männer«, sagte er, sie betrachtend.

»Wenn du ihm Gnade gibst, hasse ich auch dich.«

»Ich gebe ihm keine Gnade, aber ich kann warten.« Poside hatte den Kopf gegen den Stamm gelehnt, sein Gesicht hob sich hell von der rissigen, dunklen Rinde ab, es sah jetzt fast aus, als trage es wieder eine Maske, eine, die nicht von Gold war, aber unheimlicher als jene in ihrer kalten Schönheit und wilden Strenge.

Hyllos konnte sein Zittern nicht mehr beherrschen. Der Schrecken vor diesem verwandelten Gesicht ließ ihn überwinden, was ihn zurückhalten wollte. Er streckte die Hände gegen Poside aus. »Willst du töten? Du bist der Heiler. . .« »Ich bin beides, Hyllos, der Heiler und der Töter, ich muß beides sein. Ich heile, wo es notwendig ist, und ich töte, wenn es nicht anders sein kann. Kein Mensch und kein Gott darf anders handeln, lerne das.« Poside löste sich von dem Stamm und kam auf Hyllos zu. Jetzt fiel die Maske, es war wieder das gute Menschengesicht, das Hyllos ansah. »Ich will dich nicht verwirren, mein Sohn. Jene Rache, von der wir sprachen, liegt noch in weiter Ferne, sie hat nichts mit dir

zu tun. Noch trage ich den Gottesfrieden auf meinen Schultern. Fürchte dich nicht.« Er hielt Hyllos die offenen Hände hin. »Du wirst schweigen über das, was du hier gesehen und gehört hast, nicht wahr?«

»Ich verspreche es«, sagte Hyllos.

Ganna seufzte.

»Warten können, Ganna«, sagte Poside zu ihr. Er lächelte wieder. »Gehen wir zurück, der Tag steigt höher. Lebt wohl, meine Lieben.« Er grüßte die Schwäne mit der Hand. »Geh zu den anderen, Kyknos, geh! Schwimmt durch einen schönen Tag und seid glücklicher als wir.«

Sie stiegen wieder über die grasige Halde aufwärts. »Willst du mit Ganna gehen, König?« fragte Poside. »Sie geleitet dich. Ich werde mich freuen, wenn du mich wieder aufsuchst.« Er lächelte Hyllos zu und eilte mit leichten Schritten seinem runden Fenster zu, in das er sich ohne Mühe hineinschwang.

Ganna führte Hyllos schweigend zu einer kleinen, hinter Gesträuch fast verborgenen Pforte und öffnete sie. Sie kamen ganz dicht hinter dem Haus der Feuermädchen heraus. »Lebe wohl, König«, sagte Ganna. Auch sie entschwand, schnell und auf raschen Füßen.

Hyllos stand am Quellteich. Auch hier kamen die Schwäne an den Uferrand und erinnerten ihn an die fünf Brüder unten auf dem verschwiegenen Wasser. Wie seltsam das alles ist, dachte er. Halb und halb war es ihm jetzt, als habe er nur geträumt.

Doch dort, jenseits der Atlssäule an der goldenen Mauer, kauerte Jole. Es war, wie Poside gesagt hatte: Sie hörte den Sängern zu. Die saßen in der Runde auf dem Boden, schlugen ihre Harfen und sangen. Nicht im Chor. Jeder von ihnen sang seine eigene Weise und einer lauter als der andere.

Hyllos sah, daß Jole sich vor Lachen schüttelte. Jetzt bemerkte sie Hyllos und winkte ihm.

Er ging zu ihr. »Es tut mir leid, daß du so lange warten mußt«, sagte er.

»Oh, ich habe mich gut unterhalten. Sie sind herrlich, die

Sänger. Und dieses närrische Durcheinander von Stimmen. Ich muß immer lachen.« Sie sah zu Hyllos auf. »Hat er dir große Geheimnisse anvertraut? Ich war ein bißchen böse auf ihn, daß er mich weggeschickt hat. Aber schließlich bist ja du es, der so viele Fragen hat, nicht ich. Und eines will ich dir sagen: Er ist noch viel schöner ohne das goldene Gesicht und noch viel vertrauenswürdiger.«

»Ja, das ist auch meine Meinung«, sagte Hyllos.

10. Jolaos

Am nächsten Tag, als Hyllos eben mit seinem Speer zum Übungsplatz reiten wollte, kam Jolaos und hielt ihn zurück. Sie gingen ins Beratungshaus. »Eine kleine Gesandtschaft von König Dagdan ist aus Albion gekommen. Da vornehme Männer dabei sind, hast du sie zu empfangen und ihnen ein paar freundliche Worte zu sagen.«

Hyllos zog die Brauen zusammen. »Wird er zum Königs-thing kommen, wirklich?«

»Gewiß. Diese Botschaft brachten sie. Aber der eigentliche Zweck ihrer Reise ist ein anderer. Sie haben eine Frage an den Gott und wollen einen Wahrspruch holen. – Dies erscheint mir seltsam«, fügte Jolaos nachdenklich hinzu.

»Mir auch«, sagte Hyllos. »Wenn er doch kommt, er könnte ja selbst fragen.«

»Sie sagen, die Frage dulde keinen Aufschub. Ihr Inhalt ist geheim. Er wird Gebiona mitgeteilt werden.«

Dies war an sich nichts Ungewöhnliches, es kamen oft Gesandtschaften, die von einem so berühmten und großen Heiligtum wie dem auf der Insel Wahrsprüche erbat. Im allgemeinen antwortete Gebiona. Jetzt aber – im Sommer der »göttlichen Gegenwart« – würde es Poside tun.

Hyllos zuckte die Achseln. »Gut, ein paar Worte. Aber nicht zu viele. Wann? Gegen Mittag?« Er griff wieder nach seinem Speer.

»Halt«, sagte Jolaos, »ich habe noch Weiteres mit dir zu besprechen. Bald wird König Skyld aus dem Süden kommen.«

Und nun begann Jolaos, als sei auf der Reise gar nichts Besonderes vorgefallen, ruhig und freundlich von dem Vertrag zu sprechen, der, Hyllos' Heirat betreffend, mit dem Daenenkönig aufzusetzen sei.

Da aber unterbrach ihn Hyllos. Er stand hochaufgerichtet und sah Jolaos fest in das gelassene Gesicht: »Ich habe bereits erklärt und bleibe dabei: Nie heirate ich Helia, Skylds Tochter, nie.«

Jolaos lächelte. »Und ich habe dir erklärt, daß wir das Aufgebot aus dem Daenenland im Kriegsfall dringend brauchen und nicht verspielen dürfen. Begreife endlich, mein kleiner König, daß es hier um mehr und anderes geht, als um deine kindischen Gefühle, die sich mit der Zeit noch gänzlich ändern werden.«

»Es geht darum, daß die Götter diese Ehe nicht wollen. In den harten Zeiten, denen wir entgegengehen, wird eine Frau wie Helia zum Hindernis werden.«

Jolaos starrte ihn an. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. »Was sind das für Reden? Was weißt du vom Willen der Götter?«

»Frage Poside.«

Nun war es heraus. Hyllos ballte die Fäuste. Ich will mich behaupten, dachte er. Ich will!

»Du – warst im Grab?«

»Ja. Ich war bei ihm. Und ich werde wieder zu ihm gehen. Es ist mein Königsrecht. Es gibt keine Regel, die das verbietet.« Jolaos saß zusammengesunken da. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin und fuhr sich dabei mit der Hand über die hohe, blasse Stirn.

Ein wenig geängstigt durch diese Zeichen einer ungewöhnlichen Aufregung, blickte Hyllos ihn an. Schließlich war er fast sein ganzes Leben hindurch dieses Mannes »Sohn« gewesen, war von ihm belehrt worden und hatte sich ihm in allem gefügt. Auch war es wohl so, daß er ihm viel verdankte. Ungeschickt versuchte er zu begütigen: »Was ist schon dabei, wenn ich mit Poside rede? Da ist nichts, was dich ärgern könnte. . .«

Jolaos sagte mit harter Stimme: »Du glaubst, in diesem Poside einen Bundesgenossen gegen mich gefunden zu haben, nicht wahr? Und meinst gar, sein Gerede sei geeignet, mich deinem Kinderwillen gefügig zu machen? Da irrst du dich sehr.« Jolaos erhob sich und trat vor Hyllos hin. »Es widerstrebt mir zwar, dich aufzuklären«, sagte er ruhiger, »aber wenn du mich dazu zwingst, muß es sein. Ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß meine Lehren, dir lebenslang erteilt, so wenig gefruchtet hätten, daß du das Wort eines Gauklers und Findelkindes gegen das meine setzen würdest.«

»Wer ist ein Gaukler?«

»Er. Dieser Bursche dort im Tempel, der den Poside spielt. Kannst du nicht begreifen? Die Priester des großen Heiligtums in Albion fanden ihn als Kind auf der Landstraße und zogen ihn auf, wie sie es zu tun pflegen – mit einigen anderen Knaben zusammen. Alle neunzehn Jahre wählen sie aus der Schar der jungen Schüler einen aus und senden ihn, als Poside gekleidet und maskiert, hierher, um dem Brauch zu genügen. Freilich, viele im Volk glauben, einen echten Gott zu sehen. Du aber als der König mußt endlich wissen, wie es in Wahrheit mit ihm bestellt ist, und daß du keines seiner Worte als Gotteswort werten kannst.«

Hyllos preßte die Fäuste fester zusammen. »Vor dem Volk tust du selbst, als glaubtest du an ihn«, flüsterte er.

»Gewiß. Wir haben das Volk zu seinem eigenen Besten. . .«

»Zu betrügen?« Hyllos bebte vor Zorn. »Ja, ihr betrügt, ihr Klugen. Ihr glaubt zu betrügen. Der im Tempel aber, der betrügt nicht. Er hat mir das Geheimnis mitgeteilt, und ich habe es verstanden. Dies: Wie es zugeht, daß der Gott Wohnung in einem Sterblichen nimmt.« Hyllos brach ab. Er fürchtete, schon zuviel von dem Geheimnis ausgesprochen zu haben.

Jolaos atmete schwer. Dann ließ er sich auf den Sitz zurückfallen. Merkwürdig alt sah er auf einmal aus, und wieder kam Bestürzung über Hyllos. »Ich wollte dich nicht verletzen. Ich weiß, wie klug du bist. Und so wirst du auch sehen, daß Helia nicht die rechte Gefährtin für einen König ist. . .«

Es war echter Gram in Jolaos' Stimme und in seinem alt gewordenen Gesicht, als er sagte: »Bei deiner Königsverpflichtung, Hyllos: Denkst du daran, daß alles, was du tust oder nicht tust, in weite Räume hinauswirkt und Heil oder Unheil für ganze Völker bedeuten kann?«

»Ich denke daran«, antwortete Hyllos. »Und auch der Poside im Tempel weiß, was Verantwortung ist, ich habe es gesehen. Sorge dich nicht.«

»Ich werde mit diesem Poside reden«, murmelte Jolaos; es klang drohend.

Hyllos' neue Sicherheit wurde gleich am nächsten Tag nochmals auf die Probe gestellt.

Jolaos hatte erfahren, daß der junge Doros die Königsboten aus Albion in seinem Hause empfangen hatte, ganz selbständig, ohne des Königs oder Jolaos' Erlaubnis einzuholen. Er hatte sie allein gesprochen, nur in Gegenwart seines Dieners Ill, der ihn wohl zu seinem Vorgehen veranlaßt hatte.

Jolaos hatte Hyllos ersucht – auf eine kühle Weise, die eher einem Befehl glich –, den Vetter zurechtzuweisen. So wurde Doros in die Halle geladen.

Doros war Hyllos' nächster männlicher Verwandter, der einzige überlebende Sohn von Alkinos' Letztgeborenem, der der Bruder der schönen Melite gewesen war. Doros hieß in Wahrheit Erkelaos, wurde aber Doros genannt, weil er nach altem Brauch und Herkommen die Festung Dor als sein Erbteil besaß; sie lag, auf einer Felszunge erbaut, am Eingang des großen Westerhafens, den sie in einem Notfall zu sperren vermochte. Somit bildete sie gleichsam die Tür zur Königsinsel und hatte daher ihren Namen. Diese Festung galt stets als Erbe des jüngsten Königssohnes, der nach ihr benannt wurde.

Doros zählte drei Winter weniger als Hyllos und war ein frisches Kind mit rundem Gesicht, runden Augen und roten Wangen. Er besaß, seinem Rang entsprechend, eine eigene Häusergruppe auf dem Königshof und ein eigenes kleines Gefolge, das er zu der Besprechung mitbrachte.

Der wichtigste Mann in Doros' Hofstaat war zweifellos Ill, der Rote. Er hatte als gewöhnlicher Diener begonnen, es dann aber verstanden, das volle Vertrauen des jungen Königsenkels zu gewinnen, so daß er jetzt als Haushofmeister, ja als Doros' Berater auftrat. Er stand auch heute hinter dem Knaben, sein rothaariger Kopf auf dem langen Halse überragte den seines kleinen Herrn lächerlich weit. Neben ihm hatte sich Lelion, Doros' Lehrer, aufgestellt; er verstand kunstvolle Lieder zu dichten und hatte viel über die Geheimnisse der Götter nachgedacht, aber Doros schätzte beides nicht und entwischte, wie man wußte, ihm und seinem Unterricht oft auf den Spielplatz.

Wie Hyllos den kleinen Vetter so stehen sah, breitbeinig, trotzig, den runden Lockenkopf erhoben, fragte er sich plötzlich, warum er wohl so wenig Beziehungen zu diesem nächsten Verwandten habe. Er sah ihn eigentlich nur bei offiziellen Anlässen. Hatte Jolaos sie absichtlich einander ferngehalten? Er hatte ihn oft auf die Gefährten hingewiesen, vor allem auf Bukos, nie auf Doros. Wollte er ihn von allen trennen, die ihm wirklich etwas bedeuten konnten?

Jolaos und Agin standen rechts und links von Hyllos. Jolaos gab ihm ein Zeichen.

Hyllos begann: »Ich habe dich hergerufen, Doros, weil ich erfuhr, du habest die Herren aus Albion, die König Dagdan zu uns gesandt hat, in deinem Hause empfangen, ohne meine Einwilligung einzuholen. Damit hast du die Regel verletzt. Ich frage dich nun: Was hat dich veranlaßt, so zu handeln?« Hyllos hatte sich die Worte zurechtgelegt, jetzt war er froh, daß er sie mit der entsprechenden Würde vorgebracht hatte. Doros schluckte. »Mein König«, antwortete er mit seiner hohen, grellen Kinderstimme, »ich dachte nicht, daß meine Handlungsweise dir zuwider sein könnte. Als vor wenigen Monaten die Flüchtlinge aus Albion vor dir erschienen, hast du mir gestattet, mit ihnen zu sprechen. Ich nahm an, es werde daher in deinem Sinne sein, wenn ich auch die Abgesandten ihres Königs zu mir lüde.« Auch Doros hatte sein auswendiggelerntes Sprüchlein fehlerfrei heruntergeleiert.

Hyllos mußte nun frei antworten. »Die Annahme war falsch«, rief er. »Du hast gewußt, daß nur der König Gesandte empfangen darf. Ich muß dich ernstlich rügen.«

»Gut«, sagte Jolaos leise hinter Hyllos. Doros war feuerrot geworden. Er gab die gelassene Haltung vollends auf, spreizte die Beine noch mehr und rief: »Ich wußte gar nicht, daß man es hier mit den Regeln so genau nimmt, mein König. Schließlich bist du selber vor ein paar Tagen ins ›Grab des Herrn‹ gegangen, was du auch nicht hättest tun sollen.« Hyllos hörte Jolaos' Räuspern. Er warf den Kopf zurück. »Doros, mein Tun und Lassen hat mit dem, was wir hier besprechen, nichts zu tun. Du hast nicht darüber zu urteilen. Es geht hier nur darum, daß du dir ein Königsrecht angemäßt und mich nicht einmal deswegen befragt hast.«

»Ha!« Doros schüttelte seine Locken. »Wenn du die Regel mißachtest. . .«

»Es bestand keine Regel.«

»Doch. Frage Jolaos! Und ich sage: Wenn du eine heilige Regel mißachtest, dann werde ich doch wohl noch so ein paar lumpige Gesandte empfangen dürfen, wie?«

Der Lehrer Lelion berührte mahnend die Schulter des Jungen, während der rote Ill ein Grinsen verbiß.

Und auf einmal mußte Hyllos selbst lachen. Sein Zorn zerrann. »So darfst du dich aber wirklich nicht ausdrücken, Doros«, sagte er. »Die fremden Boten werden sich sonst gekränkt fühlen und ihrem Herrn berichten, was wir hier für einen ungezogenen Königsenkel haben.«

Das Lachen ging bereits rings im Kreise umher. Hyllos spürte, daß man ihm Beifall zollte. Agin nahm belustigt das Wort: »Der König hat recht gesagt, Doros. Ungezogenheit ist eine schlechte Verteidigung, wenn man eines Fehlers überführt ist. Du solltest die Rüge schweigend hinnehmen. Willst du, daß man uns Atlantiden Mangel an Anstand nachsagt?«

»Ich möchte noch etwas bemerken«, fiel Hyllos ein. Er fühlte sich stolz, leicht und frei. »Obwohl Doros kein Recht hat, mich zu beschuldigen, erkläre ich hiermit: Ich habe kein heiliges Verbot mißachtet. Weder das Gesetz der Säule noch die

alten Tempelvorschriften verbieten dem König die Zusammenkunft mit dem ›Verborgenen‹. Sollte aber in neuester Zeit eine diesbezügliche Regel aufgestellt worden sein, so ist sie hinfällig. Ich hatte das Recht, sie aufzuheben. Ich habe sie aufgehoben. Sie besteht nicht mehr.«

Hyllos wartete. Würde Jolaos sprechen? Würde einer der Anwesenden ein Widerwort wagen?

Nichts geschah. Agin sah verwundert drein und versuchte, Jolaos' Blick zu fangen. Der aber starrte vor sich hin.

Und Doros? Auch er sagte nichts mehr. Er stand da und hatte Tränen in den Augen. Ill grinste noch immer, und der Lehrer nickte, als wollte er sagen: »Ja, ja, wer sich schlecht benimmt, muß gedemütigt werden.«

Hyllos packte das Mitleid. Wie oft hatte er selbst so vor den spöttisch Lächelnden gestanden, hilflos, verlassen und klein? Doros war nicht anders aufgewachsen als er selbst, Ammen, Dienern und eigennützigen Ratgebern überantwortet. Wenn ich ihn nur allein sprechen könnte, dachte er.

Er sagte mit einer abschließenden Handbewegung, die auch die anderen Anwesenden entließ: »Es ist gut. Du magst gehen, Doros, und daran denken, daß eigenmächtiges Handeln dir nur Schande bringen kann.«

Doros verbeugte sich steif und stapfte aus der Tür, gefolgt von den Seinen. Jolaos ging auch, abgewandten Gesichts. Agin nickte Hyllos nochmals anerkennend zu. Du machst dich, hieß das, ich hätte dir soviel Haltung nicht zugetraut. Hyllos schickte Alkman und die jungen Gefährten weg. Dann schlüpfte er durch die schmale Seitenpforte der Halle und lief hinter den Häusern, am Holzzaun entlang und kam so an die Rückseite von Doros' Haus. Als er um die Ecke der weißen Wand spähte, sah er Doros auf der Stufe zur Vorhalle sitzen, er spielte dort mit seinem Lieblingshund, einem kleinen, gelblich-weißen Welpen.

Hyllos rief leise, der Junge auf der Stufe blickte auf und schob die Unterlippe vor, als er den Vetter erkannte.

»Komm schnell, Doros. Komm!«

»Was soll ich denn?«

»Ich will dir etwas sagen, was die anderen nicht zu hören brauchen.«

Jetzt war Doros' Neugierde geweckt. Er kam. Den Hund schleppte er mit.

An der Rückseite des Hauses zwischen Hofzaun und Hauswand wuchsen Sträucher. Hier war es still, und niemand sah und hörte die Jungen.

Hyllos setzte sich auf den Boden. »Ich wollte dir nur sagen, Doros: Es tut mir leid, daß ich dich herunterputzen mußte. Aber du wirst verstehen, daß ich nicht anders konnte.«

»Hm«, machte Doros unsicher. Er bohrte mit der Schuhspitze im Sand. »Ich hab dir's aber auch gegeben«, versuchte er aufzutrumpfen.

»Ja, aber es ist fehlgegangen. Woher wußtest du, daß ich bei Poside war?«

»Hach! Sowas wissen doch hier sofort alle.«

Der junge Hund schnüffelte an Hyllos' Beinen, dann legte er sich vor ihm nieder, die Schnauze vertraulich auf seinem Fuß. Doros betrachtete ihn. »Er heißt Limm, er mag dich«, bemerkte er. Er ließ Sand durch seine Finger rieseln. »Wie war es denn eigentlich?« fragte er plötzlich. »Ich meine, hatte er die Maske noch vor dem Gesicht und so weiter?«

»Nein. Er sieht schön aus – ohne Maske. Er hat mir vieles gesagt, was für mich eine große Hilfe bedeutet.«

Doros starrte ihn aufmerksam an. »Du bist auch verändert, kommt mir vor. So – ich weiß nicht – beinahe wie ein richtiger König.«

»Bin ich das?« fragte Hyllos. Er spürte die neue Freiheit, die Poside ihm gegeben hatte, beglückend in sich, aber es wunderte ihn doch, daß sogar Doros etwas davon bemerkt hatte. Doros zog den Hund an sich und streichelte ihn. »Du sagst, du gehst wieder zu ihm? Könntest du. . . mich einmal mitnehmen? Lelion ist ein Esel, und Ill weiß eben auch nicht alles. . .«

»Ich will ihn fragen. Übrigens – hat Ill dir geraten, die fremden Gesandten zu empfangen?«

Doros nickte. »Aber es war gar nichts dran, wirklich nicht.

Ich habe mich nur gelangweilt. Einer war zum Lachen. So ein bleicher Blonder mit einer langen Nase. Der wollte immer unsere Sprache sprechen, aber man konnte ihn überhaupt nicht verstehen...« Doros kicherte. Hyllos hatte selbst die Fremden empfangen, er erinnerte sich gut an den Langnasigen und lachte mit. Dann fragte er: »Aber wie konntest du die anderen verstehen? Sie kannten überhaupt nichts von unserer Sprache.«

»Ill hat gedolmetscht. Er stammt ja aus ihrem Land.«

Hyllos stieß einen leisen Pfiff aus. Das hatte er nicht gewußt. Er sagte, vor sich niederblickend: »Das hättest du dir eigentlich denken können, daß es langweilig sein würde. So etwas ist immer langweilig. Warum hast du es überhaupt getan? Hat Ill gesagt, Gesandte empfangen sei lustig?«

»Nein, er hat gesagt, sie hätten eine Botschaft von König Dagdan für mich.«

»Für dich persönlich?«

»Ja. Er hat. . .« Doros brach plötzlich ab. Offenbar erinnerte er sich jetzt – zu spät – eines Schweigegebotes.

»Ach, du. . .« sagte Hyllos und tat ungläubig.

»Doch. Aber – sie hatten gar keine. Jedenfalls kam nichts dergleichen heraus, kein einziges Wort.«

»Bestimmt nicht?«

»Bei den Göttern – nein. Die ganze Aufregung war umsonst. Und auch deine Rüge. Ich mach's nicht wieder, Hyllos, es lohnt wirklich nicht.«

Hyllos war überzeugt, daß Doros nicht schwindelte. Er war wohl wirklich enttäuscht worden. Entweder hatte Ill die Sache mit der Botschaft erfunden, oder die Gesandten hatten gemerkt, daß Doros noch zu sehr Kind war, um geheime Botschaften zu empfangen. Hatten sie ihn bestechen wollen, aushorchen? Und zu welchem Zweck? Dieser Ill hat vermutlich die Botschaft entgegengenommen, dachte Hyllos beunruhigt.

Vorsichtig fragte er: »Haben sie dich gegen irgend jemanden einnehmen wollen? Gegen Jolaos? Gegen mich?«

»N – nein.« Doros besann sich. »Ill hat einmal gesagt, König

Dagdan sei dein bester Freund, aber du vergeltest ihm diese Freundschaft schlecht. «

»Mein bester Freund? Höre, Doros, ich glaube, dieser Ill ist nicht aufrichtig gegen dich. «

Doros zog Limms Kopf auf sein Knie. »Vielleicht. Hab auch schon mal sowas gedacht. «

»Warum glaubst und tust du dann, was er sagt? «

»Ach – er ist schon so lange bei mir. Und er kann schöne Geschichten erzählen. Und. . . und. . . ich habe doch sonst gar niemanden. . . «

Hyllos schwieg erschrocken. – Ich habe Jole, dachte er. Und jetzt sogar einen göttlichen Freund. Wie reich bin ich gegen dieses Kind!

Er blickte den Kleinen an, der mit gesenktem Gesicht dasaß und den Hund streichelte. »Du hast doch mich«, sagte er leise. »Wir sind ja die allernächsten Verwandten. Wir müssen zusammenhalten. «

»Ach, seit du König geworden bist, kann man ja nichts mehr mit dir haben«, sagte Doros traurig.

Hyllos beugte sich vor. »Von jetzt an gehen wir gemeinsam auf den Spielplatz. Warum soll ich mich eigentlich nur mit den Gefährten üben und nicht mit dir? «

Doros sah ihn hoffnungsvoll an. »Sie sagen, es sei eine andere Altersklasse. «

»Gehört Bukos etwa zu meiner Altersklasse? Also. Wir lassen uns nicht mehr voneinander trennen, Doros. Wenn ein Sänger mir Lieder vorträgt, werde ich dich auch rufen lassen. Dann brauchst du Ills Geschichten nicht mehr. «

»Glaubst du, es kommt wieder einmal einer, der so schön vom Südland singt wie jener Ajax? « fragte Doros mit glänzenden Augen. »Das hör ich gern. Du, Hyllos«, Doros setzte sich auf, »wann ziehen wir endlich aus, diese Länder zu erobern? Sie sagen, du hättest es vor. Ich will mit, hörst du? « Jetzt war es Hyllos, der sich über den Hund beugte. »So schnell geht das nicht, Doros. «

»Aber alle reden doch von dem großen Kriegszug, und daß wir Länder haben müssen, in denen keine Dürre herrscht. «

»Wer redet davon?«

»Alle. Die Jungen auf dem Spielplatz und die Diener und – nun einfach alle.«

Skyld scheint mit seiner Meinung nicht allein zu stehen, dachte Hyllos. Offenbar läuft so etwas wie ein fressendes Feuer durchs Land. Und alle wollen sie ausziehen. . .

»Wir müssen Geduld haben«, murmelte er. So hatte der Schmied im Wald gesagt. Jetzt gab er es weiter: »Geduld ist alles. Wir sind zu jung. Ich kann erst in den Süden fahren, wenn ich älter und stärker geworden bin.«

»Oh, ich finde, ich bin schon ganz hübsch stark«, sagte Doros und zeigte Hyllos das Spiel seiner Armmuskeln.

Hyllos stand auf. »Ich muß zurück. Ich bin ja heimlich ausgerissen.«

»Warum eigentlich?«

»Um mit dir zu reden, du Schafskopf. Warum sonst? Ich wollte nicht, daß du traurig sein solltest.«

»Ach so. Nett von dir. Aber ich bin bestimmt nicht traurig, jetzt schon gar nicht mehr. So ein bißchen Rüge, das läuft an mir ab wie Wasser«, versicherte Doros herzlich.

»Noch eins: Könntest du Ill nicht fortschicken?«

Doros starrte den Vetter an. »Fortschicken? Aber er hat doch nichts Böses getan? Nein – soweit möchte ich es nicht treiben. Lelion wäre ich gerne los, aber. . .«

Hyllos dachte: Er wird Ill sofort erzählen: Der König, mein Vetter, will durchaus, daß ich dich fortschicke. Und dann wird Ill gewarnt sein. »Na, auch gut«, sagte er. »Aber glaub nicht alles, was er dir sagt, und laß dich nicht zu Dummheiten verführen!«

Doros winkte großartig ab. »Keine Sorge. Mir macht man so leicht nichts vor, Hyllos.«

Dann trennten sie sich mit einem Lachen.

Noch am gleichen Tage kam Botschaft aus dem Tempel: Posside selbst werde zur Stunde der Dämmerung den Gesandten aus Albion die Antwort auf ihre Frage öffentlich erteilen. Die Sitte gebot, daß die weisen Alten wie auch die hohen

Würdenträger des Staates der feierlichen Verkündigung eines Wahrspruches beiwohnten. Und auch der König würde es sich nicht nehmen lassen, zugegen zu sein. Hatte er schon den Inhalt der Frage nicht erfahren, so würde er wenigstens die Antwort hören.

Von Jolaos und Agin rechts und links geleitet, von Leibwächtern und Gefährten gefolgt, schritt er in der Dämmerung zum Tempel hinüber.

Die Gesandten aus Albion standen in einer Reihe gegenüber der großen Tempeltür. Sie machten nicht gerade zufriedene Gesichter. Zweifellos ärgerten sie sich darüber, daß Poside auf einer öffentlichen Spruchverkündigung bestand. Es waren große, hellhaarige Männer von zurückhaltendem Wesen, Männer aus König Dagdans engster Umgebung, wie es hieß, und von ganz anderer Art als jene Flüchtlinge, die man nach Kleitra geschickt hatte. Hyllos hatte sich schon bei der Audienz über die hochfahrende, fast unhöfliche Art der Gesandten gewundert. Jetzt blickten sie noch stolzer und mißtrauischer drein.

Nachdem die Weisen sich versammelt hatten, war es soweit: Zwei Luren begannen zu tönen, als die beiden Flügel des Tempeltores geöffnet und von den weißen Dienern weit zurückgeschlagen wurden.

Als erste trat Gebiona aus dem Dunkel. Sie blieb neben dem Tor stehen. Dann nahte sich aus der Tiefe des Innenraumes ein Funkeln, das Hyllos' Herz rascher schlagen ließ. Poside trat über die Schwelle. Von Fackeln angestrahlt, blieb er vor der Mitte der Türöffnung stehen im langen, blauen Gewand, blitzenden Schmuck auf der Brust, mit Goldmaske und Sonnenkrone. Er stand regungslos, und wie das Blitzen von Gold und Bernstein so gingen Macht und Geheimnis strahlengleich von ihm aus.

Hyllos starrte ihn gebannt an. War das wirklich der junge Mensch, der ihm unter dem Fensterbogen des »Grabes« zugelächelt hatte?

Die tiefen Lurentöne verklangen, nachhallend in der Weite des Tempelrundes. Es wurde totenstill.

Einer der weißen Diener trat vor. Er begann mit klarer, lauter Stimme zu sprechen: »Im Namen meines Herrn, des göttlichen Sohnes Posideos, dem die Wahrheit des Vaters offenbar ist, habe ich hier zu verkündigen die Antwort auf die Frage, die vier Männer aus Albion, gesandt von ihrem Könige Dagdan, dem Tempel und Heiligtum des Gottes vorgelegt haben. Vernehmt also, ihr Abgesandten, den Spruch. Er lautet:

»Sechs Schwäne flogen ins Licht.
Einer kehrte zurück.
Der fünfe verwandelte,
wahre sich vor dem dritten.«

Die Stille war so groß, daß man das Knistern der Fackeln hörte. Dann klangen wieder die Luren auf, noch feierlicher, größer und strömender als zuvor zogen die Töne durch den Abend, wie von weither kommend und weithin gehend. Schrecklich und wunderbar ist das alles, dachte Hyllos. Er mochte der einzige hier unter den Zuhörern sein, der etwas von dem geheimen Sinn des Spruches begriff. Im Geist sah er wieder Poside am Weidenbaum lehnen, bleiche Wildheit im unmaskierten Gesicht. Schicksal, Trauer und Drohung erfüllten auch jetzt das Rund, an dessen dunkler Pforte Posides unbewegliche Goldmaske Wache hielt.

Der Diener war zurückgetreten, die Gesandten und die Weisen zogen ab. Jolaos aber blieb. Schritt um Schritt ging er vorwärts, zögerte, tat wieder ein paar Schritte. Jetzt stand er allein Poside gegenüber, kaum eine Speerlänge Raum war mehr zwischen ihnen. Und Poside wandte sich nicht um, es war, als erwarte er Jolaos. »Was soll das?« flüsterte Agin neben Hyllos.

Doch Jolaos ging nicht weiter. Hyllos erkannte: sich dem Schweigenden vor der Tür noch mehr zu nähern, wagte er nicht. Hier stand etwas vor ihm, das stärker war als sein Wille und sein Zorn, stärker auch als sein verständiges Wissen. Es ist doch die Maske, durchfuhr es Hyllos. Die echte Verwand-

lung. . . Er war so stolz auf die Einwände gewesen, die er gegen Poside hatte vorbringen können. Aber Poside hatte ihm doch wohl den Triumph nur aus freundlicher Nachsicht belassen. Jetzt sah er: Der stumme Zweikampf ohne Schwerter, dessen Zeuge er hier war, wurde allein durch die Maske entschieden, durch das unwägbare, majestätische und ban nende Etwas, das von dem hoch erhobenen, goldenen Gesicht ausging. Eine unberechenbare Macht, die den Menschen hinter der Maske auslöschte. . . Der hier stand, *war* der Gott, und Jolaos wußte es.

Endlich drehte sich Poside um und trat ins Dunkel zurück. Folgte ihm Jolaos? Nein. Als die Diener die Türen geschlossen hatten, schlich er davon, allein über den Platz, ohne sich um Hyllos und die anderen zu kümmern.

11. Im Rat der Götter

Tags darauf kam König Skyld an, die Hufe seines kleinen Reiterzuges klapperten auf der Brücke. Statt ihm zur Begrüßung entgegenzureiten, flüchtete sich Hyllos zu Poside.

Diesmal waren die Feuerhüterinnen wach, und vor dem »Grab« stand einer der weißen Diener. Er grüßte Hyllos ehrerbietig und meldete ihn an. Die Tür tat sich weit auf.

Poside war nicht allein. Gebiona saß auf einem kostbar geschnitzten Stuhl, der Saum ihres weißen Gewandes lag auf den Bodenfliesen. Doch sie erhob sich, als Hyllos nähertrat.

»Sei begrüßt, König«, sagte sie. »Du bist voller Fragen und in Unruhe. Ich lasse euch allein, meine Lieben, ihr habt Männergespräche zu führen.« Sie lächelte Poside zu, der wieder auf der Stufe unterm Fenster saß.

»Nein. Bleib!« Sie setzte sich wieder.

»Man sollte niemals den Rat einer geweihten und weisen Frau verachten«, sagte Poside, sich an Hyllos wendend.

»Hier, nimm Platz. Sage uns, was dich bedrückt, wir werden versuchen zu antworten.«

»König Skyld ist da. Was soll ich tun? Wie kann ich seinen

Heiratsplan abweisen, ohne daß Schaden für uns daraus entstünde?»

Poside besann sich. »Ich glaube, du kannst es Jolaos überlassen, das richtige Wort für Skyld zu finden. Wie es scheint, hat er sich deinem Willen gebeugt.« Er sah Gebiona an, die nickte.

»Ja, das hat er. Aber die Zeit ist schwer für ihn«, sagte sie. »Ich hörte, er grüble einem Wort nach, das der Schmied im Wald zu ihm gesprochen haben soll, und es laste auf ihm.« »Hyllos ist der Kommende, er der Gehende. Morgen und Abend – es ist gut, wenn Jolaos das begreifen lernt.«

Gebiona sah den Jüngling auf der Stufe mit ihren großen Augen klar und ernst an. »Ich bin viel älter als ihr, und verstehe darum besser, wie schwer es ist, dem Jüngeren zu weichen, für einen, der geherrscht hat. Jolaos hat stets getan, was er konnte, und ist dir an Erfahrung weit überlegen, Hyllos.« »Es fehlt ihm an Kraft, und zudem sind seine Hände nicht rein«, urteilte Poside.

»Wären es die deinen, wenn du im Kampffeld der harten Gegensätze stündest, statt darüber? Werden sie es noch sein, wenn. . .«

»Still.« Poside winkte ab. »Du hast recht«, gab er dann aber leise zu. Er setzte sich auf: »Tritt König Skyld frei gegenüber, Hyllos. Sage ihm, sollte er dich fragen, daß eine zu frühe Bindung dir nicht rätlich scheine. Er wird nicht auf seinem Plan bestehen. Ich glaube«, wieder blickte er Gebiona an, »Hyllos wird von einer Seite Unterstützung erhalten, an die er jetzt nicht denkt.«

Sie nickte wieder. »Möge aus dieser Unterstützung kein Unheil erwachsen«, sagte sie schwer. Sie seufzte. »Gefahren, wohin wir blicken.« Ihre Augen schienen die Mauern des »Grabes« zu durchdringen.

Poside warf die glänzenden Haare zurück – wie Jole, dachte Hyllos. »Sei's drum. Leben ist nur um den Preis der Gefährdung zu haben. Neuen Gefahren muß man mit neuem Mut begegnen, wenn ihre Zeit gekommen ist. Lerne das, mein Sohn«, sagte er zu Hyllos.

»Ja«, antwortete dieser. Er war immer bereit, zu lernen.

»Weitere Fragen?«

Es war wieder die nächstliegende, die Hyllos ergriff: »Kann ich Doros zu dir bringen?«

»Du willst dich seiner annehmen?« fragte Gebiona. »Es ist gut, er braucht einen Freund.«

»Dieser rotköpfige Diener Ill. . .«

»Was ist's mit ihm?«

Hyllos erzählte. Sein ganzes Mißtrauen breitete er vor den aufmerksam Lauschenden aus. »Ich weiß nicht, ob ich mich irre«, schloß er.

»Du irrst dich nicht.«

»Soll ich veranlassen, daß er fortgeschickt wird?«

»Es ist zu spät. Er hat sein Wissen bereits weitergegeben. Sorge dafür, daß er nicht mehr und Wichtigeres erfahre. Ziehe Doros von ihm weg, doch halte dich dem Kind gegenüber zurück, was Reden und Vermutungen betrifft. Denke immer daran, so jung du bist: Ein Riegel muß vor deinem Mund sein. Was dreie wissen, weiß die Welt. Halte im übrigen Augen und Ohren offen, du bist klug genug dazu.«

»Wenn ich nur so klug wäre, daß ich alles begriffe und immer wüßte, was recht ist.«

»Oh, Hyllos, wer wäre wohl so klug?« flüsterte Gebiona.

Poside nickte wieder. »Du fragst, ob du Doros mitbringen darfst. Nein. Ich zeige mich nur wenigen ohne Maske und nur Geweihten. Was sonst?«

»Als wir zum Schmied in den Wald ritten, hörte ich ein Gespräch mit an, das Jolaos mit König Skyld führte. Skyld sprach von Plänen. . . Sie betrafen einen großen Kriegszug aller Atlantervölker nach Süden – ins Land der Schattenlosen, in die Länder um das Achaiermeer. Und nun weiß ich nicht«, er stockte, »ist es wohl recht. . .?«

Poside sah mit großem Blick zu Gebiona hinüber. »Da ist es wieder«, sagte er leise. »Was nur wie Nebel war, verdichtet sich zur Wolke. Es kommt herauf. Also König Skyld – auch er. Reicht Gorgones Stimme so weit?«

Gebiona saß regungslos mit weißem Gesicht da und schwieg.

»Sie haben Gorgones Namen genannt«, berichtete Hyllos. Er fühlte sich wunderbar erregt. Mühsam versuchte er die Worte König Skylds wiederzugeben, die er erlauscht hatte.

»Und wie stellte sich Jolaos zu diesen Plänen?«

»Er war erschrocken, glaube ich. Aber dann sagte er: ›Du zeigst es mir jetzt in einem anderen Licht.«

Poside saß vorgeneigt, die Hände zwischen den Knien.

»Kämpfe und wieder Kämpfe, Tote und wieder Tote, Tausende und aber Tausende von Toten, Jahr um Jahr«, flüsterte Gebiona. »Wandern ohne Ziel, ankommen und weiterziehen müssen, Elend und Not. . .« Ihre Stimme raunte nur, so, als singe sie ein altes, düsteres Zauberlied. Dann aber schreckte sie wie aus dem Traum auf. »Wie stellst du dich zu dieser großen Frage, mein Herr und Gott?« sagte sie, sichtlich um Wachheit und Nüchternheit bemüht.

»Ich bin der Schützer des Friedens, muß es sein. . .«

»Verleihe uns gnädig Frieden und ein gutes Jahr«, zitierte Gebiona den Anfang eines Gebetes an Poside, das bei allen hohen Festen gesprochen wurde. »Wenn die guten Jahre verweigert werden, kann der Friede nicht dauern, das ist eine alte Weisheit. Poside ist auch der Herr der Ausfahrt und des neuen Landes.«

»Er war es. Ich will aber nicht, daß er es wieder werde. Nicht ich. Solange ich sein Gefäß bin. . .«

»Wer hält den Zug der Vögel, die im Herbst nach Süden fliegen?« fragte Gebiona eintönig.

Hyllos war es fast, als träume er. Sein Herz schlug schneller. Er spürte, hier ging es um gewaltige Dinge, um Entscheidungen, die schwerer wogen, als er geahnt hatte. Und er saß hier – wie im Rat der Götter. Sie wogen das Für und Wider ab, und manchmal befragten sie sogar ihn.

»Dich treibt es nach Süden, nicht wahr, Hyllos?« Poside blickte auf.

»Meines Vaters Schwert hängt gezogen über meinem Bett«, gestand Hyllos. »Und ich besitze auch die eiserne Zauberwaffe des Schmieds.«

»Ihr müßtet warten. Warten, bis alle Schwerter eisern sind.«

»Warten können ist schwer«, sagte Gebiona. »Wenn die Unruhe einmal zu pochen angefangen hat. . .«

Sie schwiegen. Es war, als zögen draußen vor dem Fenster am hellen Himmel die wandernden Schatten großer Vögel vorüber. Sie riefen etwas im Fliegen, aber man konnte nicht verstehen, was es war.

»Sie werden dich befragen,« murmelte Gebiona.

»Ich werde meine Antwort beim Volksting geben. Oder beim Thing der Könige.« Poside richtete sich auf. Er schüttelte die Haare zurück und erhob sich. »Bis dahin werde ich wissen, was ich ihnen zu sagen habe. Sie werden mir gehorchen. Bezweifelst du das, Gebiona? Dem Willen der Götter ist auch der Vogelzug untertan. Ich werde ihn hemmen, wenn der Starke von oben es mir befehlen sollte. So wie ich den Friedensstörer richten werde und ein größeres Opfer fordern als Blumen und Früchte – an jenem fernen Tage.« Jetzt ging von dem hellen, unverhüllten Menschenantlitz soviel Macht aus, daß Hyllos erschauerte.

Auch Gebiona starrte wie gebannt zu Poside auf. »Du glaubst, er werde sich dir stellen?«

Poside kam von der Stufe herab. Er antwortete in verändertem Ton: »Ich habe ihn herausgefordert, er wird kommen.«

»Er hat gefragt, weil er sich fürchtet.«

»Er ist immerhin einer der Göttersöhne. Er entzieht sich keiner Herausforderung, sie verlockt ihn. Er mag sich fürchten, die Verlockung ist stärker.«

Gebiona streckte die Hand aus und zog Hyllos zu sich heran.

»Wir vergessen den König«, sagte sie vorwurfsvoll.

Poside drehte sich um. »Ja. Ich habe ihn vergessen.« Er nickte Hyllos zu – mit einem noch immer fernen, von heimlicher Erregung durchzuckten Lächeln. »Aber sein Mund ist mit einem eisernen Riegel verschlossen, nicht wahr, Hyllos? Er gehört zu uns.« Er legte den Arm um den Knaben, dessen Hand Gebiona noch hielt. So standen sie eng verbunden. »Er wird mir helfen, wie ich ihm.«

»Ja, bei meinem Leben,« sagte Hyllos.

12. Die Könige und der Feldherr

Hyllos begrüßte König Skyld und gab sich höflich zurückhaltend. Er sah Jolaos' Blick und wußte: Der Ziehvater staunte jetzt wie Agin über die Gewandtheit und gute Haltung seines Schülers. Skyld zeigte nur väterliche Freundlichkeit. Er erzählte von seinem Aufenthalt bei den Saxen. In jener Burg eines alten, reichen Fürsten war es hoch hergegangen, die Tische hatten sich unter den Speisen gebogen, Gold und Silber blitzte, Gaukler und Sänger unterhielten die Gäste. »Wenn ihr alle so lebt hier im alten Land«, sagte Skyld, »so wundert es mich nicht, wenn meine Bauern in den Notunterkünften murren. Bei ihnen ist das Brot knapp. Nein, nein«, er wies Jolaos' ärgerlichen Einwurf rasch zurück, »ich weiß, daß die Königsburg das schlechte Beispiel nicht gibt, das manche Edelsitze bieten. Und ich weiß auch gut genug, daß jene Bauern selbst schuld tragen an dem, was sie trifft. Ich war bei ihnen und habe mit ihnen gesprochen. Sie zeigten sich soweit verständig. Aber sie wollen wandern – ein Zurück gäbe es nicht mehr für sie, haben sie mir erklärt. In dieser Sache sind sie nicht umzustimmen. . . «

»Wer hält den Zug der Vögel?« tönte es in Hyllos' Ohren. »Sie sagen, daß sie den Segen Posides zur Ausfahrt erwarten. Mit Ungeduld drängen sie auf seine Zustimmung.«

»Ist ihnen dieser Segen versprochen worden?« fragte Jolaos halblaut.

»Ich weiß es nicht. Damit wollen sie nicht herausrücken. Aber mir scheint, irgendwelche Kräfte sind drüben in den Lagern am Werk, die die Ungeduld und den Unmut schüren, den Unmut gegen dich und den König. Und da sich diese Verblendeten nun einmal nicht halten lassen, so wäre es vielleicht gut, ihr schicket euren Poside hinüber, damit er die Hand über sie ausstrecke.«

»Wenn er sich schicken läßt«, sagte Hyllos.

Die beiden Männer sahen ihn an.

Dann lachte König Skyld. »Oh – zeigt das Götterbild Eigenwillen?« Er deutete Jolaos' Blick richtig und vollendete

leichthin: »Nun, solange ich hier bin, wird sich wohl einmal die Gelegenheit ergeben, ein Wort mit dem goldenen Sohn des Vaters zu wechseln.«

Jolaos schwieg.

Von Helia war nur kurz die Rede. Sie war auf der Burg von Skylds Waffenbruder im Saxenland zurückgeblieben – vorerst. »Es gefällt ihr dort. Die jungen Edeline verstehen es, dem Kind nach allen Regeln der Kunst den Kopf zu verdrehen. Sie behängen sie mit Goldringen wie ein Götterbild, das macht ihr Freude. . .«

Beim Mahl in der Halle saß König Skyld auf dem Ehrensitz. Neben ihm hatte Agin Platz genommen. Er schien Skyld vortrefflich zu unterhalten, denn der König lachte immer wieder gutgelaunt auf. Jolaos dagegen war ungewöhnlich wortkarg.

Die Sonne tauchte jetzt alle Tage nur noch für kurze Zeit ins Meer. Nun würden bald die Söhne der Zwillinge, die zehn Könige der weit verstreuten atlantischen Reiche, zum großen Thing eintreffen. Die meisten von ihnen würden nach altem Brauch nicht auf der Burg, sondern in eigens für sie errichteten Zeltlagern draußen auf der Ebene wohnen.

Die Vorbereitungen dafür lagen in der Hand eines Bevollmächtigten, den Jolaos ausgewählt hatte. König Skyld wohnte auf der Burg und war in dieser Zeit lebhafter Aktivität viel mit Jolaos zusammen. Gemeinsam empfangen und verabschiedeten sie die Boten, die Jolaos' Anordnungen ins Land hinaus und zu den Stammesfürsten trugen und dann die Antworten zurückbrachten. Am Tage nach dem Mittsommerfest sollte auch das Volksthing wieder einmal auf dem Festland zusammentreten, und auch dafür mußte das große Aufgebot durchs Land gehen.

Hyllos hatte mit all dem nicht viel zu tun. Er empfing nur die offiziellen Gesandtschaften, wobei – wie immer – Jolaos, Agin und nun auch Skyld das Wort hatten.

Abends saß er meist dabei, wenn die alten Herren beim Trunk ihre Meinungen austauschten.

Er hatte sich oft gefragt, ob Skyld wohl wirklich mit Poside gesprochen habe, und einmal hörte er den Daenenkönig halblaut zu Jolaos sagen: »Laß uns gerecht sein. Das Wissen des Jünglings ist zum Erstaunen groß, und was er redet, entbehrt nicht der Vernunft!« Worauf Jolaos nur mit einem widerwilligen Kopfnicken antwortete.

An einem anderen Abend sagte Skyld: »Es ist kaum zu glauben: Allenthalben bereden die Leute bereits den Kriegszug aller Atlanter, so, als sei der eine fest beschlossene Sache. Dabei habe ich meine Gedanken nur euch und niemand sonst preisgegeben. Woher kommt das?« – »Gorgone wirft, wie es scheint, einen großen Schatten voraus«, antwortete Agin.

Gorgone würde mit den Libyern kommen, deren Heer er seit Jahren gegen die Pharaonen geführt hatte. Die Libyer hatten einen weiten Weg, und noch war kein Botenschiff gekommen, das ihr Nahen ankündigte. Dafür traf jetzt als erster der weit entfernt wohnende Herrscher Tyros ein, der König von Tyrrien. Er und die Seinen waren schon vor Monden aufgebrochen. Agin und Bukos empfingen ihn an der Süderbucht, wo seine Schiffe ihren Anlegeplatz hatten, und geleiteten ihn mit Gefolge zu seinem Lager. Dort war das Prunkzelt für ihn aufgeschlagen. Und dann kam Tyros auf die Burg, und Hyllos, angetan mit seinem roten Königsmantel, mußte ihm entgegengehen und ihn begrüßen.

König Tyros beherrschte ein nicht sehr großes Reich am Gestade des Achaiermeeres; es bestand zum Teil aus Inseln und Klippen und war bewohnt von armen Fischern und Hirten, die fröhliche und genügsame Leute sein sollten. Tyros war dunkelhaarig und braunäugig, ein schöner Mann, nachdenklich und freundlich. Er solle ein großer Dichter in der Sprache seines Landes sein und beherrsche auch die des Nordens ebenso vollkommen. Gleich nach dem Festmahl, das zu seinen Ehren gegeben wurde, ging er in Posides Heiligtum und mischte sich dort unter die Sänger, schlug die Harfe wie sie, und bald hörten alle auf und lauschten nur noch ihm, obwohl sie kein Wort seines Liedes verstanden, – so schön klang sein Gesang.

Nicht lange danach lief das Königsschiff aus Armorica in den Westerhafen ein. Es brachte Argyll, den Alten, den Herrn jenes Gebietes, das sich vom Saxenlande aus südwestwärts die ganze Küste entlangzog. Die Armoricaner waren große Seefahrer und trieben viel Handel vor allem mit Albion und Hierne, sie vermittelten auch weithin den Warenaustausch zwischen den Ländern des Nordens und denen des Südens. Dabei waren sie aber sehr fromme Leute. Es gab unzählige Heiligtümer an ihren Küsten mit Tausenden von geweihten Steinen, mit Steinkreisen und Grabhügeln, und auf der Halbinsel Armorica, die dem ganzen Reich ihren Namen gegeben hatte, waren bedeutende Männer aus allen Himmelsgegenden bestattet worden, weil dort der Boden überall heilig war. Argyll war einst selbst ein großer Seefahrer gewesen, er hatte gewaltige Entdeckungsreisen unternommen und war sogar, so hieß es, einmal in jenen fernen Zauberländern gewesen, die jenseits des Ozeans weit, weit nach Westen zu lagen, und die sonst nur die Libyer besuchten. Jetzt war er sehr alt mit langem, weißem Haar, aber er hielt sich noch gut und redete viel mit einer hohen, dünnen Stimme. Auch er sprach den Dialekt der Teuta vollendet, wenn auch mit etwas geziert klingender Betonung; er rühmte sich, alle Sprachen der atlantischen Reiche zu beherrschen, er rühmte sich überhaupt oft und gern und erzählte abends viel von seinen ehemaligen Fahrten, seinen großen Leistungen für das Wohl der Völker und seiner alles durchdringenden Weisheit. Wenn Hyllos sein Lager aufsuchte, schwirrte ihm noch der Kopf davon, und bis in den Traum hinein verfolgte ihn der feierliche Klang der hohen Stimme.

Dem König von Armorica folgte Hermolaos, der die zahlreichen Swebenvölker regierte, die man auch die Hermionen nannte. Sein Reich begann nicht weit südlich der Teuta und dehnte sich nach Osten zu aus. Es grenzte nirgends an den Ozean, und dort wohnten nur Bauern. Es war das Land der großen Flüsse, an denen entlang man süd-ostwärts fuhr. Diese Wege waren auch seit alters die Scharen der Sveben gezogen, die immer sehr viel Überschuß an Menschen hatten.

Sie waren harte Krieger und hatten sich im Lauf der Zeit viele fremde Länder bis ans Achaiermeer und den Danubios hinab erobert. Die Kriegerbünde des Himmelsgottes waren bei ihnen sehr mächtig, wie sie überhaupt von Poside nicht viel wissen mochten und sich ganz dem großen, uralten Vater und Regenten des Himmels und der Erde geweiht hatten. Obwohl sie die nächsten Verwandten der Nordleute waren, erkannten sie die Oberherrschaft des Hochkönigs nur bedingt an und hielten sich für die ältesten und wichtigsten der Göttersproßlinge. Leider war ihr Reich, seiner Stärke wegen, der Atlantis ein gefährlicher Nachbar, und Jolaos hatte Hyllos eingeschärft, daß König Hermolaos mit Vorsicht und Ehrerbietung zu begegnen sei.

Auch Hermolaos war alt, sonst aber von ganz anderer Art als der schönredende Argyll. Sein graues Haar sah hart und struppig aus, über der Oberlippe saß ein stacheliges Bärtchen, die dichten Brauen hingen tief über den kleinen, ruhig blickenden Augen. Seine Schultern waren breit, seine Arme noch dick von Muskeln und mit Narben bedeckt. Er redete wenig, was er sagte, klang knapp und nüchtern, man erzählte sich aber, es entgehe ihm nichts, und er sei zwar ein vorsichtiger und auf seine Ehre bedachter Mann, im Grund aber weise und ebenso gerecht wie mutig. Seine hörnerbehelmtten Begleiter, die er in großer Zahl mitbrachte, zeigten in Kleidung und Sitten eine derbe Einfachheit, entpuppten sich aber als gute, erfahrene und trinkfeste Gesellen – so sagten wenigstens Hyllos' Gefährten, die sich mit ihnen zum Trinkgelage niedergesetzt hatten.

Gleich nach ihm segelte Syn heran, der »Herr der Inseln«. Er zählte wie Skyld zu den zwölf Fürsten des Nordens und zu den zehn atlantischen Königen zugleich. Sein Reich war klein, es bestand nur aus einem Stück nördlichen Festlands und etlichen, sehr weit draußen in der wilden See gelegenen Inselgruppen. Darum war er auch ein mindestens ebenso guter Seemann wie Argyll, noch wortkarger als Hermolaos und von so bärbeißigen, fellbekleideten Gesellen begleitet, daß man sie wahrhaftig eher für Tiere als für Menschen hätte hal-

ten können. Fion dagegen, der König von Hierne, der am gleichen Tag wie Syn anlangte, brachte ein Gefolge erlesen schöner Jünglinge in goldverzierten, langen Gewändern mit, die herrlich die Lyra spielten, aber auch sehr gute Kämpfer sein sollten, was man ihnen durchaus nicht ansah.

Hierne, die große Insel jenseits von Albion, war das Land des Goldes und des Zinns, das von dort in alle Welt ging. Die großen Herren auf jener Insel und ebenso die zahlreichen heiligen Männer, die es dort gab, waren kunstliebend, tiefsinnig und sehr kämpferisch zugleich. Es herrschte immer viel Fehde und Streit dort, aber das bekümmerte niemand, im Gegenteil, die fröhlichen Helden jenes Landes hätten ohne das nicht leben mögen. König Fion, in mittleren Jahren, klein gewachsen und rothaarig, hatte stets ein verhaltenes Lächeln um die schmalen Lippen, er spaßte gern, und man wußte nie so ganz genau, wie man mit ihm daran war. Nach seinem Nachbarn, König Dagdan von Albion, befragt, sagte er: »Ich habe nichts von ihm gesehen, weder auf dem Land noch auf See, und ich bin herzlich froh darüber. Ich meine, König Hyllos, es würde dir wohl anstehen, zu den Göttern zu beten, daß sie einen kleinen Sturm schickten, sobald Dagdans Schiffe ihren Hafen verlassen haben.« Mehr sagte er nicht und kümmerte sich weder um Hyllos' verlegenes Schweigen, noch um die entsetzten oder belustigten Blicke der anderen Männer, sondern machte sich gleich daran, die goldenen Ringe zu verteilen, die er von seiner Burg Tara als Gastgeschenke mitgebracht hatte.

Und dann kamen die Libyer. Das Botenschiff war endlich angelangt, und wenige Tage später trafen sie selbst ein. Ihr Königsboot fuhr nicht wie üblich auf dem großen Kanal bis zur Burg, sondern blieb im Seehafen, und der Königssohn Menes und die Seinen marschierten mit klirrender und klingender Musik durchs Land. Überall, wo sie vorbeikamen, liefen die Leute zusammen, um sie anzustauen, denn etwas Fremdländischeres als sie konnte man wohl kaum sehen. Sie waren durchweg großgewachsene, sehnige, schlanke Männer, alle blond mit in viele dünne Zöpfchen geflochtenen

Haaren und kleinen Bärten, die so versteift waren, daß ihre Spitzen in die Höhe standen. Auf ihren Häuptern trugen sie große Kronen aus Schilfblättern oder riesigen farbigen Federn, die von fremdartigen Vögeln stammen mußten. Ihre langen Ledermäntel waren bunt bemalt, und sogar in die Haut ihrer Arme und Beine waren farbige Muster eingeritzt. Sie führten Speere und Schwerter mit sich, die reich verziert waren und in der Sonne blitzten. Den Kriegern folgte ein langer Troß von Lastträgern, die bunte Ballen, Körbe und dicke Ziegenbälge schlepten.

Hyllos ritt ihnen mit großem Gefolge entgegen, denn von allen Besuchern mußte man die Libyer am meisten ehren. Dieses merkwürdige Volk, das als äußerster Vorposten aller atlantischen Königreiche fast zu einer Sage geworden war, hatte sich früher nur »Nordmänner« genannt. Erst seit einiger Zeit führte es den Namen »Libyer« nach dem verstorbenen König Libyos, der die einzelnen, oft weitverstreuten Stämme dieser Völkerschaften wieder zu einem mächtigen Reich geeint hatte. Die »Nordmänner« waren einst die allerersten gewesen, die aus der Teuta ausgewandert und den weiten Weg nach Süden gezogen waren, zusammen mit jenen, die sich heute Iberier nannten und die, nachdem sie sich von den Gefährten getrennt, unter ihrem Anführer Gadeiros das Südland Iberia besiedelt hatten. Das war in jener grauen Vorzeit gewesen, als man sich noch fürchtete, das Weltmeer zu befahren, in der Zeit kurz nachdem Poside sein Heiligtum auf der Königsinsel gegründet hatte. Damals waren die Winter im Norden sehr kalt gewesen, man hatte viel unter Stürmen und Überschwemmungen gelitten. Darum hatten sich viele Leute zur Auswanderung zusammengetan, um sich wärmere Länder zur Heimat zu wählen. Sie waren Jahre und Jahre gewandert, immer den großen Flüssen folgend, bis sie das innere Meer erreichten, das man jetzt das Achaische nannte. Sie hatten die große Halbinsel Asia durchzogen und sich endlich im Delta des Aigyptosstromes angesiedelt. Jahrhundertlang wohnten sie dort und gründeten Städte und Staaten, die zu Zeiten noch weit nach Süden, den Strom ent-

lang, ausgegriffen hatten. Aber dann hatten sich dort bei den »Schattenlosen«, die man so nannte, weil sie angeblich zur Mittagszeit keinen Schatten warfen, ein mächtiges Reich gebildet, das die Nordreiche schwer bedrängte. Es waren Zeiten der Schwäche und Uneinigkeit gekommen, und da war es dem Phrao des Südens, dem König Skorpion und seinem Sohn, gelungen, Buto, die Hauptstadt der »Nordmänner«, zu zerstören und ihre Länder an sich zu reißen. Die Vertriebenen waren nach Westen gewandert, weiter und immer weiter, durch unzählige Menschenalter hindurch, es hatten sich immer neue Stämme und Reiche der »Nordmänner« gebildet, sie waren auch weit übers Weltmeer gefahren, bis König Libyos die wichtigsten der Stämme wieder vereinigte. Er hatte das Band zur alten Urheimat im Norden, das nie ganz zerrissen gewesen war, fester geknüpft, von seiner Zeit an erschienen die Libyerkönige wieder regelmäßig auf dem Königsthron in Posides Heiligtum, und es zogen auch immer wieder Auswanderer und Hilfstruppen vom Norden in das ferne Land jenseits des Achaiermeeres. So war auch vor etwa zehn Wintern Gorgone mit einer kleinen Streitmacht nach Libyen gefahren, um König Merejes Feldherr zu werden und ihm beizustehen in der großen Not, die durch die Trockenheit und die anmaßende Bosheit der Pharaonen über die libyschen Reiche gekommen war.

Gorgone. . . Er ritt neben dem Königssohn Menes, wie dieser auf einem weißen Pferd, das man für ihn zum Hafen gesandt hatte. Der ernste Mann mit den roten Federn über dem kühnen Gesicht, König Merejes Sohn und Mitherrscher, und sein Feldherr Gorgone waren die einzigen Berittenen im Libyerzuge. Sie stiegen zur Begrüßung des Hochkönigs ab. Während Hyllos die Willkommensworte sprach, glitt sein Blick immer wieder von dem mageren, sonnenbraunen Gesicht des Libyers weg, hinüber zu dem berühmten Mann, den er nun zum ersten Mal mit Bewußtsein sah.

Er hatte ihn sich anders vorgestellt. Gorgone wirkte gar nicht wie der gewaltige Kriegermann, der er der Sage nach sein sollte. Er war klein von Wuchs, stämmig, mit langen Armen

und kurzen Beinen, das Gesicht knochig und breit, das Kinn prägte sich stark aus, das kurzgeschnittene, ungeschmückte Haar zeigte die gleiche fahle Mißfarbe wie sein abgetragener Ledermantel. Zwischen den prächtigen Libyern sah er unscheinbar, fast ärmlich aus. Nur das Schwert, das aus dem offenen Mantel hervorblickte und dessen Scheide seine sehnige Hand hielt, schien groß und schmuck zu sein.

Gorgone war von Vaters Seite her ein Atlantide. Aber er war nicht ebenbürtig geboren, da seine Mutter keines Königs Tochter und eine Fremde gewesen war. Gorgones Vater Kleitoneos, der zweite von Alkinos' Söhnen, hatte diese Frau von einer Ostfahrt mitgebracht, als Beute und Dienerin, wie man sich erzählte. Wohl hatte er sie zu seiner rechtmäßigen Gattin gemacht, aber jeder mußte wohl einsehen, daß ein Sohn aus einer solchen Ehe nicht erbberechtigt sein konnte. Man sagte aber, Gorgone habe das immer gewurmt. Er hatte sich als Knabe und Jüngling dem Königshof ferngehalten, zumal Laodamas ihn haßte, hatte aber, nach Jolaos' Aussage, allerlei Unruhe im Land gestiftet, so daß die Männer auf der Königsburg aufgeatmet hatten, als er vor zehn Wintern mit einigen Schiffen nach Süden abgesegelt war. Nun kam er zurück, ein Mann von etwas über dreißig Wintern, der sich im fernen Lande Ruhm und das große Vertrauen der Könige erworben hatte, ein Mann, dem ehrfürchtvolles Geflüster voranging und über den König Skyld und Jolaos am Heidehügel nicht ohne Besorgnis gesprochen hatten.

Hyllos richtete auch an ihn ein paar Worte. »Willkommen in der Heimat«, sagte er.

Die wasserhellen Augen des Feldherrn blickten wie durch ihn hindurch. »Dank, König Hyllos. Ich komme nur für eine kurze Zeit. Der Süden braucht mich.« Das klang knapp und ruhig. Es gab nichts darauf zu sagen. Hyllos senkte nur bestätigend den Kopf.

Dann stiegen sie wieder auf und ritten zu dem Platz nahe dem äußersten Wasserring, wo das Lager für die Libyer vorbereitet worden war.

Später fand dann das Festmahl zu Ehren der Neuankömmlinge.

linge statt. Als die Trinksprüche ausgebracht worden waren, erhob sich König Menes und hielt eine kurze Rede. In vollkommener Offenheit sprach er davon, daß er hierher gekommen sei, um die Hilfe aller atlantischen Brüder, aller Kinder Posides, zu erbitten, die sie dem nicht verweigern könnten, der sich in bitterer Not an sie wende. »Ich sage nicht zuviel, wenn ich hier vor euch erkläre: Wir dort im Süden gehen zugrunde, wenn uns nicht Hilfe wird.«

Die Könige hörten ihm mit großem Ernst zu. Als sich aber der Libyer wieder setzte, rief Hermolaos zu ihm hinüber: »Wir werden Zeit haben, über all das ausführlich zu reden, Bruder Menes«, und die anderen murmelten Beifall. Und dann gab Argyll von Armorica eine lange Erzählung zum besten, die von jenen Zeiten handelte, in denen auch in seinem Land Hungersnot geherrscht hatte, derer er aber, geleitet durch seine Weisheit, vollständig Herr geworden war.

Hyllos, der auf seinem Hochsitz thronte, sah, daß Jolaos Gorgone beobachtete. Gorgone spielte mit seinem Trinkbecher. Manchmal wurden Fragen an ihn gerichtet, die er mit ruhiger Stimme beantwortete. »Gorgone, der Schweigsame, so nennen ihn seine Krieger«, bemerkte Agin leise und lächelnd. Er saß neben Hyllos und hatte dessen forschende Blicke bemerkt.

Als Hyllos nach beendetem Mahl die Gäste aus der Halle geleitete, stand unvermutet Gorgone vor ihm. Er verneigte sich kaum merklich. »Ich werde morgen auf die Burg kommen – wenn der Schatten des Zeitsteins zwei Striche vor Mittag steht –, um mit dem König ein Gespräch zu führen.« Damit neigte er wieder den Kopf und ging davon.

»Was wollte Gorgone?« fragte Jolaos hinzutretend.

»Er will morgen kommen und mit mir sprechen«, antwortete Hyllos.

»Mit dir?« fragte Jolaos scharf. »Mit mir, denke ich.« Aber Gorgone traf am nächsten Tage so überpünktlich ein, daß nur Hyllos ihn in der Halle begrüßte; Jolaos war noch nicht von seinem Hause herübergekommen.

Gorgone trat in die Halle, in den abgeschabten Ledermantel

gehüllt, den er nie abzulegen schien. Seine Begleiter ließ er draußen warten und forderte gleich, daß auch Hyllos die seinen entlasse. »Ich habe mit dir zu sprechen, nicht mit deinen Knaben, König.«

Einen Augenblick lang versuchte Hyllos, Widerstand zu leisten. Aber er spürte die starke Ausstrahlung von befehlsgeohnter Sicherheit, die von diesem Manne ausging, und fügte sich. Er winkte die Gefährten weg.

»Setzen wir uns«, sagte er befangen, als sie allein waren.

»Ich stehe lieber.« Das kam wieder mit der gleichen selbstverständlichen Sicherheit. Gorgone trat dicht vor Hyllos hin.

»Um dies gleich vorwegzunehmen und ein für alle Mal klarzustellen, mein junger König: Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Vielleicht hat man dir ins Ohr geflüstert, daß ich nach deinem Herrschersitz trachte. Ich sage dir, ein steinerne Königsstuhl ist nichts für mich, mein Sitz ist auf dem Rücken meines Pferdes, sonst nirgends.«

Hyllos sah den erstaunlichen Mann an, der nicht größer war als er selbst. »Ich habe keine Furcht«, sagte er.

Die Spur eines Lächelns ging über das feste, ernste Gesicht.

»Wirklich? Aber dein Mentor hat sie. Und das dürfte das gleiche sein.«

»Nicht ganz«, antwortete Hyllos.

Jetzt lächelte Gorgone wirklich. »Um so besser«, sagte er anerkennend. »Gut, wenn auch du die greisenhafte Zaghaftigkeit verwarfst. Es muß manches anders werden, König. Wir müssen unsere Kraft erhalten und mehren, nicht sie verspielen. Wir vergeuden sie in der Ruhe, der Üppigkeit, dem faulen Frieden. . .«

»Das hat Skyld vom Daenenland auch gesagt.«

»Ich werde mit Skyld sprechen. Mit den Königen allen. Aber zuerst und vor allem rede ich mit dir. Ich sehe, du bist kein Kind mehr.«

»Ich muß trachten, mehr zu werden. Du sagst: Wir verkommen in der Üppigkeit, aber wo ist sie? Nur noch bei wenigen, glaube ich. Wenn wir den großen Kriegszug, von dem alle reden, unternehmen, dann wird es vor allem deshalb

sein, um dem Elend zu entkommen, das die Dürre über uns bringt.«

»Die Dürre in Libyen ist weit schwerer zu nehmen als die hierzuland. Ihr hier könnt nicht mitreden, die ihr das nicht gesehen habt: Wie ganze Länder versanden, ohne einen Tropfen Wasser in den Flußbetten, wie Tausende und aber Tausende an Hunger und Durst zu Grunde gehen. . . .«

In diesem Augenblick trat Jolaos ein. Würdevoll kam er Gorgone entgegen. »Du bist früh erschienen!«

»Viel kann schaffen, wer das Früher dem Später vorzieht«, sagte Gorgone.

Auf Jolaos' Aufforderung hin setzte er sich aber dann doch. Sie saßen im Dreieck auf Faltsesseln. Sofort kam Gorgone auf das eben erörterte Thema zurück. Der große Kriegszug schien für ihn bereits eine festbeschlossene Sache zu sein. »Es ist nötig, daß wir den Libyern helfen, das zuerst. Dann werden wir uns in die fruchtbaren Länder mit ihnen teilen. Ich brauche drei Jahre hier im Norden, um den Zug auszurüsten. So lange werde ich bleiben. Der erste Zug wird den Ostweg gehen, wir werden auf den großen Flüssen fahren und zunächst unseren Brüdern in den Ebenen am Danubios Unterstützung bringen, denn sie stehen immer noch in harten Kämpfen und sind zu wenige, um sich auf die Dauer dort behaupten zu können. Später ziehen wir weiter zum Achaiermeer. Ich möchte vorschlagen, daß dann König Hyllos, der bis dahin Mann sein wird, mit neuen Scharen auf dem gleichen Weg folgt und südwärts bis nach Mykenai und Argos vorstößt, wo er sein Erbrecht geltend machen kann.«

Hyllos sagte nichts. Das kam zu plötzlich. Diese Südfahrt, die ein unbestimmter Traum gewesen war, erhielt zu schnell feste Konturen.

Jolaos saß vornübergeneigt, den Arm auf die Seitenlehne des Stuhles gestützt. Er fuhr sich langsam durch die grauen Haare. Dann sah er auf. Seine klugen Augen musterten Gorgone. »Du sagst: wir. Bist du selbst aber nicht der Feldherr der Libyerkönige?«

Gorgone kümmerte sich nicht um den versteckten Spott. Er

antwortete ruhig: »Die Herrschaft des Hochkönigs umfaßt alle atlantischen Reiche. Wenn ich die Atlanter des Nordens führe, handle ich in seinem Auftrag wie in dem der Libyer, deren Heil ja auch das eigentliche Ziel des Zuges ist.« Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß ich ihm diesen Auftrag erteile, dachte Hyllos.

Jolaos senkte nachdenklich den Blick. »Deine Pläne reichen weit und sind groß, Feldherr, zu groß, wie mir scheinen will. Weißt du nicht, daß du das Land hier nicht so einfach von wehrhaften Männern entblößen darfst? Auch noch den König willst du uns nehmen? Was soll aus dem Atlasreich, aus der Königsinsel werden, sag mir das?«

Hyllos sah, daß Gorgone gereizt wurde, es aber zu verbergen suchte. »Bist und bleibst du nicht hier, weiser Jolaos? Die Dinge gehen hier doch prächtig unter deiner Obhut. . .«

Jolaos sagte schlicht: »Die Schwierigkeiten nehmen überhand. Wir brauchen einen König.«

». . . den du leiten kannst?« fiel Gorgone ein. »Er wird dir entwachsen.«

Jolaos richtete sich auf. »Das laß meine Sorge sein. Gorgone, du willst nach den Grenzen des Erdkreises greifen, und den Kern, die Wurzel, aus der alles kam, die Teuta, vergessen, wegwerfen. Weißt du nicht, daß der nichts bekommt, der alles will?«

In Gorgones wasserhellen Augen blitzte es auf, doch sonst blieb sein Gesicht unbewegt. Mit derselben ruhigen, leisen Stimme, wie zuvor, sagte er: »Eure Teuta, eure Insel, euren Kern, wie du ihn nennst, laß ich euch gerne. Früher oder später holt ihn doch die Flut. Seid ihr so blind? Wollt ihr nicht sehen? Die Deiche verfallen, sie sind bereits an einigen Stellen gebrochen – hier auf der Insel ebenso wie an den Festlandküsten. Wer achtet darauf? Hier spinnt man Ränke und führt feine diplomatische Reden, hier feiert man Bankette mit den Königen und spricht tönend über Heimat und Frieden und Freundschaft und kümmert sich um das Elend in den Auswandererlagern so wenig wie um die Gefahr vom Meer her. Wann hat der König diese Lager besucht? Wann hat er die

Deiche inspiziert? Wann hast du das getan, weiser, wohlredender Jolaos?» Jetzt hatte Gorgone doch die Stimme erhoben. Eine stählerne Schärfe schwang darin.

Jolaos fuhr zornig auf. »Was soll das, Gorgone? Alles ist in bester Ordnung an den Deichen. Hast du etwa vor, dergleichen auf dem allgemeinen Thing vorzubringen, den Unmut des leichtgläubigen Volkes gegen den König zu schüren?»

»Gegen dich, meinst du wohl?» Gorgone sprach wieder leise, er lächelte sogar. »Du, der du um deine Stellung, deine Macht zitterst... Ich nehme sie dir nicht. Ich werde zu den Königen mit offenen Worten sprechen, nicht zum Volk. Und es war nur dies, was ich dir und dem König klarmachen wollte: Mir geht es nicht um das Stückchen Land hier am Ende der Welt, was liegt daran? Mir geht es um das Volk, dem ich Raum schaffen will und schaffen werde – in Ländern, in denen es sich ausbreiten und wahrhaft leben kann.«

»In den vertrockneten Ländern der Libyer?» Es war Hyllos und nicht Jolaos, der fragte.

Gorgone wandte die Augen zu ihm. »Es gibt auch noch die großen Flüsse, König, die nicht vertrocknen – in Aegyptenland und anderswo. Zu ihnen will ich die Tapfersten und Besten der atlantischen Völker führen, daß sie sich dort eine neue Heimat schaffen. Wo das Volk ist, ist Heimat. Es wird harte Kämpfe geben – um so besser. Wert zu leben und die Welt neu zu begründen und zu befestigen ist nur, wer sich durch harte Kämpfe durchzuschlagen vermag.«

Jetzt aber raffte sich Jolaos auf. »Täusche dich nicht, Weitfahrer Gorgone«, sagte er ebenso leise wie der andere. »Die Völker werden sich im Fremden verlieren, elend zugrunde gehen wie so viele derer, die ausgezogen sind in all den Jahrhunderten. Man nennt mich, den Achaier, hier immer noch den Fremden. Aber gerade weil ich aus jenen Ländern am inneren Meer gekommen bin, weiß ich, wie hier und dort die Dinge stehen. Der Herd der Kraft all unserer Völker liegt an der Stelle, wo Poside sein Heiligtum gründete und nirgends sonst. Gelöst von dieser Stätte des Ursprungs werden sie mehr und mehr an Kraft verlieren.«

»Haben sich die Libyer, die Iberer, um nur wenige zu nennen – auch die Achaier möchte ich nicht unerwähnt lassen, Jolaos, obwohl sie sich unberechtigterweise nicht zu den Atlantervölkern zählen – haben sie alle sich im Fremden verloren? Haben sie nicht große Reiche voller Macht und Kraft gebildet und der Fremde ihren Stempel aufgedrückt?«

»Das haben sie. Sie kamen zu Völkern, die sich noch nicht selbst gefunden hatten, sie haben ihnen ihre Tatkraft, ihre Götter, ihre Träume gegeben. Aber – es ist nicht aller Tage Abend, Gorgone. Wer weiß, wie lange diese Reiche noch Atlanterreiche sein werden? Genährt durch das Blut der Nordleute, sind ihnen starke Feinde erwachsen.«

»Eben darum will ich ihnen neues Blut zuführen, neue Reiche im Süden erstehen lassen, um der Feinde Herr zu werden.«

»Du glaubst im Ernst, das Land der Aigypsterkönige bezwingen, diese starke, festgegründete Macht dort erschüttern zu können?«

»Ja. Libyer und Nordleute vereint werden das können.«

»Ich sage nochmals: Täusche dich nicht, Gorgone. Du willst jene Tapferen und Besten, von denen du sprichst, ins Ungeisse hinausführen, um eines Traumes willen, der an der Wirklichkeit zerschellen wird.«

»Ich bin kein Träumer«, sagte Gorgone hart. Seine geballte Faust lag auf seinem Knie. »Ich berechne das Mögliche. Und ich weiß: was ich will, ist möglich. Ich gebe die geringeren Möglichkeiten auf für die größere, das ist alles, Jolaos.«

Hyllos hörte leidenschaftlich erregt dem Wortstreit zu. Wer hatte recht, Jolaos oder Gorgone? Er spürte, obwohl er es sich nicht ganz eingestehen wollte, daß er im letzten auf Gorgones Seite war.

Jolaos sagte heftig: »Niemals werde ich dir beistimmen, nie deinen Plänen Vorschub leisten, Feldherr!«

Und Gorgone antwortete ganz ruhig: »Es ist ja auch nicht deine Sache, hier zu entscheiden. Es ist die Sache des Königs.«

Hyllos erschrak, da beide Männer ihn ansahen. Plötzlich aber

war ein Wort in seinen Ohren, das er wie unter einem Zwang nachsprach: »Wer hält den Zug der Vögel, die nach Süden wollen?«

Jolaos wurde blaß. »Wer hat das gesagt?«

»Gebiona«, antwortete Hyllos.

»Die Seherin wird mich unterstützen«, sagte Gorgone bestimmt. Und dann abschließend: »Und vielleicht auch der ›Verborgene‹ im ›Grab‹, von dem ich Gutes hörte.«

Hyllos kümmerte sich nicht um Jolaos' Zähneknirschen.

»Poside hat sich noch nicht entschieden«, sagte er.

Gorgone hatte sich erhoben. Jetzt lächelte er wieder. »Es wird nötig sein, mit ihm zu sprechen wie mit den Königen. Ich sehe jedenfalls: Du, König Hyllos, verstehst mich. Wir werden, ist die Zeit gekommen, gute Waffenbrüder sein. Lebt wohl.«

Er verneigte sich kurz und verließ mit seinen kräftigen Schritten den Raum.

13. Die Warnung

»Ist es wahr, daß es um die Deiche nicht so steht, wie es sollte?« fragte Hyllos.

Sie saßen im »Grab« beieinander, Poside, Gebiona und Hyllos, und diesmal war auch Ganna dabei. Sie kauerte in ihrem weißen Gewand unterm Fenster und hörte den Reden der anderen zu; die dunklen Locken umfielen ihr gesenktes Gesicht.

»Wenn Gorgone es sagt, stimmt es«, antwortete Poside.

»Kümmere dich darum, Hyllos. Es stimmt auch, daß faule Unachtsamkeit eingerissen ist bei euch – seit Alkinos' Tode. Die goldene Zeit ist die Zeit der inneren, nicht der äußeren Gefahren.«

»Jetzt aber ist die Zeit der äußeren Gefahren gekommen«, sagte Gebiona. Sie blickte durch das große Fenster in die Ferne.

Hyllos' Augen folgten den ihren. Der Nachmittag war leicht verschattet, diesige Wolken stiegen über der See auf, was

jetzt im Sommer nur sehr selten geschah. Die Luft war schwül, fast unerträglich heiß, man spürte es selbst hier im Schatten der steinernen Wände. Die ferne Fläche der See glitzerte nicht wie sonst, sie lag stumpf und grau unter dem fahlen Himmel und schien ohne Bewegung zu sein. Kein Luftzug drang herein, kaum ein Laut, selbst die Wasservögel drunten im Schilf schwiegen.

Dann aber brüllte irgendwo ein Stier. Alle hoben die Köpfe, Poside, Ganna und Hyllos, wie aufgeschreckt durch diesen wilden Angstschrei, der sich wie eine Drohung in der schwülen Stille erhob. Ganna sprang auf und beugte sich aus dem Fenster.

Da kamen neue Schreie aus der Tiefe herauf, kein Stierbrüllen jetzt, grelle, herzerschütternde Rufe, auch sie voller Angst. »Das sind die Schwäne!« Ganna wandte das Gesicht zu Poside. »Was haben sie? Was ist das?«

Poside erhob sich. »Die Schwüle«, sagte er nur.

»Wir müssen hinunter – zu den Brüdern. Wir müssen ihnen helfen«, rief Ganna. Sie stand schon in der Fensteröffnung. »Laß, sie helfen sich selbst. Du weißt, Tiere sind in solchen Dingen klüger als Menschen und wittern früher die Gefahr. Was wird geschehen, Gebiona?«

Gebiona starrte regungslos; jetzt war das über ihr, was sie Hyllos unheimlich machte. »Es wird kommen«, flüsterte sie.

»Das Meer?«

Durch Hyllos' Kopf blitzte der Gedanke an Gorgones: »Früher oder später holt sie doch die Flut.« Er rief: »Sollen wir. . .? Was können wir tun?«

»Still«, mahnte Poside, die Hand ausgestreckt. Er sah immer noch Gebiona an.

»Es wird kommen und gehen«, raunte sie. »Es ist der Anfang. Es geht vorüber. Aber . . .« Sie verstummte.

Hyllos stand wie angewurzelt. Er glaubte kaum mehr atmen zu können.

»Es kommt«, sagte Gebiona laut.

Da spürte Hyllos, daß sich der Boden unter ihm bewegte. Er schien sich zu heben wie der Rücken eines Pferdes, das sich

aufbäumt. Die steinernen Wände um ihn neigten sich, es knisterte und knirschte in ihnen, einer der kleinen Steine kollerte herab auf die Bodenfliesen, und Posides Silberbogen stürzte krachend um.

Ganna schrie wie die Schwäne unten. Sie war herabgesprungen und klammerte sich an der Brüstung fest.

Aber schon war der Stoß vorüber. Die Mauern zitterten noch, doch sie standen. Hyllos ließ die Stuhllehne, die er gefaßt hatte, los. »Was war das?« fragte er mit blassen Lippen. »Der Drache hat sich gerührt, der Unbezungene im Meer. Das Ungeheuer der Tiefe, das immer einmal wieder nach Opfern verlangt«, sagte Poside ruhig. »Fürchtet euch nicht, es ist vorüber. Eine Warnung, Gebiona?«

»Eine Warnung«, antwortete sie mit klarer Stimme. Sie seufzte.

»Kommt jetzt das Meer?« fragte Hyllos.

»Nein«, rief Ganna im Fenster, »nein, es geht – es entfernt sich.«

Sie drängten sich alle auf der Stufe. Jetzt war wieder ein glitzerndes Leuchten über der fernen Fläche. Aber man sah deutlich, daß sich das Flimmern zurückzog. Es wich schnell immer mehr in die Ferne, eine graue Sandebene zurücklassend.

»Niederwasser?« fragte Hyllos unsicher.

»Das ist etwas anderes«, rief Ganna. »So weit zieht es sich sonst nie zurück und nie so rasch.« Sie beobachteten alle, wie der blasser Silberstreif weiter und weiter fortrückte und verglomm.

Plötzlich rief Ganna: »Jetzt weiß ich es. *Er* ist gekommen, *er* hat den Fuß auf dieses Land gesetzt. Da bebte die Erde vor Abscheu, und das Meer wich zurück und weicht und weicht vor ihm. . .« Jetzt war wieder der wilde Haß in ihrem zarten Kindergesicht. »Möge es wiederkommen und ihn vernichten!«

Poside schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Das Meer kann ihm nichts anhaben. Er gehört mir, du weißt es. Schweig. Anderes ist jetzt wichtiger. Wird die Flut zurückkommen, Gebiona?«

»Sie wird kommen. Haushoch, gewaltig. Es gibt alte Berichte, die von solchen Fluten sprechen.« Gebiona redete jetzt nüchtern und gesammelt. »Ihr müßt alle warnen, die an den Küsten wohnen, wie auch die Schiffer in den Häfen und die Wattläufer. Ohne Verzug. Die Flut wird weit aufs Land heraufkommen.«

Poside ballte die Fäuste. »Ich bin der Verborgene und darf nicht handeln.«

»Ich reite«, rief Hyllos. Er lief schon zur Tür.

Poside folgte ihm. »Ich werde dir helfen, warte.«

Im Tempel waren die Hüterinnen dabei, das hoch auflodernde Feuer zu dämpfen und Holz und Asche wegzufegen, die auf dem schönen Bernsteinboden verstreut waren. Sie blickten auf und riefen: »Was war das? Was war das?«

Doch die Jünglinge antworteten ihnen nicht. Poside war schon von seinen Dienern umgeben und erteilte ihnen Befehle. Zu Hyllos sagte er: »Laß Boten nach allen Seiten der Insel ausschwärmen, Berittene oder Schnellläufer. Und das Festland muß durch Feuerzeichen gewarnt werden.«

Die Gefährten kamen Hyllos entgegen, und er rief ihnen seine Anweisungen zu.

Als er auf Lampos den Weg zur Lände hinabsprengte, war auf einmal Jole neben ihm. Mit fliegenden Haaren galoppierte sie daher. Er winkte ihr ab, doch sie schüttelte den Kopf. »Ich komme mit.« Schon dröhnten ihrer beider Hufen auf den Bohlen der Brücke.

Hinter ihnen folgte die Schar der jungen Reiter, die sich jenseits der Wasserringe nach allen Seiten verteilen würde. Von den Mauern der Burg ertönten gellende Hornrufe, und als Hyllos sich einmal umblickte, sah er eine dünne Rauchsäule aufsteigen, die der Wind zerfetzte.

Hyllos und Jole ritten nach Nordwesten. Sie bogen bald von der Straße ab und jagten auf schmalen Pfaden weiter über die Ebene der Küste zu. Bei den Bauernhöfen kamen ihnen durch den Erdstoß aufgeschreckte, ratlose Menschen entgegen. Sie riefen ihnen ihre Warnung zu und galoppierten weiter, quer über die Felder. Mit gewaltigen Sätzen überspran-

gen die Pferde die Gräben und Kanäle. Unter dunklen Wolkenstreifen her blitzten die schrägen Sonnenstrahlen über das Land und ließen weithin die schmalen Wasserläufe im Grün auffunkeln. Manchmal spritzte es hoch unter den Hufen auf, ein Graben nach dem anderen blieb hinter ihnen.

Jole schrie durch den Wind, ihre Augen waren geradeaus gerichtet: »So weit fort ist das Meer, so weit, so weit. . .«

Über die Giebel der Festung Dor, die am Hafenvorsprung aufragte, stieg jetzt auch die Rauchfahne auf, das Zeichen, das »Gefahr vom Meer her« ansagte. Man hatte dort den Rauch von der Burg erspäht und gab das Signal weiter.

Aber Hyllos und Jole wollten nicht zum Hafen. Dorthin waren andere geritten. Sie strebten der freien Küste jenseits des Deiches zu. Dort pflegten die Wattläufer bei Ebbe weit hinauszulaufen, um den Oreichalkos zu sammeln, der wertvoller war als Gold. Wohl gab es ausgedehnte Bernsteinbänke auf der Insel, wo man die glänzende Herrlichkeit aus dem Boden grub, aber auch im Sand der zurückgewichenen See fanden sich viele Stücke, eine wundervolle Beute für die Fischerkinder.

Hyllos und Jole überholten eine Schar Jungen und Mädchen, die den Dünen zürannten. Sie schrien, halb singend, immer das gleiche: »Die See geht weg, die See geht weg, holt die Tränen der Sonne heraus aus dem Sand!«

Jole herrschte sie an: »Geht zurück. Ihr lauft in den Tod. Die See kommt! Zurück!« Sie schrie und befahl, bis die Kinder kehrt machten.

Bei den Fischerhütten holte sie Hyllos wieder ein. Er rief dort seine Befehle aus. »Sagt es in allen Häusern: Es ist keine Zeit zu verlieren. Die Sturmflut kommt. Flieht zur Mitte der Insel. Nehmt das Vieh mit! Eilt euch!«

Dann hielten die Pferde auf dem Gipfel einer Düne. Ja, viele Menschen waren da hinausgelaufen auf die trügerische, flimmernde, von spiegelnden Tümpeln belebte Sandwüste, die die See zurückgelassen hatte. Näher und ferner wimmelten sie dunkel vor dem Licht, bückten sich, suchten – Kinder vor allem, aber auch Männer und Frauen.

»Die Narren«, schrie Hyllos. »Hat sie der Erdstoß nicht gewarnt? Da stolpern sie hinaus wie die blinden Hühner. . .«
»Atlanten sind mutige Leute«, brüllte Jole ihm ins Ohr.

Da kam ein Mann die Düne heraufgekeucht, einer von der Strandwacht. Er trug einen kleinen Schild, und ein Stierhorn baumelte ihm am Lederband um den Hals. »Sie denken nichts als Oreichalkos«, rief er. »Und dabei dieses Blitzen und Leuchten dort am Horizont. Die Götter geben Zeichen um Zeichen, aber das Volk ist blind.«

»Blase«, befahl ihm Hyllos. »Und dann laß das Tor im Deich schließen. Ich sehe, daß es noch offen ist.«

Der Mann blickte ihn verwundert an, er hatte seinen jungen König zunächst nicht erkannt. Dann setzte er das Horn an den Mund und blies.

Die dumpfen Rufe folgten Hyllos und Jole, als ihre Pferde den Hang hinab jagten und glitten, wie es gehen mochte. Manche der Strandläufer kehrten um, aber die Schreie des Horns wurden vom Wind zerrissen und verweht, die wenigsten mochten sie hören.

Sie ritten durch das Deichtor und soweit hinaus aufs Watt, wie sie es wagen konnten. Als die Hufe der Pferde einsanken, sprangen sie ab und liefen zu Fuß weiter. Fischerjungen hielten die Pferde.

Sie liefen und schwenkten die Arme; »Zurück! Zurück!« Aber schließlich waren sie so außer Atem, daß sie keine Stimme mehr hatten.

Jole blieb plötzlich stehen und faßte Hyllos' Arm. »Nicht weiter! Du bist der König.«

Sie standen. Auf einmal war es windstill geworden. Die Lachen im Sand spiegelten das letzte Licht, rot wie Blut. Weit, sehr weit hinten bewegte sich etwas, ein unbestimmtes Flimmern. . . »Es kommt«, schrie Jole auf. Sie riß an Hyllos' Arm.

»Ich bin der König. Ich bin für jeden einzelnen da draußen verantwortlich. Laß mich.«

Aber nun sahen sie, daß die dunklen Gestalten, die noch vor ihnen waren, alle der Küste zurannten. Man hörte sie schrei-

en, der wiederaufbrausende Wind trug ihre Stimmen heran. Ein junger Fischer kam auf Hyllos und Jole zugerannt. »Zurück! Die Flut kommt. Haushoch, bergeshoch! Da bleibt keiner mehr draußen.« Er schleppte Jole einfach mit sich, Hyllos lief hinterdrein.

Weit entfernt schienen nun die Dünen. Der Wind steigerte sich rasch zum Sturm, das Wasser in den Pfützen klatschte und gurgelte, hier und dort rann es unheimlich durch den Sand. . .

Hyllos dachte: Niemals mehr werden wir das feste Land erreichen. Ich habe Jole gefährdet, die Flut wird sie holen, der Drache, ich bin schuld. . .

Aber dann hörte er Jole aufjubeln und fühlte fast gleichzeitig festen Boden unter den Füßen. Und da waren auch die Jungen mit den Pferden.

Der Fischer und die Jungen liefen mit, als Hyllos und Jole landeinwärts sprengten und sich dann die schräge Erdbahn zu der Kuppe des Deiches emporkämpften.

Oben umbrüllte sie der Nordweststurm. Die rote Sonne war im Dunst versunken, schwarze Wolkenfetzen trieben über den Himmel, grau und düster lag das Watt, die letzten Strandläufer rasten, so schnell sie konnten, dem Land zu. Das ferne Flimmern war erstorben, am Horizont zog sich eine schwarze bewegte Linie hin, die rasch näher zu kommen schien.

»Da ist sie, die Flut«, sagte der Strandwächter mit dem Horn, der hier oben mit einigen andern Männern stand.

»Wird der Deich halten? Ist er in Ordnung?« fragte ihn Hyllos.

»Auf diesem Abschnitt schon. Drüben«, der Mann wies die Richtung, »sind sie dabei, die schwachen Stellen zu verstärken. Alles hilft mit, auch Weiber und Kinder. Aber ob sie's schaffen?«

Der Mann sprach bedächtig und spuckte dann in den Wind. »Und wenn er hält – kann die Flut den Deich nicht überrennen?«

»Das ist die Frage«, antwortete der Wächter mit der gleichen

Ruhe. »Drüben wird er die Höhe wohl haben. Ob hier? Das ist eine Flut, wie sie selten kommt. Der Drache hat sich gerührt, die Seeschlange. . .«

»Geht alle zurück«, befahl Hyllos. »Keiner soll mehr hier oben bleiben. Die Gefahr ist zu groß. Rennt, was ihr könnt. Ins Landesinnere, zur Langen Höhe. . .« Der Sturm riß ihm die Worte vom Mund. »Versuch zu blasen und schrei es aus.«
»Gut so, König.« Der Wächter griff nach seinem Horn.
»Aber rennt auch ihr, du und das Mädchen. Das ist wichtig. Auf Königskinder ist der Drache besonders scharf. . .«

»Vorwärts!« rief Jole. Sie riß einen der Fischerjungen vor sich aufs Pferd und sprengte die Schräge hinab. Der Wächter gab dem tänzelnden, zitternden Lampos einen Schlag auf die Hinterbacke, da sauste Hyllos hinter Jole drein.

Die Fischerhütten lagen jetzt verlassen, aber auf den Feldwegen überholten sie laufende und humpelnde Nachzügler und blökendes, verstörtes Vieh, das vor der Flut floh. Hyllos nahm eine kranke Frau, die ihr Kind kaum schleppen konnte, aufs Pferd.

Sie begegneten Doros, der mit einigen Reitern die Straße dahergaloppierte. »Ho, Hyllos«, schrie er, »wie steht's mit der Flut?«

»Hörst du sie nicht?« Hinter ihnen schwoll das Dröhnen unheimlich an. Knapp und scharf befahl Hyllos dem Vetter, mit ihm zurückzureiten. »Die Flut überrennt den Deich. Hilf mir die Nachzügler antreiben. Nehmt alte Leute und kleine Kinder vor euch auf die Rosse.«

Die Insel war flach wie ein Fladenbrot. Außer dem Burghügel gab es auf ihr nur noch eine einzige kleine Anhöhe, die sich fast in der Mitte der Ebene leicht über die Felder erhob. Dorthin brachten die jungen Reiter ihre Schützlinge.

Auf der »Langen Höhe« sammelten sich viele, die von den Küsten her geflohen waren. Besonnene Männer breiteten Decken und Ledermäntel aus und spannten Zeltplanen gegen den Wind. Andere pferchten das verängstigte Vieh auf den Wiesen ein. Frauen gingen umher und versorgten die heulenden Kinder. Unter ihnen waren auch einige der Tempel-

jungfrauen, die Verletzte verbanden und Verzagenden Mut zusprachen. Von einem nahen Hof wurde bereits Bier und Milch heraufgebracht.

Hyllos, Jole und Doros halfen, so gut sie konnten. Hyllos gab Anweisungen und sah nach dem Rechten. Dann aber ritten sie wieder weiter, dem Burghügel zu.

Es war jetzt fast ganz dunkel. Hinter ihnen loderten Feuer auf, die die Lagernden in Mulden entzündeten. Der Wind schwächte allmählich ab, doch die alten Eichen am Wege rauschten und ächzten noch mächtig im Dunkel.

Hyllos lauschte in die finstere Ferne hinaus. Das Dröhnen der See war bis hierher zu hören. Ein gieriges, böses Gebrüll. . . Wie stand es bei den Deichen? Stieg das Wasser? Kam der Drache, sie alle zu verschlingen?

In dem kleinen Hafen am äußersten Wasserring um die Burg schäumten und brausten die Wellen wild an den Dämmen empor. Was an Schiffen hier gelegen hatte, war hoch aufs Land gezogen. Auch unter den Brücken toste die dunkle Flut bis fast zu den Bohlen herauf. Hier waren viele Menschen im Schein von Fackeln beschäftigt. Man hörte Hammerschläge und laute Stimmen.

Hyllos rief die Männer an: »Wird das Wasser nicht die Brücken wegreißen?«

»Sie sind hoch und stark gebaut, König. Und etliche Kundige sind bereits dabei, die Schleusen zu verstärken.«

Welch ein Volk! dachte Hyllos. Ohne Befehl handeln sie alle rasch und umsichtig und wie es sein muß.

Da sagte einer: »Der Feldherr Gorgone hat gesagt, was man tun muß, und hat die Leute hierhin und dorthin geschickt. Er war überall zugleich. Jetzt sei er beim Westdeich, heißt es.« Eben kam ein berittener Bote von der Küste an. Er meldete, die See habe an einigen Stellen die Deiche durchbrochen oder überflutet, vor allem hinter dem Westdeich steige das Wasser schnell und überschwemme die Felder. Doch hätten die erfahrenen Wächter gesagt, die Flut habe jetzt bald ihren höchsten Stand erreicht, und sehr weit ins Land herein werde das Wasser nicht mehr dringen.

Auch die jungen Leute, die als Warner ausgeschickt worden waren, kehrten einer um den anderen zurück und erstatteten Bericht. Bukos war da, naß von Kopf bis Fuß. Das Wogengetümmel am Nordhafen sei prachtvoll anzusehen, sagte er. Es habe den Anschein, als ob das Meer viele Schiffe zertrümmert oder hinausgerissen habe.

Bukos lächelt, während er das erzählt, dachte Hyllos.

Er wandte sich weg. Herron, ein Sohn des Noreios, der am Königshof Dienst tat, trat auf ihn zu. »König, das Volk drängt zum Heiligtum hinauf. Die Leute wollen dort um Schutz und Hilfe bitten. Aber die Wachen verwehren ihnen den Zutritt zur Burg.«

Hyllos blickte sich um. Im Fackellicht sah er, daß der Weg zur Höhe und die sanften Hänge des Hügels voller Menschen waren, die alle aufwärts strebten. »Poside!« hörte man rufen. »Wir wollen Poside sehen. Poside, schütze uns, hilf uns!« Hyllos strich sich das schweißnasse Haar aus der Stirn. »Gut. Ich werde mit Poside sprechen«, sagte er.

Herron schaffte ihm eine Gasse. Jole und Doros hatten sich wieder zu ihm gefunden und folgten ihm.

Die Wächter gaben ihnen den Eingang zur Burg frei. Hyllos drehte sich zu den nachdrängenden Menschen um und streckte die Hände aus: »Ich werde euch Posides Antwort bringen. Geduldet euch. Ihr seid in Sicherheit – auch hier. Und Posides Segen ist bei euch, wo ihr auch lagert.«

Es wurde stiller. Er spürte die angstvollen Blicke, aber es war deutlich, daß jetzt etwas wie Zuversicht über die Menschen kam. Was der König sagte, mußte wahr sein. Der König war fast wie Poside. Selbst das geringste Wort von ihm tröstete schon. Sie sahen ihn im Fackellicht stehen, ihren jungen Herrscher, windzerzaust, müde und abgehetzt wie sie selbst, und sie dachten: Er ist tapfer und gut und will uns helfen. Das muß genügen. Daß er das Meer zurückhält, kann man kaum von ihm verlangen, solch ein Kind, wie er noch ist . . .

Als Hyllos zum Tempel ging und die Wachen wieder den Weg verstellten, murmelte ein Mann: »Wer weiß. Er ist selbst hinausgeritten aufs Watt und hat die Flut besprochen,

sagen sie. Nun kann sie wohl nicht so hoch aufs Land kommen, wie sie eigentlich wollte, und das ist gut.«

»Das ist gut, das ist gut«, sprachen ihm mehrere Stimmen nach.

Tief atmend trat Hyllos ins Heilige Rund ein. Er faßte nach Doros' und Joles Händen. So schritten sie durch das Tor, das die Zwillingssteine bildeten.

Doros sagte leise: »Heute gehe ich mit zu Poside. Heute ist es einerlei, ob ich geweiht bin oder nicht.«

»Dort ist er«, flüsterte Hyllos. Sie blieben stehen.

Unter dem grünlichen Himmel, über den gezackte Wolken jagten und den Mond einmal freigaben und dann wieder verhüllten, lag das Heilige Rund vor ihnen, wie ein Traumfeld, stumm und doch von den schwebenden Schatten belebt, von einem leichten Wind durchsaust, der aber keinen Laut an den dunklen Steinen weckte. Nur das Dröhnen vom Meer her füllte die Stille. Vor der Atlassäule stand ein Mann und betete mit aufgehobenen Armen. Das fliegende Licht erhellte sein Haar, das wie Silber glänzte.

Auch die Wolken sind wie Drachen, die alles verschlingen wollen, dachte Hyllos. Aber sie können das Licht doch nicht fressen, es kommt immer wieder. Und Poside leuchtet, auch wenn der Schatten über ihm ist. . .

Aber erst als der Mond voll hervortrat, bemerkte er, daß auch Gebiona da war. Sie saß drüben am Quellteich auf dem Stein, den man den »Seherstein« nannte, weiß wie ein Schwan, hielt den Kopf über das Wasser geneigt und blickte unbeweglich hinein.

Hyllos wußte nicht, war viel oder wenig Zeit vergangen, bis sie sich plötzlich rührte. Ein Schauer lief durch ihre Gestalt, sie richtete sich auf und erhob sich. Langsam schritt sie auf Poside zu, der seine Arme sinken ließ und sich zu ihr wandte. »Was ist es?« Er sprach leise, aber die Worte waren deutlich zu verstehen, und das ganze Rund, alle die starren Steine, schienen sie nachzuflüstern: »Was ist es? Was ist es?«

Gebiona stand vor Poside und legte eine Hand auf seine Schulter. Sprach sie? Es kam kein Laut zu den Wartenden

herüber. Gebiona schüttelte den Kopf, wandte sich weg und ging zum Tempel. Ihre Schultern waren wie von einer Last niedergedrückt. Hyllos sah, daß sie in der herabhängenden Hand den Wahrsagestab hielt.

Poside wollte ihr nachgehen. Da riß Hyllos sich aus dem Bann, der ihn festgehalten hatte. Er zog Doros und Jole mit sich. »Poside!« rief er gedämpft.

Der Gott drehte sich um und kam ihm entgegen. Als Hyllos vor ihm stand, erschrak er über den Blick seiner Augen, der von einem fremden, dunklen Entsetzen erfüllt war. Er muß Grauensvolles geschaut haben, fuhr es Hyllos durch den Kopf.

Trotzdem mußte er sprechen. Heiser stieß er hervor: »Poside, die Leute fürchten sich sehr. Alle, die zum Burghügel geflohen sind, wollen hierherkommen, damit du sie tröstest. Können die Wächter sie einlassen?« Dabei dachte er: Wie kann er trösten? Er braucht selbst Trost, so, wie er aussieht. . .

Es blieb ungewiß, ob Poside ihn überhaupt verstanden hatte. Er sagte mit unsicherer Stimme: »Da seid ihr?« Und nach einer Pause: »Wie hoch steht die Flut?«

»Ich weiß nichts Genaues«, antwortete Hyllos mühsam. »Die Küstenwächter sagen, sie werde nicht weiter als bis zum Hain der Ana steigen und bald fallen.«

Poside strich sich über die Stirn. Er sah Jole an und dann Doros.

Der nahm sich sichtlich zusammen. »Wir haben mitgeholfen«, erklärte er laut, wenn auch mit bangem Blick.

»Habt ihr geholfen? Ihr seid gute Kinder.« Poside fuhr Doros und Jole über die gesenkten Köpfe. »Komm, König«, sagte er dann und ging davon.

Hyllos löste sich von den Gefährten.

Jole sagte: »Wir wollen auch beten. Es scheint nötig zu sein.« Sie führte Doros vor die Säule. Hyllos folgte Poside.

Sie gingen durch den Tempel. Die Wächterinnen, die am Feuer saßen, blickten angstvoll auf, fragten aber nicht.

Im »Grab« kauerte Ganna noch auf der Stufe. Sie blickte zu

Gebiona auf, die neben ihr stand und auf das Meer hinabschaute, das erschreckend nahe schien. Glitzernd wogte es dort draußen im Mondlicht, man erkannte die weißen, sich aufbäumenden Schaumkronen – die Mähnen der Seerosse, dachte Hyllos.

Gebiona sagte – ihre leise Stimme war in dem Brausen und Dröhnen der Flut kaum zu verstehen: »Poside, laß sie ziehen! Segne ihren Ausgang, es bleibt keine Wahl. Wir haben eine Warnung erhalten. Was heute geschieht, ist nur der geringe Widerschein dessen, was kommen wird. Auch dir ist es gezeigt worden: Es wird ein Todeskampf aller Gewalten sein. Die Erde wird sich bäumen wie ein todwundes Tier, Wasser und Feuer werden einander fressen, und die Sterne werden vom Himmel fallen. Wer bleibt, wird sterben. Aber es werden auch von jenen, die davonziehen, nicht viele den großen Untergang des Weltzeitalters überleben. Dennoch: Laß sie gehen. Einige werden leben und den fernen Völkern von ihrer Kraft geben. Und vielleicht wird einmal einer zurückkommen.« Sie sprach monoton, über ihr lag das Ferne, Fremde, das Hyllos erschauern machte.

»Einer«, wiederholte Poside, den Blick auf die tobenden Wogen gerichtet. »Einer wird zurückkehren, ja. Vor den Göttern sind hundert Jahre wie eine Nacht. Es wird wieder Licht aus der Dunkelheit steigen. . .«

»Und neues Land aus den Fluten«, vollendete Gebiona und wandte sich um. »Fürchtet euch nicht.«

Hyllos zitterte. Er dachte: Die Götter sprechen. Aber dies alles ist zu groß und zu schwer, um ertragen zu werden. Ich ertrage es nicht. O wäre Jole bei mir! Er sah, daß Ganna bebend die Hände vor das Gesicht schlug. Ihr ging es wie ihm: Die nur Menschen waren, ertrugen das Wissen der Götter nicht. Er faßte nach Posides schlaff herabhängender Hand. »Tröste die Menschen«, flehte er mit erstickter Stimme. »Tröste uns alle. Das ist, was du jetzt tun muß.«

Poside fuhr wie aus einem Traum auf. »Du hast recht. Kleito Posideja, Seherin, wir müssen das tun, was dicht vor unseren Füßen liegt. Mehr bleibt uns nicht.«

Er öffnete die Tür. Sofort war ein weißer Diener zu Stelle. »Man soll die Leute, die nach Trost verlangen, in den Tempelbezirk einlassen. Ich werde zu ihnen sprechen.«

Der Diener verneigte sich und eilte davon. Aber gleichzeitig tauchte eine andere Gestalt aus der Dämmerung auf, Schritte kamen heran, einer der Tempelwächter stand da: »Ich habe eine Botschaft für den König.«

Hyllos trat vor. Unter der Tür stehend, sagte der Mann: »Ich soll berichten, daß der König von Albion, Dagdan, angekommen sei. Mitten im Graus des Bebens betrat er das Land.«

Ganna fuhr auf. Sie warf den Kopf zurück und schrie: »Ich habe es gewußt.« Und dann lachte sie. Grell und hart wie ein Möwenschrei durchschnitt das Gelächter das Brausen von Wind und Wellen.

Der Wächter sah erschrocken zu ihr hinüber, vollendete dann aber: »Zwei seiner Schiffe, heißt es, riß das Meer mit sich hinaus. Eines wurde auf den Sand geworfen. In diesem war der König. Er und seine nächsten Freunde konnten sich retten. Sie sind zum Hain der Ana gezogen und haben dort ihr Lager aufgeschlagen.«

»Ei sieh, wie das paßt«, höhnte Ganna. »Haben nicht einmal die Meertöchter ihn gewollt, wie wird sich Ana an seiner Nähe erfreuen.«

»Sei still, Ganna«, befahl Poside scharf. »Noch etwas?« fragte er den Wächter.

»Das ist alles, Herr. Können wir das Volk einlassen?«

»Verwehrt keinem den Eintritt.«

Der Mann ging.

»Öffne die Truhe, Ganna«, befahl Poside. Er stand still und wartete.

Es war die goldene Maske, die Ganna aus dem Schrein hob.

»Es ist weder Wein noch Wasser mehr da«, sagte sie. Die silberne Kanne, die auf der Truhe gestanden hatte, war bei dem Erdstoß umgestürzt, der Wein vergossen.

»Ich habe den Wein der Erkenntnis und des Schreckens getrunken«, sagte Poside dunkel. »Ich brauche nichts weiter.«

Er nahm die Maske, die Ganna ihm hinhielt, mit beiden Händen. »Singe!«

Ganna sang mit dünner, zitternder Stimme. Die Weise war seltsam und monoton, die Worte nicht zu verstehen.

Poside sagte: »Tritt ein in mich, o Herr und Gott, und fülle dein Gefäß mit deinem Leuchten und mit deiner Kraft.«

Dann setzte er langsam die Maske vor sein Gesicht. Den Riemen, der sie hielt, schloß er selbst.

Auch die Strahlenkrone entstieg der Truhe. Ganna reichte sie Poside kniend. Dann kamen der blaue Mantel und der Schmuck. Ganna legte Poside den Mantel um die Schultern und schloß die Ketten um seinen Hals. Die Ohrgehänge streifte er sich selbst über. Seine Bewegungen waren langsam und ruhevoll.

Nun stand er wie ein Bild, stumm und ohne Bewegung. Die anderen knieten alle. Er trat zum Fenster, erstieg die Stufe und streckte langsam beide Arme über die Flut dort unten aus. »Nicht weiter! Nicht weiter!« rief er laut in den Wind. »Es genügt jetzt.« Möwenschreie antworteten ihm. »Fliegt heim, ihr Vögel«, gebot er noch.

Dann stieg er von der Stufe herab und ging quer durch den Raum zur Tür. Sie sprang auf. Man hörte von draußen das Murmeln vieler Stimmen.

Poside schritt durch den Tempel, Hyllos folgte ihm. Er sah die gewaltige Gestalt mit der Krone in Mondlicht und Fackelschein hinaustreten und hörte die Stimme, die jetzt klar aus dem Maskenmund drang und die Wärme einer Menschenstimme hatte: »Fürchtet euch nicht. Die Flut wird zurückweichen und sich sänftigen, der Friede der Götter ist über euch. . . Fürchtet euch nicht.«

14. Die Schiffbrüchigen

Am nächsten Tag war die Flut gesunken, das große, grüne Meer atmete wieder im gewohnten Rhythmus. Auch der Sturm hatte sich gelegt, und die Sonne stieg wie immer über einen wolkenlosen Himmel empor.

Von allen Seiten kamen die Nachrichten zur Königsburg. Hinter dem Westdeich stand noch weithin das Wasser auf den Wiesen, rings um die Insel waren Fischerhäuser zerstört, Bäume ausgerissen, Felder vernichtet worden. Die schlimmsten Verheerungen hatte die Flut in den Häfen angerichtet, vor allem im großen Westhafen, um den her zahlreiche Häuser und Schuppen gestanden hatten, die jetzt nur noch Ruinen oder ganz weggeschwemmt waren. Und unzählige Schiffe waren vernichtet, aufs Meer hinausgerissen oder am Strand an den Hafenmolen oder Häusern zerschellt. Bewahrt geblieben waren fast nur die Schiffe in den Bootskellern, die am großen Kanal und an den roten und schwarzen Felsen draußen in den Stein getrieben waren.

Trotz aller Warnungen waren Menschen ums Leben gekommen. Noch wußte man ihre Zahl nicht, aber es mochten hundert oder mehr sein. Von den Geflohenen, die nicht mehr in ihre Wohnungen zurückkehren konnten, waren manche auf den Höfen der Großbauern aufgenommen worden. Andere aber hausten noch nach Tagen in Zelten.

Die Lager der atlantischen Könige, die sich in der Nähe der Burg befanden, waren sämtlich unversehrt geblieben, und den Königen und ihren Leuten war kein Leid geschehen. Einige von ihnen hatten sich sehr tatkräftig an den Rettungsarbeiten beteiligt. Der alte Svebenkönig Hermolaos, der doch als Binnenländer nichts von der See verstand, hatte, so erzählte man, bis zur Brust im Wasser gestanden und eigenhändig eine Familie mit sieben Kindern, eins ums andere, aus den überfluteten Ruinen ihres Hauses gezogen. König Syn von den Inseln hatte mit seinen Männern wahre Wunder am Deich verrichtet, und der verträumte Sänger Tyros sollte gar auf ein treibendes Schiff gesprungen sein und es vor dem Zerschellen bewahrt haben.

»Du mußt ihnen danken«, sagte Jolaos zu Hyllos. »Das ist leichte Arbeit. Aber ich möchte wissen, wie wir es anstellen sollen, diesen Gorgone in seine Schranken zu weisen.«

Gorgone hatte bereits während der Katastrophe die Leitung aller Abwehr- und Rettungsarbeiten in die Hand genommen.

Er war seither unablässig tätig. Er hatte sofort das Volk aufgerufen, sich an die Aufräumarbeiten zu machen, organisierte das Ableiten des Wassers von den Feldern, sorgte für Unterkunft und Verpflegung der Flüchtlinge und stellte jeden zur Arbeit an, der ihm in den Weg lief. Sogar den Königswächtern erteilte er Befehle, hatte sich, ohne viel zu fragen, in einem Heiligtum nahe dem Westerhafen einquartiert und zog von dort aus an den Fäden des Organisationsnetzes, das er in aller Eile mit sicherer Hand geknüpft hatte.

Jolaos sprach von Anmaßung. Aber Hyllos sagte: »Ich meine, wir sollten auch ihm danken. Er tut, was sein muß.« Er verschluckte, was er gern hinzugefügt hätte: Und was ich nicht im Stande bin zu tun und du auch nicht. Jolaos hatte sich, ebenso wie auch König Skyld, wie Agin und andere Würdenträger, während des Sturms nicht aus seinem Hause weggerührt.

Am zweiten Tage nach dem Unheil entschloß sich Hyllos zu einem großen Ritt über die Insel. »Später werde ich das Festland besuchen«, sagte er. Auch von dort waren bereits zahlreiche Unglücksmeldungen herübergekommen.

Er suchte, begleitet von seinem Gefolge, zuerst die Flüchtlinge am Fuß des Burghügels und auf der Langen Höhe auf, dann begab er sich in die Lager der Könige, um sich höflich nach dem Befinden jedes einzelnen zu erkundigen. König Tyros und der rothaarige Fion von Hierne schlossen sich ihm an.

König Argyll von Armorica saß eben beim Frühstück, als Hyllos und die anderen Könige bei ihm vorsprachen. Er beklagte sich bitter, man habe ihm heute Milch geliefert, die sauer geworden sei. Und dann fügte er bei: Dieser kleine Erdstoß sei ein Kinderspiel gewesen gegen jenes Seebeben, das ihn einst auf einer Weitefahrt bei den Glücklichen Inseln überfallen habe. Übrigens sei er auch ohne Sorge, die neuerliche Sturmflut betreffend. In Armorica habe sie sicherlich keinen Schaden anrichten können, denn dort verfüge man über starke Zaubersprüche, mit denen man sie wohl rechtzeitig gebannt habe. – König Fion rief laute Worte der Bewun-

derung, blinzelte hinter dem Rücken des Greises Hyllos zu und zeigte mit dem Daumen auf den Zelteingang, und so verabschiedeten sich die Gäste höflich, ehe König Argyll in seinen Ausführungen fortfahren konnte.

Das Zeltlager des Königs Syn war durch den Sturm arg mitgenommen worden, es lag verhältnismäßig ungeschützt nach Norden zu. Die Leute des Königs waren dabei, die umgewehten Zelte wieder aufzubauen. Syn selbst hatte sich zum Hafen begeben, er war ein Meister im Schiffsbau und wollte die Werften aufsuchen, auf denen bereits die beschädigten Schiffe ausgebessert wurden. Auch den libyschen Königssohn Menes traf Hyllos nicht an, er weile bei Gorgone im Westtempel, hieß es.

Jolaos hatte gesagt: »Wenn du schon reitest, mußt du vor allem König Dagdan aufsuchen. Er kam im Unwetter, und wir haben ihm noch keinen Willkomm geboten.« Er sah Hyllos' Unlust und fügte hinzu: »Keine Unklugheiten, mein Kind! Er gilt als stolz und auf seine Ehre bedacht. Und gerade weil es Schwierigkeiten mit ihm geben könnte, müssen wir ihm höflich begegnen.«

So schlug Hyllos die Straße nach Süden ein.

An ihr lag, nicht allzuweit vom Burghügel entfernt, jener Pappelhain, der der Göttin Ana geweiht war, ein kleines Heiligtum, das einer von Dagdans Vorfahren gestiftet hatte, denn die Göttermutter Ana genoß vor allem in Albion und Hierne Verehrung. Vielleicht hatte sich Dagdan darum dorthin geflüchtet.

Hyllos und seine Begleiter waren noch nicht lange geritten, als ihnen ein Zug Männer entgegenkam, der sofort ihre Aufmerksamkeit erregte, denn selbst von ferne schon ließ sich erkennen, daß sie Fremde waren. Sie gingen alle zu Fuß, trugen lange, bunte Gewänder und Bärte, doch als man ihnen näher kam, sah man, daß ihnen ein Unbärtiger voranging, der rasch und leicht ausschritt.

»Kann das König Dagdan sein?« fragte Hyllos.

»Gewiß nicht.« König Fion lächelte. »Der käme anders daher, gewaffnet und goldblitzend. Die dort. . .«, er brach ab

und lachte auf. »Bei den Göttern, das ist ja der Knabe Gadeiros. Also haben die Iberer auch noch hergefunden, ausgespieen von der stürmischen See auch sie.«

»Wahrhaftig«, rief Tyros. »Sie sehen auch schiffbrüchig genug aus. Aber Iberer wissen sich zu helfen, sagt man.«

Die Iberer hatten als einzige noch gefehlt. Gadeiros aus dem Südland war also der letzte der Könige, der eintraf; der Nachfolger des »großen, goldenen Königs Gadeiros«, des Poside-Sohnes, dessen Namen er trug. Mein »Zwilling«, dachte Hyllos. Voller Neugier und Mitgefühl blickte er dem jungen Herrscher entgegen, der nur wenige Winter älter sein mußte als er selbst und nun nach solch langer Reise sicherlich viel Böses von der wilden See hatte erdulden müssen.

Aber als sie dann voreinander standen, merkte er, daß er Gadeiros nicht allzusehr zu bedauern brauchte. Zwar war das goldblonde Lockenhaar des Iberers unbedeckt und windzerzaust, sein Brokatgewand fleckig und voller Risse, und seine Leute sahen nicht besser aus. Aber sie schienen alle guten Mutes zu sein. Der junge König breitete die Arme aus: »Heil dem hohen Helden Hyllos – du bist's doch? Welch ein Wunder, daß uns hier Könige zum Empfang entgegenreiten, uns, die wir daherwanken wie die elenden Bettelleute – ohne Pferde und ohne äußeren Glanz, und deren prächtige Geschenke für Götter und Menschen auf dem Meeresgrund liegen, wo die Seetöchter mit ihnen Fangball spielen.«

Gadeiros umarmte Hyllos und dann die beiden anderen Könige. »Also seid ihr schon versammelt? Sämtliche Könige außer mir? Ich komme zu spät wie immer und überall. Es ist eines meiner Laster. Aber diesmal habe ich wenigstens einen triftigen Entschuldigungsgrund.«

»Du hast Schiffbruch erlitten?«

»Man kann es so nennen. Doch ihr seht, wir sind trocken geblieben. Wir hatten einen guten Schiffer bei uns.« Er wies auf einen seiner Männer, der vortrat und sich verneigte. »Er roch den Sturm im voraus und setzte es durch, daß wir den kleinen Hafen dort hinter den roten Felsen anliefen und an Land gingen. Wir stiegen ein Stück auf euren hübschen Ziegenpfaden

empor, als sich der Fels plötzlich benahm wie ein widerspenstiges Pferd und ein Hagel von Steinen von oben herunterkam. Wir duckten uns zwar unter einen Vorsprung, aber meinem Kämmerer hier schlugen die Steine den Feder schmuck vom Kopf, der doch sein ganzer Stolz war. «Wieder verneigte sich ein verlegen lächelnder, sehr mitgenommen aussehender Mann. »Ja, und dann verschwand das Meer wie durch Zauber. Unser Schiffer sagte: »Wartet, was da noch kommen wird«, und hetzte uns immer weiter zur Höhe hinauf. Dort sahen wir die Hütten deiner Schmiede, König Hyllos, und deiner Bergleute, die da aus den schwarzen Felsen das Kupfer brechen. Wir sprachen mit einigen von ihnen, aber auch sie zogen lange Gesichter, und mit Recht. Denn nun erhob sich ein unbeschreiblicher Lärm, ein Dröhnen und Knattern und Brausen und dazu ein Singen und Tönen wie von tausend Musikinstrumenten. Und dann kam sie, die Woge, die erste, himmelhoch aufgetürmt, eine Wand von schimmerndem Grün. Die erste, die zweite, die dritte, sie tosten heran, sie stürmten fast bis zu uns herauf, sie brachen sich schäumend am Gestein – es war ein Anblick für Götter, Sturm und Kampf aller Urgewalten, tosend, gischend, herrlich zu hören, herrlich zu sehen.« Gadeiros breitete wieder die Arme aus.

»Du bist ein Dichter«, sagte König Tyros anerkennend.

Fion zwinkerte. »Gut, sehr gut, daß doch einen freute, was anderen soviel Kummer machte!«

»Aber. . .« begann Hyllos.

»Aber?« Gadeiros lachte ihn an. »Aber wir sahen auch, wie bereits die erste Woge unser gutes Schiff dort drunten gegen den Felsen schmettete – samt Pferden und Goldschätzen –, daß es wie Spreu zerfiel. Und doch, ich sage dir, König Hyllos, der Anblick der entfesselten Gewalten war den Verlust wert.«

»Und dann?«

»Ach, wir verbrachten eine höchst ungemütliche Nacht auf der Hochfläche, wo wir uns kaum vor dem Sturm schützen konnten. Und fanden erst im Morgengrauen zu einem Haus.

Die meisten Hütten und Zelte der Arbeiter waren umgeweht und zerstört worden. Aber es gab da oben ein paar feste Häuser, wo Schmiede wohnen. Die nahmen uns gastlich auf, und wir blieben bei ihnen einen Tag und noch eine Nacht. Ihr Bier war gut und half uns wieder auf. Dann zeigten sie uns heute früh die Pfade, die von der Hochfläche hinab und zum Inneren der Insel führen. Und da sind wir nun«, Gadeiros strahlte die drei Könige, einen um den anderen, heiter an, »und dankbar dafür, daß ihr unser Kommen geahnt und uns entgegengezogen seid.«

»Unsere Herzen ahnten es«, bestätigte Tyros, der Dichter, lachend. »Doch wisse, daß wir zuvor schon alle anderen Könige besucht haben und jetzt auf dem Weg zum letzten sind.«

»Noch ein letzter?«

»König Dagdan«, sagte Hyllos. »Auch er kam im Sturm und als Schiffbrüchiger, wie wir glauben.«

»Dagdan? Das schwarze Roß von Albion? Den muß ich sehen«, rief Gadeiros. »Ich komme mit euch.«

»Wenn du nicht zu müde bist. . .«

»Müde? Nachdem ich einen Tag und eine Nacht lang die guten Schmiede arm getrunken habe?«

»Aber deine Leute sind es.« Hyllos besann sich. »Den Weg weiter nach Norden zu liegt ein großer, reicher Hof, dort wird man euch aufnehmen, bis ein Lager errichtet ist. Dymas!« Er winkte den ältesten und verlässlichsten der Gefährten herbei. »Führe die Gäste und bitte den Hofbesitzer in meinem Namen, sie freundlich aufzunehmen und nach Kräften zu pflegen. König Gadeiros, darf Dymas dir sein Pferd anbieten?«

Gadeiros saß auf. Während der Zug der Neuankömmlinge sich nach Norden aufmachte, ritten die Könige weiter nach Süden.

Gadeiros, der offenbar unendlich gern redete, sagte: »Auf unserem Weg, nicht weit von hier, kamen wir an einem Pappelhain vorbei – ich kenne ihn, er ist irgendeiner alten Göttin geweiht.« Gadeiros unterbrach sich. »Du weißt wohl, Hyllos, daß ich schon einmal hier beim Königsthing war – vor

fünf Wintern, ich bin ja noch früher zur Königswürde gelangt als du. War aber damals«, setzte er munter hinzu, »längst nicht so würdig und gewandt und für mein Amt geeignet wie du heute.«

Hyllos errötete. »Das bin ich nicht. Ich bin ungeschickt. . .«
»Macht dir das dein Ziehvater weis? Lache über ihn, wie ich über meine weisen Räte lache. Ich habe dich soeben bewundert. Wie du sorgen und befehlen kannst. Ich hätte gesagt: Geht zu, ihr werdet schon irgendwo Unterkunft finden. Du aber verbindest deine Gäste durch vorzügliches Benehmen.«
»Und du verbindest mich durch Liebenswürdigkeit«, sagte Hyllos lächelnd. »Aber du wolltest von dem Hain der Ana sprechen. Wir reiten übrigens eben dorthin.«

»Wahrhaftig? Sollte. . .?« Gadeiros brach in Gelächter aus.
»Wovor fürchtet sich denn das schwarze Roß so sehr, sag mir das? Du wirst sehen, es ist wahrhaft zum Lachen. Wir wußten erst nicht, was das bedeuten sollte. Von ferne sah es aus wie ein riesiges Stachelschwein: Lauter gen Himmel ragende Speere rund um das kleine Heiligtum und Männer mit gezogenen Schwertern, die dastanden, als bewachten sie die Wagnenburg einer wunderschönen Königstochter im Feindesland oder einen gewaltigen Schatz. Sollte es nur Dagdan, der Gute, sein, den sie so grimmig hüten? Du hättest die Blicke sehen sollen, die sie uns armen, daherhinkenden Schiffbrüchigen zuwarfen. Wir bekamen es wahrhaft mit der Angst zu tun und machten, daß wir vorüberkamen.«

»Dagdan, der Gute?« fragte Hyllos.

»So läßt er sich doch nennen. Er ist ja ein wahres Lämmlein an Mildherzigkeit, will man ihm selber glauben.«

»Du hast ihn gesehen – beim Königsting vor fünf Jahren?«

»Nein. Da ließ er sich durch seinen ältesten Sohn vertreten – ein Kind von zwölf Wintern, das den Mund nicht aufbekam. Ich hatte das gleiche Alter, aber meinst du, ich hätte ein Wort aus ihm herausgebracht? Beim Stierfang kroch er unter einen Busch. . . Dagdan lag krank – angeblich. In Wahrheit saß er noch nicht fest genug auf seinem – nun – ererbten Königssitz, um sein Land verlassen zu können.«

»Diesmal hat er gewagt zu kommen.«

»Wohl oder übel.«

»Ich hörte jemand sagen, um seinetwillen habe die Erde gebebt, und nach ihm habe das Meer gegriffen.« Hyllos blickte sich um. Tyros und Fion hielten Abstand.

Nun aber lachte Gadeiros wieder. »Genausogut könnte man sagen, es hätte mich packen wollen, und ich besaß doch leider nie einen Bruder, auf den ich bei der Jagd einen wilden Eber hätte hetzen können.«

»Still«, sagte Hyllos unwillkürlich. Dann dachte er: Ich bin ja ebenso feige wie Jolaos oder Agin, was diesen Dagdan anbetrifft. Warum bedrückt mich der Gedanke, ihn begrüßen zu müssen, so sehr?

Während sie noch sprachen, tauchte hinter den Weidenbüschen der Pappelhain auf und das »Stachelschwein«, ein Ring von Speeren um ein mächtiges Purpurzelt und davor das Zeichen der Könige von Albion, ein schwarzes Pferd aus steifem Filz an einer Stange. Den kleinen Ana-Tempel sah man gar nicht, so groß war das Zelt.

Hyllos winkte einem der Leibwächter. Der Zug hielt, der Wächter stieß ins Horn, er blies den Königsruf. Dann ritten sie wieder an.

Die Reihe der Speerträger blieb unverrückt. Die Männer waren sämtlich in dicke, lederne Wämser gekleidet, wie sie manche Völkerschaften, auch die aus Albion, in der Schlacht trugen.

»Sie werden in der Sonne schwitzen«, murmelte Fion, der jetzt an Hyllos' linker Seite ritt.

Gadeiros beugte sich zu Hyllos' Ohr herüber. »Freuen wir uns. Er hat noch mehr Angst vor uns, als wir vor ihm.«

»Vor uns? O nein, nicht vor uns.« Im Geist hörte Hyllos Posides Stimme: »Er mag sich fürchten, die Verlockung ist stärker.«

Sie hielten vor den Speerträgern. Ein langer, blonder Mann trat, die Hand am Schwertgriff, vor. Hyllos erkannte in ihm den Langnasigen, der die Gesandtschaft geführt hatte. »Die Herren wünschen?« fragte er.

»Wir kommen, vier atlantische Könige, um den Herrscher aus Albion zu grüßen«, rief Hyllos feierlich.

»Steigt ab und tretet ein«, antwortete der Mann.

»Unverschämtheit. Er mußte uns entgegenkommen«, zischelte Gadeiros.

Trotzdem stiegen sie von den Pferden.

Wahrhaftig, die Speerträger wollten nur die Könige einlassen und drängten das Gefolge stumm zurück. »Wir wünschen unsere Leute mitzunehmen«, sagte Fion scharf. Da gaben die Bewaffneten zögernd den Weg frei.

»Der Platz im Zelt reicht nicht aus«, sagte der Langnasige entschuldigend.

»Ach, wirklich?« Fion verzog ein wenig den Mund. »Nun ja, es ist auch ein ungewöhnlich kleines Zelt.« Und Gadeiros fügte bei: »Hättet ihr denn nicht ein größeres bauen können?« Tyros aber sagte begütigend: »Ich meine, wir sollten König Dagdan ein Beispiel des Vertrauens und der Freundschaft geben. Sind wir nicht alle Kinder Posides?« Ein Knabe öffnete den Zelteingang.

Hyllos trat zuerst ein, die anderen Könige folgten. Drinnen herrschte rötliche Dämmerung. In der Mitte des Raumes stand ein sehr großer Mann, der grüßend den Kopf neigte, hinter ihm fünf andere. Alle waren in Lederwämsern und schwer bewaffnet.

Hyllos starrte den großen Mann beklommen an. Warum hatte er sich eingebildet, Dagdan von Albion sei klein, dick und häßlich? Der da vor ihm stand, war schön und kraftvoll gewachsen, das rote Licht gab seinem Gesicht Farbe und dem hellen Haar Glanz. Es war ein Gesicht, das Hyllos kannte – Poside, dachte er zutiefst erschrocken. Wie er ihm gleicht! Älter, gewiß. Aber es sind dieselben reingeschnittenen Züge, der kräftige Mund. . . Doch als König Dagdan jetzt die Augen hob, sah Hyllos, daß sie nicht klar und blau waren, sondern wie aus gelbem Oreichalkos, der Blick starr und undurchdringlich.

Er sagte mühsam: »Wir kommen, dich willkommen zu heißen auf unserer Heiligen Insel, die du glücklich erreicht hast.«

»Glücklich?« fragte Dagdan. »Du kommst spät, Hochkönig, doch ich danke dir«, setzte er mit dunkler, leicht bebender Stimme hinzu.

Tyros fiel hilfreich ein: »Du bist mit großen Mühen an diese Küste gelangt und hast viel verloren, wie wir hörten.«

»Das wissen die Götter. Ein wahrhaft übler Empfang wurde mir bereitet. Ich verlor zwei Schiffe. Das dritte, auf dem ich mich befand, scheiterte auf dem Strand. Ein Wunder fürwahr, daß ich das Leben rettete.« Dagdans Augen glitten von Tyros weg zu Hyllos, und seine Blicke bohrten sich mit solch eindringlichem Vorwurf in die seinen, daß Hyllos sich unwillkürlich fragte: Meint er, *ich* habe sein Schiff zertrümmert?

Da sagte schon Fion mit ernster Miene: »Gewiß, allein um dir einen Streich zu spielen, bebte die Erde und erhob sich das Meer. . . Welche Bosheit!«

»Ich behaupte das nicht«, antwortete Dagdan düster, »obwohl – seltsam genug. . .« Er brach ab und schüttelte den Kopf.

»Was hast du den Meermädchen getan, König, daß sie dir derart zürnen? Hast du am Ende eine von ihnen entführt?« fragte Gadeiros sanft.

Dagdan richtete sich noch höher auf. »Spottet ihr meiner?«

»Nein, nein«, versuchte Hyllos zu begütigen. »Ein Scherz. Dies hier ist König Gadeiros aus Iberia, auch sein Schiff scheiterte im Sturm. Es liegt ihm fern, über dein Unglück zu spotten.«

»Alles dahin«, klagte Gadeiros mit tragischer Miene. »Gold, Silber, alle Schätze. Und auch das güldene Diadem, das für dich bestimmt war, edler Dagdan. Wie leid mir das tut, wie leid!«

Dagdan schüttelte den Kopf, als verstünde er die Welt nicht mehr. Der Mann, der die Könige ins Zelt geführt hatte, zog das Schwert halb aus der Scheide, steckte es aber auf Dagdans Wink hin wieder ein.

»Du tust gut daran, deinen Mann zurechtzuweisen, Dagdan«, sagte da Fion. »Er weiß wohl nicht, daß Poside, so-

lange er auf dieser Insel weilt, gezogene Schwerter nicht liebt.«

»Gab er euch diese Botschaft mit, er, der Verborgene im Tempel?« fragte Dagdan rasch.

»Keine Botschaft«, antwortete Hyllos verwundert. »Jeder weiß ja, daß wir hier zur Zeit den Gottesfrieden haben.«

»Habt ihr den? Wirklich?«

Ein Schweigen entstand. Hyllos nahm sich zusammen. »Ich bedaure, daß du Verluste erlitten hast«, sagte er steif. »Darf ich dich bitten, sobald du dich erholt haben wirst, die Königsburg zu besuchen?«

»Ich werde«, antwortete Dagdan zögernd und so, als mache er ein großes Zugeständnis, »zum Opfer und zum nächtlichen Gericht kommen.«

Tyros' warme Stimme fiel ein: »Wir erwarten dich schon früher, es gibt viel zu beraten. Und laß dich bitten, Bruder, lege die strenge Rüstung ab und laß, dem Gottesfrieden zuliebe, die Deinen ihre Speere senken. Du bist nicht in Feindesland, du weißt es.«

»Weiß ich das?« fragte Dagdan in dem gleichen, leisen, vorwurfsvollen Ton wie zuvor. »Wie kann ein Mann, der soviel Undank und Feindseligkeit erfuhr und noch erfährt, glauben, er sei unter Freunden? Du hast gehört, Tyros, wie ich hier sogleich angegriffen und verhöhnt wurde, ich, der ich diesen Knaben mit offenem Herzen entgegentrat. O glaube mir«, er seufzte, »meine Furcht ist nicht unbegründet, und nicht zum Spiel tragen wir Waffen. Ich weiß manches, was dir nicht offenbar ist, König von Tyrhnenien, der du als Dichter die Welt nicht kennst wie ich.« Und wieder sah er Hyllos an.

Hyllos fühlte sich hilflos diesen anklagenden Blicken ausgeliefert. »Jolaos wird dich aufsuchen«, sagte er. Es fiel ihm nichts Besseres ein. Der kluge Jolaos wird vielleicht erkennen, was es ist, das er mir vorwirft, dachte er.

Aber Dagdan hob abwehrend die Hand. »Ich wünsche deinen Berater nicht zu sehen. Du wirst begreifen, warum.«

»Nein, ich begreife es nicht.« Hyllos begann die Geduld zu verlieren.

Ein mattes Lächeln streifte ihn. Es sagte: Versuche doch nicht, mir Sand in die Augen zu streuen. Dann wandte sich Dagdan an Tyros und Fion. »Ich danke euch, Könige, für euren Besuch. Ihr werdet mich, jedoch nicht ohne Rüstung, beim Königsthing sehen.«

Die Könige verließen das Zelt, der Ring der Speerträger schloß sich wieder darum.

»Versteht ihr das alles?« fragte Gadeiros, als sie ritten. »Ich glaube, sein Kopf ist nicht in Ordnung.«

»O doch, mir scheint nur allzusehr«, sagte Fion. »Tyros, mußt du ihn auffordern, zu den Beratungen zu kommen? Wir werden später noch gerade Last genug mit dieser tragischen Tränenweide haben. Du, Hyllos, mußt dich übrigens vor ihm in acht nehmen. Mir scheint, er gedenkt dich anzuklagen.«

»Aber weswegen?« rief Hyllos empört.

»Wie ich ihn kenne, wird er mit Gründen aufwarten können.«

»Mit erlogenen?«

»Leute seiner Art verstehen es, Lüge und Wahrheit trefflich zu mischen.«

»Ach was«, rief Gadeiros. »Hyllos ist der Hochkönig. An den kann er sich nicht wagen.«

»Er kämpft in der Verteidigung. Da wagt man viel.«

»Ach was«, wiederholte Gadeiros, der auch jetzt dicht neben Hyllos ritt. »Mach dir keine Gedanken, Hyllos. Wir werden mit diesem Brudermörder schon fertig werden. Im Notfall halten wir ihm seine eigenen Schandtaten vor.«

»Das gerade dürfte es sein, was er fürchtet«, sagte Fion.

»Und er denkt, der Angriff sei die beste Verteidigung? Er soll sich getäuscht sehen«, rief Gadeiros und lachte.

15. Musik

Den ganzen Tag über hatte Hyllos Schäden besichtigt und Klagen angehört, tröstende Worte gesprochen und Hilfe angekündigt. Mehrfach mußte er hören: »Warum haben die

Götter das Unglück zugelassen? Poside ist doch bei uns. Warum hat er das Meer nicht gebändigt, ehe es zu spät war?« Dann antwortete er jedesmal: »Poside ist selbst durch das Aufbäumen der großen Schlange überrascht worden. Ihr wißt, daß sie seine Feindin ist. Aber dann hat er die Wellen besprochen, daß sie sich wieder zurückzogen. Ich habe gesehen, wie er seine Hände über sie ausstreckte, und wie sie wichen.« Die drei Könige waren ihm treulich zur Seite gestanden und hatten ihn bis zum Abend begleitet.

Sie hatten auch Gorgone in seinem Tempel aufgesucht, und Hyllos hatte ihm gedankt, wie er es sich vorgenommen hatte. Gorgone konnte kaum zuhören, so beschäftigt war er. Menes von Libyen war bei ihm. Er zeigte die größte Anteilnahme an den Dingen, die einem Nordland durch das Meer zustoßen konnten, einem Land, in dem die Verhältnisse so anders lagen als in seiner Heimat. »Zuviel Wasser«, sagte er in seinem schönen, altertümlichen Dialekt, »und dennoch Dürre.« Er meinte, man müsse ein Verfahren erfinden, das Meerwasser zu entsalzen, damit man es auf die Felder leiten könne.

Aber Gorgone fuhr ungeduldig dazwischen: »Wir müssen unsere Kräfte und Gedanken dem Möglichen widmen. König Hyllos, der Norddeich muß erhöht werden. Und zwar fast um die Hälfte. Da sollten alle verfügbaren Hände mithelfen. Zwischen den Dünen können Lücken durch Auffüllen mit Erde geschlossen werden. Sollte wieder einmal solch eine Flut kommen, muß sie bessere Bollwerke vorfinden.«

Und so spricht ein Mann, der kurz zuvor gesagt hat: »Eure Insel laß ich euch gerne, früher oder später holt sie doch die Flut«, dachte Hyllos. Aber Gorgone schien sich des Widerspruchs nicht bewußt zu sein. Hyllos begriff, daß dieser Mann der Tat einfach zugriff, wo sich ihm Aufgaben boten. Heute waren es Werke des Friedens, morgen des Krieges, die er leisten wollte und leisten mußte, aus dem inneren Drängen seiner Tatkraft heraus. Hyllos wußte, er konnte ihm diese Arbeit hier ohne Sorge überlassen, er würde sie besser machen, als er selbst es gekonnt hätte.

Er war müde, all die Not, die er gesehen und von der er gehört hatte, lastete auf ihm. Und im Hintergrund stand immer noch der Gedanke an König Dagdans Gegenwart auf der Insel und an die Fragen, die sie aufwarf. Als Hyllos sich endlich auf seinem Lager ausgestreckt hatte, konnte er lange nicht einschlafen.

Er hatte Gadeiros gebeten, auf der Burg zu übernachten. Am nächsten Morgen trafen sie sich.

Es tat wohl, mit einem jungen, heiteren Gefährten umherzustreifen, sein Lachen zu hören und selbst über seine Späße zu lachen. Gadeiros schien noch nie etwas bedrückt zu haben. Gadeiros kannte zwar den Königshof und Posides Tempel von seinem letzten Besuch vor fünf Jahren her. Aber er wollte trotzdem alles gezeigt bekommen. »Ich war damals noch solch ein Kind. Ich ärgerte mich nur darüber, daß ich immer mit diesen Greisen zusammensitzen sollte, statt draußen herumzutoben. Ich weiß noch, daß ich einmal in euer Stiergehege einbrach, um den Stiersprung zu üben, und daß sie mich mit Ach und Weh wieder herausholten.«

»Wir müssen Doros aufsuchen«, sagte Hyllos. »Er wird sich freuen, wenn du ihm davon erzählst. Der Stiersprung! Er wird ihn gleich lernen wollen.«

Aber Doros war ausgeritten, und so gingen sie zum Schatzhaus.

Hyllos konnte es sich nicht versagen, Gadeiros eins der wertvollen und schönen Stücke ums andere vorzuweisen. Er räumte sogar die Dinge weg, die auf der verborgenen Kiste unter König Laodamas' Schätzen lagen. Gadeiros aber war es, der die Truhe hervorzog und öffnete. »Schöne, sehr schöne Decken«, sagte er bewundernd.

»Ja. Aber rühre sie nicht an.«

Gadeiros starrte nachdenklich auf die goldglitzernde Pracht, der die Zeit so wenig von ihrem Glanz genommen hatte. »Ich werde mich hüten«, murmelte er. Und dann: »Also, das sind sie. Auch hier hatte Dagdan seine Hand im Spiel, glaube es mir.«

»Es kann kaum anders sein. – Du weißt also von diesen alten

Geschichten? Auch von dem, was man sich über die Eberjagd in Albion erzählt? Ich wunderte mich gestern – du, soweit fort im Südländ. . .?«

»Meinst du, Iberia sei aus der Welt? Atlantische Schiffe fahren über alle Meere, und atlantische Geschichten erzählt sich die Welt.«

»Dagdan wird sagen: Lügengeschichten.«

»Natürlich wird er das sagen. Und ich weiß wohl, es wird in Wahrheit nicht leicht sein, ihm etwas nachzuweisen«, sagte Gadeiros und schloß den Deckel der Truhe.

»Es lebt ein Zeuge«, flüsterte Hyllos, während er sie an ihren Platz schob.

»Der mag sich hüten. Glaubst du, er wird lange leben?«

»Es ist einer, der unverletzlich ist.«

»Oh, durch Zauber? Glaubst du daran?«

Sie verließen das Haus.

Gadeiros sagte leichthin: »Ich halte nicht viel von diesem Gerede über Zauberkunst und Zaubermacht. Wenn man näher zusieht, ist meist nichts daran.«

»Mich nennt man den Zweifler. Ich bin nicht leichtgläubig. Aber ich habe selbst gesehen und gespürt. . .« Hyllos brach ab.

»Zauber?« half Gadeiros neugierig nach.

»Ich weiß nicht, ob man es Zauber nennen kann. Eher Macht. Macht, die bannt, lähmt oder auch befreit, tröstet, beglückt. Ich habe gesehen, wie sie von einem ausging, der ganz still stand und sich nicht rührte, wie sie einen Bannkreis schuf, den der Widersacher nicht durchbrechen konnte.«

»Sprichst du etwa von eurem Poside? Du meinst, er besitze echte Göttermacht? Höre, ich möchte ihn sehen. Ich bin neugieriger Natur.« Und da er Hyllos' Zögern sah, setzte er lächelnd hinzu: »Du zeigst mir doch freigebig all deine Schätze, Hochkönig. Verhehle mir nicht den größten, die allerwichtigste Sehenswürdigkeit, die ihr augenblicklich aufzuweisen habt.«

Sie gingen quer über den Hof. Die hellen Steine des Pflasters glänzten im Licht. Der Himmel war ohne eine Wolke. Vom

Garten herüber drang Vogelgezwitscher, morgendlich hell und froh. Man sollte nicht glauben, daß jemals Unheil in der Welt war oder wiederkommen könnte, dachte Hyllos. Drei Tage, nicht länger ist es her, da brüllte das Meer, als wollte es alles verschlingen. Viele mußten sterben. Jetzt gehen wir hier im Licht und lachen, als sei nichts geschehen. Aber es ist dennoch nicht wie sonst, auch hier nicht. Etwas lastet und drückt auf den Atem, etwas Unsichtbares. Wenn Gadeiros es nicht spürt, ich merke es. . .

Gadeiros wies auf den langen, schmalen, oben zugespitzten Stein inmitten des Hofes. »Euer Zeitweiser sieht genau aus wie der meine daheim. In Aigypthenland sollen sie doppelt so hoch sein. . . Drei Striche vor Mittag, das wäre doch eine gute Zeit, einen Gott zu besuchen, oder nicht?«

»Du bist ein König. . .« Hyllos zögerte noch immer.

»Alle nötigen Weißen habe ich«, sagte Gadeiros lachend und so, als halte er auch von Weißen nicht viel. Doch dann blieb er stehen und blickte an sich hinab. »Aber kann ich so vor einem Gott erscheinen?« Er trug wie Hyllos selbst einen schlichten hellen Kittel, den ihm einer der Gefährten abgetreten hatte, denn sein zerrissenes Gewand hatte er nicht mehr anziehen mögen, und Hyllos' Kleider paßten ihm, der groß gewachsen war, nicht. »Ach, meine schönen Gewänder«, klagte er. »Ich hatte ein Dutzend mitgenommen, alle lang bis zum Boden und mit Gold durchwoben. Und nun benützen sie die Fische als Schlafröcke.«

Jetzt war es Hyllos, der lachte. »Schlimm. Doch du wirst sehen, auch Poside trägt, wenn er ohne Goldmaske ist, den kurzen Kittel, und er tut seiner Schönheit keinen Abbruch. Aber komm, ich will dir einen Gürtel geben, einen mit Gold. Damit man auch sieht, daß du ein König bist.« Er ging mit dem Gast zu seinem Schlafhaus, dem die Kleiderkammer angebaut war.

An der Hausecke stand ein Leibwächter. Sie betraten die kleine Vorhalle. Hyllos sagte plötzlich: »Ach, es ist so gut, daß du da bist, Gadeiros. Kannst du nicht mein Herz so leicht machen, wie das deine ist? An eines glaube ich fest: daß sogar

Gedanken und Wünsche die Luft eines Ortes vergiften können, so daß sie schwer wird und auf einen drückt wie ein Stein.«

Gadeiros blickte sich nach dem Leibwächter um, der unbeweglich stand. »Dagdan?« fragte er dann leise.

»Ja. Aber ich weiß, daß Furcht erbärmlich ist. Ich möchte herausfinden, wie ich mich ihrer entledigen kann.«

»Atme tief!« rief Gadeiros. »Wir werden mit ihm fertig werden, ich sagte es schon. Keine Sorge, Hyllos.«

Aber der zuckte auf einmal zusammen. »Halt«, rief er. Irgend etwas, so kam es ihm vor, hatte sich im tiefen, schwarzen Schatten der Vorhalle gerührt. Es schien wegzugleiten, huschte an der Wand hin, ungreifbar, und war verschwunden. »Was war das?«

»Dein Hund, denke ich«, sagte Gadeiros.

»Ich habe keinen Hund. Das heißt, Hunde genug, aber keinen, der mir anhängt oder vor meiner Türe säße.«

»Dann ein anderes Tier. Für einen Menschen jedenfalls war der Schatten zu klein.« Während sie ins Haus gingen, legte Gadeiros seinen Arm um Hyllos' Schultern. »Wirf die Furcht ab, mein Hyllos. Auch mir haben schon zweimal Meuchelmörder nachgestellt. Daß wir Könige unter dem besonderen Schutz der Götter stehen, das ist nun etwas, woran ich fest glaube.«

»Es ist nicht Meuchelmord, was ich fürchte.«

»Was dann?«

»Ach, reden wir nicht mehr davon.« Hyllos riß sich zusammen. »Hier, nimm diesen Gürtel. Und da ist auch ein Goldband, um deine Locken zu bändigen. Nun wird Poside dich für einen wunderschönen König halten. . .«

Im Tempel wurde ihnen der Bescheid, der göttliche Herr bete gerade und könne im Augenblick niemanden empfangen. Der weiße Diener sprach höflich, aber bestimmt.

Achselzuckend wandte Gadeiros sich um. Als sie durch den großen Tempelraum zurückgingen, musterte er aufmerksam die Feuerhüterinnen am Herd. Ganna war unter den dreien. Vor der Tür sagte er: »Hübsche Mädchen habt ihr da. Diese

Kleine mit den blassen Wangen und langen, dunklen Wimpern. . . Schade, sie hielt die Augen gesenkt und bemerkte nicht die Bewunderung in meinen Blicken.«

»Sie sind heilige Jungfrauen und dürfen nicht mit jungen Männern sprechen«, sagte Hyllos ärgerlich.

»Mit Königen auch nicht? Der Umgang mit Göttern tut der Jungfräulichkeit bekanntlich keinen Abbruch. Und Könige sind fast wie Götter – wenigstens bei uns.« Und ehe Hyllos antworten konnte, schwatzte Gadeiros schon weiter: »Doch sage mir, zu wem betet er eigentlich, der verborgene Gott? Zu sich selbst?«

Dieser Scherz schien Hyllos noch unziemlicher als der andere. »Zu seinem himmlischen Vater«, antwortete er streng. »Wahrhaftig? Ich glaube eher, er war anderweitig beschäftigt und ließ sich darum verleugnen.«

Vielleicht war er bei den Schwänen. Ob sie noch leben? Ob sie das Unheil überstanden haben? fragte sich Hyllos.

Da erklang hinter ihnen eine vertraute Stimme: »Hyllos, mein König, ich grüße dich.« Das Tempeltor knarrte.

Sie wandten sich um. Auf der Schwelle stand eine der heiligen Jungfrauen. Der Saum des Kleides berührte den Boden, der eiserne Gürtel glänzte, das Kopftuch aber war weit aus dem rosigen Gesicht zurückgeschlagen. Hyllos öffnete den Mund vor Staunen.

»Ja, Hyllos, ich bin es«, sagte Jole mit heiterer Würde. »Sieh mich an. Gebiona hat mich aufgenommen. Und Poside hat mich soeben gesegnet.«

»Aha«, warf Gadeiros spottend ein.

»Er hat gebetet. Für mich, für dich, Hyllos, und für die Welt«, sagte Jole strahlend. »Da Ganna bald fortgeht, kann ich an ihre Stelle treten.«

Hyllos war noch immer stumm vor Verblüffung. Jole, sie, die Freie, die Reiterin und Speerwerferin, sie sollte spinnend am Herd sitzen, das Kopftuch in der Stirn? »Ich konnte schon aufgenommen werden«, fuhr Jole fort, »weil heute der Tag ist, an dem ich vor vierzehn Wintern geboren wurde.« Stolz und fröhlich blickte sie von Hyllos zu Gadeiros.

Hyllos nahm sich zusammen und stellte seinen Begleiter vor. »Das dachte ich mir schon, daß er ein König ist. Er sieht so aus«, sagte Jole. »Kommt herein in den Tempel, meine Freunde, dorthin, wo ich jetzt zu Hause bin. Ihr sollt hören, daß ich singen kann. Dieser Hochkönig hier«, sie wandte sich unbefangen an Gadeiros, »zweifelt gewiß daran, daß ich eine gute Feuerhüterin werden könnte, so wie er an allem zweifelt. Ich bin ein Mädchen in Waffen. Aber nun soll er erfahren, daß ich auch andere Künste erlernen kann als das Fechten mit Schwert und Schild und das Werfen mit Speeren.«

Gadeiros verneigte sich lachend vor ihr. »Ich jedenfalls zweifle keinen Augenblick daran, hohe Jungfrau.«

Sie traten durch das Bogentor wieder in das dämmrige Innere des Tempels ein. Die Glut des Feuers leuchtete in warmem Rot. Die spinnenden und webenden Mädchen hoben die Köpfe. Aber sie blickten vorwurfsvoll auf Jole, die eben Gadeiros ein neckendes Wort zuwarf, das er gewandt auffing und zurückgab wie einen goldenen Ball.

Jole bemerkte die Blicke und sagte zu den Mädchen: »Es sind Könige. Und überdies: Ich bin eben erst eingekleidet worden, da spreche ich noch, mit wem ich will.«

Wieder lachte Gadeiros. »Jole, du gefällst mir«, sagte er.

»Das hoffe ich«, antwortete Jole. »Aber nun wollen wir beginnen. Ich singe die führende Stimme. Und ich bitte euch«, sie lief zu den sitzenden Mädchen, »mich mit leisen Klängen zu begleiten.«

Und dann sang Jole. Ihre Stimme war wie die eines großen Vogels, hell, stark und frisch. Die Töne stiegen klingend auf und ab, umwoben von dem dunkleren Summen der anderen Mädchen.

Gesang hatte stets die Macht, Hyllos stark zu bewegen. Aber Joles Singen ergriff ihn besonders. Wie immer empfand er den Strom von Kraft und Freudigkeit, der von ihr ausging, als Zuwachs zu der eigenen Kraft, als etwas, das ihn trug und hielt. Er sah sie im Feuerschein stehen und dachte: Wie groß sie aussieht, wie stolz und voller Mut. Bin ich, der Zweifler, ihrer überhaupt würdig? Er bemerkte den Blick, mit dem

Gadeiros Jole ansah, und wußte: Auch er erkennt ihren Wert. Er betrachtet sie mit ganz anderen Augen als Ganna, für die er wohl Entzücken, aber keine Ehrerbietung hat.

Ganna hielt jetzt die Augen aufgeschlagen, und wieder sah Hyllos das wilde Feuer in ihnen. Warum wollte sie fortgehen? Mit wem? Wohin? Floh sie vor Dagdan? Aber gab nicht Posides Heiligtum ihr den besten Schutz, den sie irgend haben konnte?

Schutz! Plötzlich erschrak Hyllos. Hatte Gebiona am Ende Jole aufgenommen, um auch ihr diesen Schutz zu geben? War Jole in Gefahr? Seltsamer Gedanke – Jole? Wer sollte Jole schaden wollen? Ist Dagdans Schatten so mächtig über die Insel heraufgewachsen, daß ich sogar für Jole zittern muß?

Er merkte auf einmal, daß nun auch Gadeiros mit den Mädchen sang. Sein lächelnder Mund blieb unbewegt, aber das an- und abschwellende Summen neben Hyllos war das einer Männerstimme.

Das Lied ging zu Ende, alle schwiegen. »Auch du hast gesungen«, sagte Jole zu Gadeiros, »am Ende kannst du sogar die Harfe schlagen?«

»Wäre ich ein König, wenn ich das nicht könnte?«

Das Wort versetzte Hyllos einen Stich. Er selbst konnte weder singen noch Harfe spielen. Es hatte auch nie jemand daran gedacht, ihn dergleichen zu lehren, da Jolaos die »Spielmannskünste« verachtete.

»Ich will dir eine Harfe holen«, rief Jole eifrig. »Der Gesang klingt schöner, wenn Saitenspiel ihn begleitet.« Und schon war sie aus der Tür.

Die Jungfrauen am Herd wandten sich wieder ihrer Arbeit zu. Gadeiros faßte Hyllos' Arm. Leise sagte er. »Das ist also das Mädchen deiner Wahl. Nicht schlecht, Bruder.«

»Das hast du erkannt?«

»Blicke sprechen oft besser als Worte.«

Sie schritten langsam über den flimmernden Bernsteinboden, vorüber an den Säulen, in denen sich das Feuerlicht spiegelte.

»Ich will sie heiraten, wenn die Zeit da ist.«

»Gut so. Werde mir nur nicht eifersüchtig, wenn ich ein wenig mit ihr scherze. Sie wird dir immer die Treue halten. Eher mag es sein, daß du noch deinen Sinn änderst. Du bist sehr jung.«

»Und du ein weiser Greis«, ergänzte Hyllos lächelnd. »Nein, Gadeiros, jung oder alt, ich bin nicht einer von denen, die ihren Sinn ändern.«

»Mag sein.« Gadeiros sagte nachdenklich: »Ein Stein, der gerade und schwer auf den Boden des Meeres sinkt und dort für alle Ewigkeit Grund findet. Dagegen bin ich leicht wie eine Blase, die aufsteigt und an der Oberfläche zerplatzt.«

Sie standen vor dem goldenen Bild des Gottes auf dem Wagen, der sie von seiner Höhe herab kalt ansah.

»Aber nein.« Hyllos wollte Gadeiros im gleichen Tone antworten, doch dann seufzte er. »Du bist hell wie Jole, ich dunkel. Ich gehöre der schlechten Jahreszeit an, jener Zeit, in der nichts wächst, nichts grünt und blüht. Den dunklen Tagen, die ihr im Süden gar nicht kennt. Der dort drinnen« – Hyllos wies auf die kleine Tür zum »Grab« – »hat mir ein freundlicheres Bild gezeigt. Aber ich glaube ihm nicht. Ich habe noch nichts tun können, um des Namens eines Hüllers, eines Helfers und Schützers, würdig zu sein.«

Gadeiros schüttelte den Kopf. »Was ist es, das dich drückt? Die Dürre? Die Flut? Du kannst so wenig für die Unbilden von Himmel und Meer und Erde wie ich. Warum sich Sorgen machen um Dinge, die wir nicht ändern können? Auch uns in Iberia straft der Himmel mit Mangel an Regen. Siehst du etwa, daß ich deswegen den Kopf hängen lasse? Noch haben wir dichte Wälder und gute Flüsse ebenso wie ihr. Und mein Volk ist tüchtig wie das deine. Es wird mit der Dürre fertig werden. Die Deinen aber sind zudem wanderlustig und mutig. Ihr werdet euch neue Länder erobern, sollten die alten nichts mehr taugen. Kopf hoch, Hyllos, dich liebt ein Mädchen, das wie die Sonne ist. An deiner Kammerwand aber hängt, ich sah es, ein gezogenes Schwert, das kämpfen und die Welt erstreiten möchte. Wenn du ins Südland fährst, um dein Erbe zu fordern, werde ich dir zu Hilfe kommen. Solch

ein kleiner, lustiger Krieg ist gerade das, wonach es mich verlangt. . .«

Die Tür knarrte, Jole kehrte zurück. Sie hielt eine Singharfe im Arm, und hinter ihr trat ein Mann ein, der ein ähnliches Instrument trug – Tyros von Tyrrienien.

»Hier bringe ich noch einen König mit«, rief Jole, »der auch singen und spielen will. Wie schön wird unser Chor nun klingen! Fangen wir an, fangen wir an.« Sie reichte Gadeiros die Harfe. Er stimmte sie sogleich.

Tyros grüßte Hyllos und Gadeiros. »Ich kam, um zu singen. Um so besser, wenn es in guter Gesellschaft geschehen kann«, sagte er.

»Einer muß auf den anderen hören«, bestimmte Jole, »damit keiner singt, als sei er allein auf der Welt – so wie es die Sänger draußen machen. Unsere Stimmen sollen schön zusammenklingen, ich hasse das wüste und wirre Durcheinander.«

»Wie recht du hast, Göttin des Gesanges, Jole«, sagte Gadeiros.

»Das bin ich nicht«, erklärte Jole entschieden. »Nur einen gibt es, der sich so nennen darf: Gott der Lieder und Klänge.« Sie blickte nach der kleinen Tür hinter dem Bild. »Für ihn wollen wir singen. Ist es euch recht?«

Nun sangen sie wieder und noch weit schöner als zuvor. Die Mädchen am Feuer legten ihre Spindeln beiseite. Ihre Stimmen klangen süß und rein mit der Joles zusammen, die Männer untermalten tief und kräftig das silbrig lichte Klingen, und die Saiten schwirrten feierlich dazu. Was der Chor sang, war ein altes Lied auf Poside, das sie alle zu kennen schienen, alle außer Hyllos. »Komm, Herr und Gott, mein Herr und Gott«, ging der Kehrreim, »Posi De, Posi De.«

Wie sie es immer aufs neue wiederholten, öffnete sich die kleine Tür, und der, den sie anriefen, trat leibhaftig hervor und unter sie. Poside war ohne Maske, er trug einen Kranz von grünen Blättern im Haar und im Arm die schöne Lyra, die Hyllos im »Grab« gesehen hatte.

Als er erschien, schwieg der Gesang, und alle im Raum standen wie angewurzelt. »Ich höre, daß hier nach mir gerufen

wird«, sagte er mit seiner klaren, warmen Stimme. »Darf ich mitsingen?«

»Willkommen, Herr und Gott«, rief Jole.

Sie wiederholten alle die Worte.

Poside ließ seine Saiten schwirren. Das Lied, das er anstimmte, erzählte die Geschichte vom Sonnenstrahl, der als Werber des Gottes auszieht, die in den Winterschlaf gebannte Jungfrau zu erwecken. Keiner der jungen Leute kannte die Geschichte, und Poside sang so schön, daß sie ihm erst ganz verstummt zuhörten. Doch der Kehrreim war leicht aufzufassen, und die anmutige Weise lockte. Tyros sang zuerst mit, dann Gadeiros, dann fielen die Mädchen ein.

Es blieb nicht beim einstimmigen Singen. Unter Posides leichter Führung glitten die Stimmen auseinander, immer feiner, reicher und glänzender ward das Gewebe der Klänge. Drei Harfen begleiteten es, gaben den Takt. Immer wieder hob sich Posides leuchtende junge Stimme, die Weise aufs neue beginnend, dann folgte Joles Vogelruf und das liebliche Ineinander der anderen. Die Körper wiegten sich, die Füße verfielen von selbst in den Schritt des Reigens, Poside wanderte rund um das Feuer, das auflodernd sein helles Gesicht, das schimmernde Haar, die weiße Gestalt mit Lichtern überspielte.

Hyllos stand allein beiseite, Tränen in den Augen, es waren Tränen der Ergriffenheit, zugleich aber auch des Schmerzes. Er allein blieb ausgeschlossen, der dunkle Fremdling unter den Hellen.

Da aber hielt Poside vor ihm an. Durch den Nebel seiner Tränen sah er den strahlenden Blick, der aufforderte und warb, in den seinen dringen. Und dann rührte Gadeiros seinen Arm an und flüsterte: »So singe doch! Du kannst es.« Eine Hand faßte ihn und zog ihn in den Reigen. Poside begann, der Chor fiel ein. Mühsam brachte Hyllos die ersten Töne hervor. Aber die Weise lag längst in seinem Ohr. Und dann hörte er sogar die eigene Stimme. Zuerst erschrak er fast, dann aber ließ er sie, kühner geworden, anschwellen, sie wurde getragen und trug, schwang sich mit im Kreise, war in

ihn eingebunden wie eine Blume in einem Kranz und schien doch auch manchmal aus ihm hervorzuleuchten wie der Strahl der Sonne, von dem das Lied handelte.

Der Reigen drehte sich, die Zeit stand still. Aber einmal – irgendwann – endete doch alles, Tanz, Gesang, Musik. Die jungen Leute hielten inne, tief atmend, und lächelten einander zu.

Jole kam herüber: »Hyllos, du kannst ja singen.«

Er glühte über und über. Wie sie ihm beide Hände hinstreckte, faßte er sie, schwang sie auf und ab und umarmte Jole vor aller Augen. Und dann wandte er den Kopf zu Poside, der neben ihm stand. »Du hast es mir gegeben«, sagte er.

Poside legte die Hand segnend auf das wirrhaarige Knabenhaupt. »Singe, kleiner Hochkönig«, sagte er lächelnd. »Singe, wenn die Sorgen und Nöte zu schwer werden! Du wirst dich freier fühlen und klarer wissen, wohin dein Weg geht.« Dann grüßte er alle, schlug noch einmal ein paar Töne an und ging zu seiner Tür, die sich hinter ihm schloß.

Die Sänger trennten sich winkend und grüßend. Tyros blieb im Tempel, ebenso die Mädchen, die sich wieder ans Feuer setzten. Nur Jole trat mit Hyllos und Gadeiros in den Sonnenschein hinaus. Sie winkte ihnen nochmals zu und lief dann auf leichten Sandalen mit wehendem weißen Kleid und Schleier dem Haus der Feuerhüterinnen zu.

Die beiden jungen Könige schritten vorüber an der Weltsäule durch das Heilige Rund. Sie schwiegen.

Endlich fragte Hyllos leise: »Was denkst du von ihm?«

»Er strahlt Licht aus. Ein echter Gott und Herr.« Gadairos räusperte sich. »Aber«, fuhr er betont leichthin sprechend fort, »mir kam der Gedanke, daß es mit der Gotteskindschaft der atlantischen Könige doch wahrhaft seine Richtigkeit haben muß. Einer seiner Nachfahren gleicht dem Gott beträchtlich.«

»Ja. Ich habe es auch gesehen.«

»Mir scheint, daß da jemand ziemlich viel Mut beweist.«

Hyllos schwieg. Endlich sagte er: »Welchen von den beiden meinst du?«

Gadeiros lachte. »Du hast recht, man kann kaum sagen, wer sich mehr in Gefahr begeben hat, der König oder der Gott. – Sag, wußtest du, daß einer von Fengons Söhnen entkam? Denn es kann ja nicht anders sein. Euer Poside kam aus Albion. . .«

»Er hat es mir selbst gesagt. Nicht geradezu, aber doch so, daß ich verstand, was er meinte. Übrigens – was die Gefahr betrifft: Dagdan ist es, der großen Mut beweist – trotz seiner Speere und Lederwämser.«

»Du meinst?« Gadeiros blieb stehen. Er sagte langsam und jetzt ausnahmsweise sehr ernst: »Wenn es so ist, wenn selbst Hyllos, der Zweifler, das glaubt, dann, scheint mir, braucht niemand hier Furcht zu haben – außer einem einzigen.«

16. Die Beratung

Die Worte des Freundes bewegten Hyllos. In den folgenden Tagen dachte er oft darüber nach. Nein, es war wohl nicht Furcht, was er empfand. Aber der Druck blieb, das Warten auf etwas, was geschehen mußte und geschehen würde. Die folgenden Tage verbrachte er in einer starken Spannung. Doch nichts, was erschrecken konnte, geschah.

Gadeiros blieb auf der Burg. Für seine Begleiter war in Eile ein festes Lager gebaut worden. Aber er ließ einige seiner Männer zu sich kommen, denn er war ein verwöhnter Jüngling, der nicht ohne seine geschulten Diener auskommen konnte. Und auch nicht ohne prächtige Kleider. Am Königshof gab es geschickte Weberinnen und Näherinnen, wie überhaupt die Frauen der Insel für ihre feinen Webarbeiten berühmt waren. Nun erhielt Gadeiros ein paar prächtige Gewänder in bunten Farben, wie er sie liebte. Er hieß die Frauen auch ein langes, feuerrotes Tuch für ihn weben. Am Vorabend des Sommertages würden die Könige den Stier für das Opfer im Heiligen Gehege einfangen. Gadeiros sagte, dafür brauche er das rote Tuch. »Da sollst du einmal sehen, was ich kann«, verhiess er Hyllos.

Der Tag der Sommersonnenwende rückte heran. Jeden Morgen verkündeten Hornrufe von der Burgmauer herab, wieviele Tage und Nächte noch bis zum Fest vergehen würden. Jetzt waren es nur noch vier. Der alte Noreios und ein anderer Weiser, die als »Himmelsdeuter« des Volkes täglich den Stand der Sonne maßen, sagten so, und was sie behaupteten, mußte stimmen.

Hyllos hatte eine Fahrt zum Festland und einen langen Umritt zur Besichtigung der Flutschäden hinter sich. Nun ritt er nochmals an Gorgones Seite über die Insel. An allen Ecken und Enden herrschte hier fieberhafte Tätigkeit, noch mehr als auf dem Festland, wo er den führenden Männern recht eindringlich hatte zusprechen müssen. Auf der Insel war man unsäglich fleißig. Notunterkünfte waren bereits errichtet, Hausfundamente gelegt oder Tragpfosten eingerammt worden. Die stehengebliebenen Ruinen wurden neu gedeckt, die Felder entwässert, die Erhöhung des Norddeiches war eben in Angriff genommen worden. Der allergrößte Fleiß herrschte auf den Docks der Schiffswerften. Da klangen die Hämmer und sangen die Sägen. Der Schiffsbau war eine der größten Künste der Atlanter. Und die sie verstanden, fühlten sich nun, da so viele zertrümmerte Schiffe ersetzt werden mußten, ganz in ihrem Element.

Wohin Hyllos kam, schlug ihm eine Stimmung froher und hoffnungsvoller Tatenlust entgegen. Die Leute lachten ihm zu und zeigten ihm mit Stolz, was sie geleistet hatten. »Die Häuser werden noch schöner als zuvor, König.« – »Gestern sind zwei Schiffe mit Bauholz aus dem Norden angelangt, bessere Hölzer haben wir noch nie gehabt. Das sollen Schiffe werden, Herr – Poside fährt nicht sicherer.« – Schwierigkeiten wurden mit Lachen überwunden, auch die Leute in den Notunterkünften waren arbeitsam und klagten nicht.

Hyllos begriff, daß dies alles weithin Gorgones Werk war. Er wies an, befeuerte den Mut und hatte für jeden einzelnen ein aufmunterndes Wort, sogar einen Scherz. Der zurückhaltende, kalte Mann war kaum wiederzuerkennen. Also darum sagt man, seine Krieger gingen für ihn durch Feuer und Was-

ser, dachte Hyllos. Wie gut, daß wir ihn für eine Weile im Land haben.

Zaghaft, aber herzlich redete er Gorgone an: »Ich weiß nicht, wie man dir danken soll, Feldherr, für alles, was du hier tust.«

»Wie danken, König? Dadurch, daß du meinen großen Plan förderst. Diese Leute werden ebenso gut kämpfen wie arbeiten. Es ist ein Volk, wahrhaftig, mit dem man etwas anfangen kann.«

»Also stimmt es doch nicht, dies: Wir seien nicht mehr, wie die Alten waren, wir verkämen in Weichlichkeit und Wohlleben?« Du hast selbst so gesagt, dachte er.

»Das Wohlleben ist der Feind der Menschen. Aber sobald Unglück sie trifft, mehr als gewöhnlich von ihnen verlangt wird, sofort erwachen ihre Kräfte, ihr Mut, die Weichlichkeit schwindet, sie vollbringen Wunder. Das Volk, Hyllos: In ihm stecken viele unerweckte Kräfte. Anders ist es mit den Großen, mit jenen, die sich – nicht immer mit Recht – die Edlen nennen. Sie meinte ich, als ich dir vom faulen Frieden sprach. Die wahre Unfähigkeit sitzt auf den Edelhöfen, auf den Burgen, sogar, das sage ich dir offen, auf deiner Burg. Ich bitte dich um eins: Jage Jolaos fort! Was tut der Mann überhaupt? Hat er in dieser Zeit des Notstands je einmal Hand oder Fuß gerührt? Wem nützt seine berühmte Weisheit, greisenhaft unentschlossen wie er ist? Wähle dir einen besseren Berater, König Hyllos.«

Hyllos zog die Brauen zusammen: »Kann ich denn irgendeinem vertrauen? Und Jolaos einfach wegjagen? Ich bin keiner von den Undankbaren, Gorgone.«

»Du mußt lernen, härter zu werden. Um des Ganzen willen dem einzelnen Wunden zu schlagen, darum kommen wir alle, die wir führen wollen und können, nicht herum. Allzuviel Dankbarkeit wird zur Schwäche und schädlich, wenn es um große Dinge geht.«

Hyllos schwieg.

»Setze dich wenigstens gegen ihn durch.«

Hyllos dachte an Poside. »Ich habe damit angefangen.«

»Fahre damit fort. Besuche das Festland, wie du getan hast. Lerne dein Volk kennen, so wie es dich kennenlernen muß. Rede beim Volksting zu ihm. Leide es nicht mehr, daß Jolaos dich hier auf der Burg wie einen Gefangenen hält. Du fragst dich, warum er das tut? Aus zwei Gründen. Zum ersten: Er fürchtet, wie du weißt, jeden fremden Einfluß, unter den du geraten könntest. Du sollst das Kind bleiben, das stumm seinem Wink folgt. Der zweite Grund aber ist derselbe, um dessentwillen er die Atlasburg absperrt und bewachen läßt, in einer Weise, wie es bisher nie geschehen ist. Was war das früher für ein fröhliches Treiben im Heiligen Rund: Beratungen, Spiele, Gerichte und Feste. Heute sitzen dort allenfalls noch die Sänger und jaulen ihre Lieder. Jolaos hat Angst vor seinen lieben Atlantern. Er fürchtet die Gärung im Lande, die Unruhen, die freilich drohen. Die Menschen wittern Unheil und versuchen auszuschlagen wie beunruhigte Pferde im Gewitter. Jolaos sah mich zuerst mit Schrecken kommen, jetzt hat er erkannt, daß meine Pläne der Unruhe besser steuern können als all sein Gerede. Übrigens – dies Absperren der Burg kann man nur als eine kindische Maßnahme bezeichnen. Jeder Ehrgeizige, der Lust hätte, den Burghügel im Handstreich zu nehmen, könnte die kleine Schar schläfriger Wächter leicht überwältigen.«

»Das wird niemand tun«, rief Hyllös. »Den Königssitz, Possides Heiligtum, frevelnd angreifen?«

»Du weißt noch nicht, König, wozu der Wille zur Macht die Menschen befähigt«, sagte Gorgone, kühl lächelnd.

Drei Tage vor dem Fest kamen die Könige zu ihrer ersten Beratung auf dem Königshof zusammen. Mit zehn Begleitern traf ein jeder von ihnen nicht lange nach Sonnenaufgang bei dem sogenannten »äußeren Hafen«, der Schiffsanlegestelle am dritten Wasserring, ein. König Argyll als der älteste führte den Zug an, Gadeiros, der wie Skyld von der Burg herabgekommen war, machte mit seinen Leuten den Beschluß.

Hyllös hörte die Hörnerklänge herauf- und hinabschallen

und den feierlichen Begrüßungsruf der Luren am Tor und zog sich den Königsmantel enger um die Schultern. Er erwartete die Könige auf dem Hof, um sie ins Beratungshaus zu geleiten, dessen Türe weit offen stand.

Am Abend zuvor hatte Jolaos noch lange mit ihm gesprochen. Er hatte sich aufgeschlossener und weniger herablassend gegeben als sonst. Die Ratschläge, die er seinem einstigen Schüler gab, waren gut, und Hyllos versprach, sie zu beherzigen. Es wurmte Jolaos, daß er nicht an den Beratungen teilnehmen konnte, er sprach es offen aus. Dagdans Schatten lag auch über ihm. »Es ist gut, daß er sich noch scheut, die Burg zu betreten. Es könnte sein, daß er bei den Beratungen Unruhe stiftet.« Jetzt gibt also auch Jolaos zu, daß er ein Unruhestifter ist, dachte Hyllos.

Er spürte Jolaos hinter sich, wie er da am Eingang des Hofes stand; auch Agin und Bukos waren da und alle Würdenträger. Aber keiner von ihnen würde Hyllos ins Beratungshaus begleiten dürfen, die Könige mußten und würden ganz unter sich sein, und nur wenn einer von ihnen einen anderen Mann als Zeugen seiner Ausführungen zuzuziehen wünschte, würde dem für kurze Zeit der Zutritt gestattet werden.

Die Könige waren beim Wirtschaftshof von den Pferden gestiegen, jetzt kamen sie heran, zu zweien und zweien gehend, das Gefolge hinter ihnen.

Hyllos sah auf den ersten Blick, daß Dagdan unter ihnen war. Also doch. Neben Skyld schritt er im zweiten Glied, den glänzenden Bronzehelm auf dem hellen Haar.

Als Dagdan durch die Tür schreiten wollte, rief ihn Fion von hinten an. »Was ist's mit dir, Bruder, willst du mit dem Schwert an der Seite hier eingehen?«

»Das will ich«, antwortete Dagdan, sich umwendend.

Aber Skyld legte ihm die Hand auf die Schulter. »Noch nie hat ein atlantischer König bewaffnet der Beratung beige-wohnt.«

Da riß sich Dagdan das lange Schwert samt Gürtel und Scheide vom Leib und warf es auf den Hof, wo es rasselnd aufs Pflaster stürzte. Einer von seinen Begleitern hob es auf.

Dagdan aber breitete die Arme aus. »So gebe ich mich waffen- und wehrlos in eure Hände, ihr Könige.«

Hyllos stand an der Tür, als Dagdan die Schwelle überschritt. Er sah das kleine Etwas, das, an Dagdans linkes Bein geschmiegt, lautlos mit hereinschlüpfen wollte, und rief unwillkürlich: »Ein Bärlein, ach!« Dann erst erkannte er, daß es sich um einen sehr kleinen Menschen handelte, der ganz in Pelze eingehüllt war.

Nun hatten auch die anderen den Kleinen bemerkt. Fion fragte: »Etwa ein Sohn von dir, Dagdan?«

»Mein Zwerg. Er weicht nie von meiner Seite«, warf ihm Dagdan finster zu.

»Wie reizend.« Gadeiros redete sanft vor sich hin. »Der König von Albion wird nun wohl auch noch wünschen, einen seiner Bewaffneten zur Beratung mitzunehmen, auf daß der hinter seinem Stuhl stehe, während das Bärlein auf seinem Schoß Platz nimmt.«

Hermolaos, der Svebe, aber, der bereits auf seinem Sessel saß, legte die Faust aufs Knie. »Die Könige und nur sie beraten hier nach altem Recht. Kein Begleiter, er sei klein oder groß, ist zuzulassen. Wir wollen nicht gewärtigen, daß, was wir hier besprechen, morgen überall zwischen Libyen und dem Eismeer beredet werde.«

»Mein Zwerg ist taub und stumm«, setzte Dagdan an. Man sah, wie der unterdrückte Zorn in ihm kochte. Aber da auch Argyll die Regel zu zitieren begann, packte er wütend den Zwerg, trat einen Schritt über die Schwelle zurück und warf das leichte Bündel Felle, ebenso wie er das Schwert geschleudert hatte, auf den Platz hinaus.

Die Türe wurde hinter Hyllos geschlossen. Nun saßen die Könige auf ihren Sitzen im Kreise. Mitten vor der Längswand thronte Argyll, Hyllos neben ihm.

Argyll führte umständlich aus, daß zwar dem Hochkönig aller Atlanter der Vorsitz bei dieser wie bei jeder Beratung der festlichen und heiligen Tage gebühre, daß aber, da Hyllos, der Atlantide, noch nicht das erforderliche Alter habe, an seiner Stelle er, der Herrscher des gesegneten Landes Armorica,

nun nach Recht und Brauch den Beratungen vorstehen werde.

Er sprach lange, ohne eigentlich etwas zu sagen. Hyllos' Blicke streiften immer wieder zu Dagdan hinüber. Der saß mit blassem, unbewegtem Gesicht da, nur die Finger seiner schlanken Hände, die erstaunlich denen Posides glichen, krampften sich manchmal wie in Ungeduld oder Ärger zusammen.

Endlich schwieg Argyll. Da Hermolaos sich nicht rührte, ergriff Skyld als der nächstälteste das Wort. Es war die wichtigste aller Fragen, die er aufgriff: Die große Dürre und was geschehen müsse, um der Lage, die sie geschaffen hatte, zu begegnen. Er sagte Dinge, die sie alle wußten, aber er umriß klar die entstandenen Schwierigkeiten, und einige der Könige seufzten.

Nachdem Skyld auf die Maßnahmen eingegangen war, die ein jeder von ihnen im eigenen Lande zu treffen vermochte, kam er auf den großen Kriegszug zu sprechen. »Die Pläne sind in aller Munde«, sagte er. »Wichtig ist, daß wir sie nun durchberaten und entscheiden. Denn wir wissen: Es ist die vornehmste Aufgabe des atlantischen Königsthings, die Wahl zwischen Krieg und Frieden zu treffen.«

Nun waren die Schleusen geöffnet, jeder wollte sprechen. Argyll erteilte dem libyschen Königssohn das Wort, der wiederum eindringlich das Elend seines Volkes darstellte. Er steigerte sich so in Leidenschaft hinein, daß ihm sogar eine Träne über die Wange lief. Dann bat er mit erstickter Stimme, Gorgone möge als sein Zeuge gehört werden.

Gorgone, der sich zur Verfügung gehalten hatte, wurde gerufen und sprach. Er bestätigte alles, was Menes gesagt hatte, und entwickelte dann seinen Plan. Zum erstenmal bekam Hyllos einen Begriff von den Möglichkeiten dieses Mannes als Redner. Wo Menes erschüttert hatte, riß er mit. Er überzeugte durch die eigene Sicherheit, die felsenfest zu stehen schien. Mit Gorgone waren die Götter, so sah es aus. Notwendigkeit und Aufgabe war der große Kriegszug für alle atlantischen Reiche, keinen Weg gab es außer diesem. Seine

harte und klare Stimme steigerte sich: »Noch lebt, das wird sich erweisen, das alte Volk der Weltumfahrer, das, mächtig und kühn, imstande ist, seine Hände auf alle Länder des Erdkreises zu legen. Wenn unsere Herzen nur stark genug sind, werden unsere Pläne gelingen.« Dann ging Gorgone, gefolgt von den freudigen Zurufen der Könige.

Argyll rief: »Brüder, da haben wir Worte gehört, die wohl-tun, Worte, wie aus der guten alten Zeit heraufgesprochen, jener Zeit, da der Mann noch Mut im Herzen trug. Da wir den faulen Frieden verachteten und mit Lust auszogen zur kampffrohen Männerfahrt. Noch brennt auch in uns Alten das Feuer, das könnt ihr mir glauben, und meine Schiffe, gut im Stand und kühn bemannt, wie sie sind, werden bei dem großen Zug nicht fehlen.«

»Die meinen werden ebenfalls zur Stelle sein«, gurgelte Syn in seinem harten Nordlandsdialekt. »Nicht viele, aber gute Boote kann ich stellen. Außerdem wünschen die Suidonen, die sich ja zu meinen Reichsangehörigen zählen, einen Auswandererzug zusammenzustellen. Sie haben vor, das große Gebirge im Süden zu überschreiten und jenseits zu siedeln. Ich werde sie bewegen können. . .«

»He, Bruder, das dürfte aber gegen Gorgones Absichten sein. Er stellt sich vor, daß alle, die zu Land ausfahren, den Ostweg, die großen Flüsse entlang, nehmen.«

»Der alte, gerade Weg von Nord nach Süd, der den Danubios nicht allzuweit von seinen Quellen überschreitet, dürfte die bessere Straße sein. Denn die Stämme, deren Gebiete er durchzieht, sind uns befreundet und wohlgesinnt, sie schließen sich uns sicherlich an. . .«

»Mein Weg ist der Seeweg«, sprach Tyros dazwischen, »die Straße der weißmähnigen Wogenpferde. Neues Land suchen wir nicht, meine Fischer und ich. Wir sind zufrieden mit unseren Klippen. Aber daß wir dir zu Hilfe kommen werden mit allen verfügbaren Kräften, Bruder Menes, dessen kannst du sicher sein.«

»Wie Tyros verweigere ich keinem unserer Brüder meine Hilfe«, rief Gadeiros. »Ich komme mit meinen Tapferen nach

Aigypftenland oder wohin immer man will. Zunächst aber denke ich meinem Zwillingsbruder, dem Hochkönig, Beistand zu leisten, wenn er ins Achaierland zieht, sein Vatererbe als Heraklide zu fordern.«

Da aber fiel, alles abschneidend, Hermolaos' Faust schwer auf die Sessellehne nieder. »Nicht wundert es mich«, dröhnte seine harte, tiefe Stimme, »wenn die Jünglinge hier im Kreise voreilig tun, als sei der Plan des Feldherrn bereits besprochen und von uns allen gebilligt worden. Sehr erstaunt es mich aber, daß ihr, Argyll und Skyld, reife Männer, gleich den Unreifen über alle Hürden weg eure Gäule jagen laßt. Ich habe Kriegszüge geführt und Kämpfe ausgefochten, und keiner kann sagen, daß es mir an Mut fehle. Aber ich vermag doch zu sehen, daß es ein anderes ist, mit einer kampflustigen Schar von Jungleuten für einen Sommer auf Ostfahrt zu gehen, als ganze Völkerschaften unübersehbaren Nöten und Gefahren auszusetzen, die für viele von ihnen weit schwerer wiegen könnten als der Durst ihrer Felder.«

Jetzt schwiegen alle und hörten dem Svebenkönig zu, der bedächtig die Gründe aufzählte, die gegen Gorgones Pläne sprachen. Hyllos glaubte manchmal, Jolaos reden zu hören. Allerdings zeigte es sich dann, daß auch Hermolaos kein grundsätzlicher Gegner des großen Plans war. Ihm ging es nur um eine gründliche Erörterung des Für und Wider und aller damit zusammenhängenden Fragen.

Die Zeit verging. Rede und Gegenrede, kluge und unkluge Argumente, Fragen, Antworten, erhitzte Köpfe, geballte Fäuste, Beschwichtigungen, Stimmen, die immer und immer wieder das gleiche sagten – Hyllos war es zuletzt, als drehe sich das alles wie ein Mühlrad in seinem Kopf. Er dachte an den Zeitweiser draußen, dessen Schatten einen Strich um den anderen vorrückte. Draußen schien die Sonne. Hier innen war es dämmerig und die Luft heiß und drückend. Er fragte sich, was Jole jetzt wohl tue. Sang sie im Tempel? Oder saß sie am Feuer und drehte die Spindel? Er sehnte sich danach, bei ihr zu sein.

Ja, er wußte, diese Frage, um die die Könige hier rangen, war

die größte, war die, vor der alles andere unwichtig wurde. Die Frage, die über Leben und Tod Unzähliger und vielleicht das Schicksal der atlantischen Gemeinschaft überhaupt entschied. Aber je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr schien es, als werde sie hier zerredet, so daß nichts mehr feststand, und weder Hyllos noch sonst einer wußte, was eigentlich gut und notwendig war, und was nicht. Er selbst hatte nur wenig gesprochen, merkte aber, daß auch niemand mehr von ihm erwartete. Man wußte von dem Schwert in seiner Kammer, und das schien zu genügen.

Als Argyll sagte: »Gerne würden wir aber auch die Stimmen derer hören, die bislang nicht das Wort ergriffen haben«, wandte er sich Dagdan zu.

Der antwortete mit gesenktem Kopf. »Wenn ich nur wüßte, was ich sagen soll, Brüder. Was mich selbst betrifft, so wünschte ich mir nichts sehnlicher, als Bruder Menes und seinem erhabenen Vater beizustehen. Und doch kann ich beim besten Willen heute keine bindende Zusagen geben. Kaum durfte ich es ja wagen, Albion zu verlassen. Die Unruhe dort, die aufs gewissenloseste durch Lügen, Versprechungen, ja Bestechung von außen geschürt wird. . .« Er hob den Kopf, und sein Blick richtete sich düster auf Hyllos. »Diese Unruhe, sage ich, macht mir reichlich zu schaffen. Man hat sogar nach meinem Leben getrachtet. Dazu kommt, daß die Heiligen Männer im Süden meines Gebietes, ebenfalls durch meine Feinde aufgestachelt, sich in grausamer Weise gegen mich stellen. Sie haben Einfluß auf das Volk, und gegen sie zu streiten, ist, ihr wißt es, gefährlich, der großen Zaubermacht wegen, über die sie verfügen.«

»Ich würde es mit Gegenzauber versuchen, Bruder«, sagte Argyll und nickte eifrig mit dem Kopf. »Die Priester meines Landes würden es niemals wagen, mir Trotz zu bieten, denn sie wissen wohl, daß meine Zauberer ihnen weit überlegen sind. Einst, als ich von langer Seefahrt heimkehrend. . .« Doch da unterbrach ihn Fions kühle Stimme: »Wir kommen vom Thema ab, wie mir scheinen will. Der kurze Sinn von Bruder Dagdans Worten dürfte wohl sein: Er hat – aus wel-

chen Gründen immer – keine Lust, sich auf den Zug gegen die Völkerschaften am Achaiermeer einzulassen. Das verstehe ich, denn mir geht es ebenso.«

Die Erklärung weckte allgemeines Staunen. »Deine Gründe, Fion?« wurde ihm zugerufen.

»Meine Gründe? Liegen sie nicht auf der Hand? Wie der kluge Hermolaos wundere auch ich mich nicht, wenn muntere Knaben wie Gadeiros und Hyllos zum Zug gegen Achaierland drängen. Sie wissen nicht, wie stark die Burgen der Fürsten dort gebaut sind, und daß ihre mutigen Scharen sich nur die Köpfe an ihnen einrennen könnten und nichts weiter. Und selbst wenn sie es wüßten« – er lächelte Hyllos verhalten zu –, »es würde sie nicht kümmern. Mich aber kümmern die Kinder meines Landes, die ich nicht in Heimatlosigkeit und Tod führen mag. . .«

Er kam nicht weiter. Menes sprang auf. »Bei den Göttern, nun erkenne ich mit Schmerz, daß unter den atlantischen Königen solche sind, die dem Bruder in der Not den Beistand versagen.«

Fion hob die Hand. »Bruder Menes, vergib mir, wenn ich offen spreche: Mich selbst betrübt eure Not. Aber ich würde keinen Mann meines Landes dazu bringen, sich einem Hilfszug für das Volk der Libyer anzuschließen. Leider sind bei uns die Zeiten unvergessen, da jene Seefahrer raubend und plündernd einfielen, die mein Volk »die Riesen vom Meer« nannte, da sie ihre grausame und ungerechte Herrschaft aufrichteten und wilder als die Wilden hausten. Noch singt man bei uns den Preis jener Helden, die sie endlich verjagten, noch stehen die Siegeszeichen dort, wo ihr Heer geschlagen wurde. Und jeder bei uns weiß, daß sie von den Küsten eures Landes kamen.«

»Uralte Geschichten«, murkte Menes.

»Mein Volk hat ein längeres Gedächtnis als irgendein anderes. Es vergißt nichts, und darum, Menes, bitte ich dich zu verstehen, daß ich euch nicht zu Hilfe eilen kann, denn ich darf nicht gegen den Willen meines Volkes handeln.«

In die betretene Stille, die folgte, sprach Dagdan, leise und

ernst. »Zähle nicht auch mich, Menes, zu den Unbarmherzigen, Nie-Vergessenden, die im Grunde nur die Eintracht zu stören suchen« – er wandte verächtlich die Augen von Fion ab, der sich spöttisch vor ihm verneigte –, »was mich hindert, sind eigene, bittere Sorgen. Sollten die Götter mir hold sein und mir beistehen gegen jene, die mich zu vernichten trachten, so werde ich mit Freuden gen Süden ziehen.«

Hyllos aber kaute noch an Fions Wort von den starken Burgen der Achaier. Er sagte: »Ich danke dir, Fion, daß du mir wenigstens Mut zubilligst«, und Gadeiros unterstützte ihn mit einem lauten: »Bravo.«

Argyll aber bohrte nach: »Laß mich eine Frage an dich richten, Dagdan von Albion. Du sprichst von Feinden, die dich zu vernichten suchen. Wer sind sie, wen bezichtigst du, dich anzugreifen?«

Dagdan saß still, die Augen niedergeschlagen. »Laßt mich heute noch darüber schweigen, Brüder, ich bitte euch. Die Nacht des Gerichtes wird meine Anklage hören, und ihr werdet dann nach Recht und Gewissen entscheiden können.« »Oh, wie kleidet der Mantel des Geheimnisses den so wohl, der es versteht, sich würdevoll in ihn zu hüllen«, murmelte Fion, und Gadeiros lachte darüber.

Dagdan warf einen schmerzlichen Blick in die Runde. »Du siehst, Bruder«, sagte er mit einer müden Handbewegung zu Argyll.

Der schüttelte den Kopf, daß die weißen Haare flogen. Seine Augen blitzten. »Fion von Hierne, ich als der Älteste, der den Vorsitz führt, werde dir verbieten, deinen boshaften Spott über alle und alles auszugießen«, rief er.

Fion lächelte erstaunt: »Habe ich ihn etwa über dich ausgegossen, gewaltiger Seefahrer?«

Doch nun fiel Hermolaos' Faust aufs neue nieder. »Atlantische Könige sollen nicht streiten. Schweige, Fion. Und zähmt euer Lachen, ihr Knaben.«

Hyllos aber hatte durchaus nicht gelacht. Er sah vor sich nieder. Was würde die Nacht des Gerichtes enthüllen?

Als die Könige endlich abritten und Dagdans Pferd wieder

hinter Skylds Männern einschwenkte, sah Hyllos auf der Kruppe den Zwerg hocken, der ihm vom Roß herab eine Grimasse schnitt.

17. Der Stierfang

Noch zweimal kamen die Könige zur Beratung zusammen. Schließlich war der große Kriegszug beschlossene Sache. Der Plan mußte nur noch dem Volksthing vorgelegt werden. Dieses würde den Tag nach der Sonnwendnacht stattfinden, und niemand zweifelte an seiner Zustimmung, denn Gorgones Pläne kamen der Volksstimmung entgegen. Überdies würde Gorgone selbst sprechen.

Dagdan redete auch weiterhin wenig bei den Beratungen. »Ich an deiner Stelle würde ihn ins Gesicht hinein fragen, was er eigentlich gegen dich vorzubringen habe«, sagte Gadeiros zu Hyllos.

Hyllos sprach mit Jolaos. Der sagte: »Ich bin überzeugt, du hast ihn durch unüberlegte Äußerungen gereizt.«

»Das habe ich nicht getan«, rief Hyllos empört. »Außerdem glaube ich, daß er es genauso auf dich abgesehen hat wie auf mich. Jolaos, es geht nicht um irgendwelche Äußerungen, nicht um einen kleinen Streit, den die Könige beilegen könnten. Er will dich und mich vernichten. Er denkt, glaube ich, er könne die Könige in jener Nacht zwingen, mich zu verurteilen.«

»Wahnsinn.« Jolaos starrte vor sich hin. Dann ließ er sich zu einer Erklärung herab: »Der geschickteste meiner – hm – Diener hat versucht, Dagdans Gefolgsleuten auf den Zahn zu fühlen. Doch sie sind so verschwiegen wie er selber. Und den Zutritt zur Burg können wir weder ihm noch ihnen verwehren.« Er seufzte. »Nun – ein anderes Mittel, uns anzugreifen, als das Wort, gibt es nicht für ihn. Es kommt nun alles darauf an, daß du dich klug verhältst. Leider richtest du Unheil an, wenn du deinem eigenen Kopf folgst. Deine unkluge Haltung Skylds Eheprojekt gegenüber hat bereits unerwünschte

Früchte getragen. Er hat sich, überredet von Agin, entschlossen, seine Tochter mit Bukos zu vermählen.«

Hyllos lachte. »Und warum nicht? Ich gönne sie Bukos von Herzen.« Das muß ich Gadeiros erzählen, dachte er. Wir können gemeinsam darüber lachen. Bukos als Helias Sklave, am goldenen Bande geführt.

»Warum nicht?« öffte ihn Jolaos ärgerlich nach. »Kannst du nicht begreifen, daß dies den Ehrgeiz jener Sippe mächtig anspornen wird? Sie sind Atlantiden, Agin pochte schon immer darauf. Jetzt wird ihr Hochmut nicht mehr zu bändigen sein.«

»Aber Bukos kann nicht nach dem Königssitz trachten. Er ist nicht Alkinos' Enkel wie ich, sondern nur der seines Bruders.«

»Wenn er sich das Volksthing gefügig macht. . .«

»Das wird er nicht fertigbringen.«

»Hoffen wir es«, sagte Jolaos.

Hyllos ging zu Poside. Der »Verborgene« war allein, als Hyllos das »Grab« betrat, und strich über die Saiten seiner Lyra.

Hyllos trug ihm das Gespräch vor, das er mit Jolaos geführt hatte. »Dagdan?« Poside blickte den Möwen nach, die vor dem Fenster kreisten und dann über die Stierwiese weg davonflogen. »Denke immer daran, daß ich über dir wache. Seine Hinterlist kann dir nichts anhaben, wenn du deine innere Stärke zu Hilfe rufst. Freilich, auf der Hut vor ihm müssen wir alle sein. Er ist zu weit mehr fähig als zu anklagenden Worten. – Was sonst? Bukos und Helia ein Paar? Jolaos hat recht, auch das ist nicht leicht zu nehmen. Agin ist zu rechtschaffen, um sich gegen den erwählten und gekrönten König zu wenden. Bukos dagegen wird dem Weibe verfallen.« Er besann sich. »Halte ein wachsames Auge auf die beiden, wenn sie vermählt sind. Sollten sie Böses stiften, verbanne sie.«

Hyllos wäre auch am Morgen des letzten Tages vor Mittsommer mit bedrücktem Herzen und düsteren Vorahnungen zum rituellen »Stierfang« gegangen, hätte nicht Gadei-

ros' beschwingte Vorfreude ihn endlich doch angesteckt. »Du wirst sehen, was ich kann«, wiederholte Gadeiros immer wieder. »Damals – vor fünf Jahren – haben sie mich zurückgehalten, die furchtsamen alten Narren, aber diesmal wird das keiner mehr wagen dürfen.«

Es gehörte zu dem Brauch des Hohen Festes, daß die zehn Könige, nur mit Stricken und Stöcken bewaffnet, den Stier für das Opfer im Heiligen Gehege einfingen.

Sie gingen paarweise wie stets, Hyllos und Gadeiros als letzte. Das Gehege betraten sie durch die kleine Tür, die Ganna damals benutzt hatte, als sie Hyllos ins Tempelrund zurückführte.

Auch jetzt lag Morgenfrische über den weichen Wiesenhängen und Baumgruppen. Unten, wo der Boden flach wurde und die Büsche den Schwanenweiher verbargen, war der Grund zwar aufgeweicht, voller Pfützen und nur noch hier und dort mit zerfleddertem Gras bedeckt. Nach dem Erdstoß war auch das Wasser des großen Ringes über die Ufer getreten, inzwischen aber wieder abgeflossen. Im übrigen sah hier alles so schön und friedlich aus wie damals, als Hyllos mit Poside die Schwäne besucht hatte. Er spähte nach ihnen aus, konnte aber keinen Schimmer ihres Gefieders entdecken. Oben auf der Kuppe des Hügels stand die in der Sonne glänzende Bernsteinmauer des Tempels vor dem blauen Himmel, davor das dunkle Gestein des »Grabes« und die leere Höhlung von Posides großem Fenster, die unbelebt und stumm herabschaute.

Hyllos zeigte sie Gadeiros, und der lachte erregt. »Also kann der Gott zusehen, wie ich über den Stier springe. Er wird es sich nicht entgehen lassen, denke ich, denn so etwas sieht man hier nicht alle Tage.«

»Und du kannst das? Wirklich?« fragte Hyllos.

»Ich habe es von Kindheit an geübt. Erst am künstlichen Stier, dann am lebenden. An allen hohen Festen leiten bei uns die Stierspiele das Opfer ein. Im allgemeinen sind es junge Kriegsgefangene, die zum Springen abgerichtet werden.«

»Aber du willst – der König. . .?«

»Ein König muß alles besser können als andere Leute, auch und vor allem das Springen«, rief Gadeiros und warf die rot-goldenen Haare zurück. »Aber halte dich aus dem Weg, Hyllos. Für Ungeübte ist Gefahr bei der Sache. Sieh, jetzt kommen sie.«

Wie immer hatten die Stiere die Nacht im oberen Gehege verbracht, das durch hohe Dornenhecken vom übrigen Teil abgetrennt war. Dort wurde jetzt das Gatter geöffnet. Man hörte die anfeuernden Rufe der Stierhüter. Den anderen voran brach ein mächtiges Ungetüm mit braunrotem Fell durch die Büsche, verhielt einen Augenblick, senkte den gehörnten Schädel und rannte dann mit wild ausschlagenden Beinen den Hügel herab. Ein fast weißer Stier mit sehr großen Hörnern folgte ihm gemächlicher.

»Ein Roter«, schrie Gadeiros freudig, »das ist der Rechte für mich.«

Die anderen Könige hatten sich hierhin und dorthin über den Wiesenhang verteilt. »Der Weiße, nein, der Weiße muß es sein«, hörte man Menes' Stimme. »Fangt den Weißen, Brüder«, und auch Tyros half nach: »Laßt den Roten laufen! Ein weißes Opfer für den Gott des lichten Himmels.«

»Zur Seite, Hyllos, zur Seite!« Gadeiros riß sich das feuerrote Tuch, das er um den Hals geschlungen hatte, ab und schwenkte es über seinem Kopf, es wehte wie eine grellschimmernde Fahne.

Offenbar erspähte es der Wilde. Schnaubend änderte er die Richtung und stürmte geradewegs auf die Jünglinge zu. Ein Warnungsruf von irgendwoher – Hyllos sprang zur Seite. Gadeiros aber setzte geduckt zum Lauf an. Das rote Tuch fiel zur Erde. Leichtfüßig rannte Gadeiros dem Stier entgegen, der plötzlich seinen Lauf hemmte. Verblüfft stand er, da packte Gadeiros schon die mächtigen Hörner des gesenkten Hauptes, schwang sich wie mühelos empor, überschlug sich und stand aufrecht auf dem Rücken des Stieres, die Arme ausgebreitet. In seinem hellen Kittel schwebte er dort oben, vom Sonnenlicht umstrahlt, wie ein leichtes überirdisches Wesen, ein Alf, ein geflügelter Genius. Hyllos schrie vor Be-

geisterung, und auch Gadeiros stieß einen hellen Ruf aus und sprang dann, sich in der Luft überschlagend, vom wild zukenden Rücken des Stieres ins Gras herab, wo er in die Knie sank.

Hyllos hörte König Hermolaos rufen: »Was ist das für ein Wahnwitz?« Aber schon war Gadeiros wieder auf den Füßen und verneigte sich schwungvoll nach allen Seiten.

Hinter Hyllos rief jemand: »Gut gemacht, bei allen Göttern!« Mit einer raschen Kopfwendung erspähte er Dagdan, der dicht hinter seinem Rücken das rote Tuch, das Gadeiros entfallen war, schwenkte.

Doch dann ließ ihn ein erstickter, atemloser Aufschrei des Freundes wieder herumfahren. Der Stier, aufs äußerste durch Gadeiros' Angriff gereizt, kam schnaubend und mit dumpf donnernden Hufen gerade auf Hyllos zugestürmt.

Den Bruchteil eines Atemzuges lang fragte sich Hyllos, ob er ihm wie Gadeiros entgegenlaufen sollte. Aber wie hätte er den Sprung vollbringen können? Er bog aus und floh.

Er hörte das Schnauben nahe hinter sich, dazu Schreien, und dann hielt irgend etwas seinen Fuß gefangen, er stürzte vornüber ins Gras und glaubte schon, die Hörner des Rasenden in seinem Rücken zu spüren.

Er keuchte und merkte dann, daß nichts geschah. Da warf er sich herum. In die plötzliche Stille hinein hörte er Gadeiros hell und freudig rufen: »Getroffen! Ein Götterschuß!« und sein atemloses, jauchzendes Lachen.

Ganz benommen blickte Hyllos in die Höhe. Oben im Fenster des »Grabes« stand eine lichte Gestalt. Das Silber des großen Bogens, den Poside eben absetzte, blitzte herunter. Und dann sah Hyllos auch den Stier, der mit matt um sich schlagenden Beinen keine drei Schritt von ihm entfernt im Gras lag, ein mächtiger, zuckender, braun-roter Hügel. Aus seinem Nacken ragte der gefiederte Schaft eines langen Pfeils.

Gadeiros winkte mit beiden Armen zu Poside hinauf, der Gott grüßte kurz herab und entschwand. Hyllos saß noch immer auf dem Boden.

Jetzt aber trat König Hermolaos mit ein paar gewichtigen Schritten an den liegenden Stier heran und versetzte ihm mit seinem Knüppel einen krachenden Hieb über den Kopf. »So«, sagte er. »Der ist erledigt.« Dann wandte er sich zu Gadeiros um. »Deine Narrheit war es, Knabe, die dies verschuldete und den Hochkönig in Gefahr brachte«, erklärte er streng.

»Ganz recht«, rief auch Dagdan, der eben hinter dem Gebüsch hervorkam, in das er sich geflüchtet hatte, »was mußt du den Stier so unsinnig reizen, Übermütiger?«

»Was, ich?« schrie Gadeiros. Er war dabei, Hyllos aufzuhelfen. »Sag mir lieber, was du mit meinem roten Tuch zu schaffen hattest, König von Albion?«

»Das Tuch?« fragte Dagdan. Er blickte erstaunt umher. Das Tuch lag unfern im Gras. Dagdan zuckte, wie nicht begreifend, die Schultern.

»Es war herrlich«, stieß Hyllos hervor. Er konnte noch nichts anderes denken. »Beides: Dein Sprung und der Schuß. . .« Er hielt sich an Gadeiros fest, denn im Aufstehen merkte er, daß sein rechtes Fußgelenk heftig schmerzte. »Poside sagte, er werde mich behüten. Er hat es getan.«

»Ein guter Schuß, ja«, bestätigte Hermolaos. »Zur rechten Zeit. Da keiner von uns noch nahe genug war, Hyllos beizuspringen. . .«

»Dieser Verleumder war nahe genug, aber er zog es vor, davonzurennen.« Mit einem Arm stützte Gadeiros den Freund, mit dem anderen zeigte er auf Dagdan.

Der Svebenkönig hob die Hand. »Streitet nicht. Geschehenes ist nicht zu ändern, hütet euch ein anderes Mal vor sträflichem Leichtsinn oder kopfloser Furcht. Ich glaube, die anderen haben den Weißen schon im Netz«, setzte er hinzu.

Die anderen Könige, Syn und Tyros voran, hatten sich dem seitab trabenden weißen Stier zugewandt, und es war ihnen offenbar bereits gelungen, das schöne Tier mit ihren Knüppeln und zu Netzen verflochtenen Stricken einzufangen. Man hörte das Brüllen des Stiers herüberdringen und die Siegesrufe der Männer.

Oben beim Gehege trieben die Stierwächter ihre anderen Schützlinge, die sie eben erst freigelassen hatten, wieder mit Speeren und Haken ins Gehege zurück.

»Was ist mit deinem Fuß?« fragte Gadeiros. Er stützte Hyllos.

»Nichts. Nicht schlimm. Was für ein Untier.« Sie betrachteten den gefällten Roten. Hyllos stand vor Schmerz der kalte Schweiß auf der Stirn.

»Schau«, sagte Gadeiros und wies auf ein paar blutige, tiefe Wunden an den Schultern des Stiers. »Da hat irgendein Bösewicht von Hüter ihn gestochen. Darum war er so wild und wollte um jeden Preis angreifen. Ich liebe sie ja, wenn sie so sind. An den zum Angriff gesenkten Hörnern kannst du dich am allerbesten hinaufschwingen.« Er faßte Hyllos wieder unter den Arm. »Und du hast bei dieser Jagd einen Bruch davongetragen, wie mir scheint.« Rasch und geschickt umwickelte er Hyllos' Fußgelenk, das schon anzuschwellen begann, mit dem roten Tuch.

»Komm«, sagte er dann. An seinem Arm humpelte Hyllos, so gut es gehen wollte, den Hügel hinan. Tyros kam ihnen nachgelaufen, hilfsbereit wie immer. »Was ist's? Ein gebrochener Fuß? Mögen die anderen den gebundenen Stier schleppen, widmen wir uns lieber dem anderen Opfer dieser Jagd«, sagte er.

»Wahrhaftig, Opfer.« Gadeiros schüttelte seine Haare. »Ich will meinen eigenen Arm aufessen, wenn dieser Hund aus Albion nicht absichtlich das rote Tuch über Hyllos' Kopf geschwungen und sich dann in Sicherheit gebracht hat. Die Alten begreifen es nicht. Aber es ist ganz klar, daß er es auf ihn abgesehen hat. Warum nur, warum?«

Durch das kleine Tor erreichten sie das Haus der Feuerhüterinnen. Gebiona selbst trat ihnen entgegen und nahm Hyllos in ihre Obhut.

Und dann kam auch Jole. »Der Hochkönig? Hyllos? Was hat man dir getan?«

»Nichts«, sagte er, »gar nichts. Niemand.« Er saß auf einem Lager, während Gebiona mit kundigen Händen den Knöchel

befühlte. »Ich bin gestolpert, das ist alles.« Er lächelte Jole zu. »Und gerade vor die Hörner des roten Stiers gefallen, ja«, ergänzte Gadeiros heftig. »Niemand hat ihm etwas getan, nur hat jemand den Stier auf ihn gehetzt und ihm dann ein Bein gestellt, sonst gar nichts.«

»Wer?« rief Jole »Wer?«

»Genau habe ich es auch nicht gesehen«, murrte Gadeiros.

»Und doch, ich will wetten, so war es. Er tat erst, als wolle er Hyllos beispringen, war nahe bei ihm. . .«

»Wer?«

»Still, Jole. – Gebrochen ist nichts, Hyllos. Ich werde den verstauchten Knöchel verbinden«, sagte Gebiona.

Gadeiros wandte sich zu ihr. Fast feierlich fragte er: »Weise Frau, ich denke, daß du vieles, wenn nicht alles weißt.«

»Nicht alles, nur manches, junger König«, antwortete Gebiona und blickte lächelnd auf.

»Sage, wenn du es weißt: Warum will Dagdan von Albion diesem Knaben hier, der noch keiner Mücke ein Leides getan hat, mit allen seinen Kräften schaden?«

»Warum?« Gebiona strich an dem verletzten Knöchel entlang, und es war Hyllos, als streiche sie den Schmerz fort, so daß er zu einem sanften Prickeln verblaßte. »Er ist der Hochkönig.«

»Er neidet ihm seinen Sitz?«

»Und fürchtet ihn.«

»Er fürchtet das Gericht? Warum kam er überhaupt hierher?«

»Ein Wille, stärker als der seine, zwang ihn. Jetzt wehrt er sich – mit allen Kräften, deren er sich fähig glaubt. Doch Hyllos weiß, daß er sich nicht zu fürchten braucht. Jener starke Wille, von dem ich sprach, behütet ihn. Du hast es erfahren, Hyllos.«

18. Ränke

Nach Gebionas Verordnung verbrachte Hyllos diesen Nachmittag auf dem Lager seines Schlafhauses unter dem gezogenen Schwert des Vaters. Gebiona hatte den Knöchel mit

schmerzstillenden Salben behandelt und fest in Tücher eingebunden. Nun brauche er Ruhe, hatte sie gesagt.

Der alte Thulos hatte sich zu dem jungen König gesetzt, um ihm die Zeit mit Gesängen zu vertreiben. Aber die Kampf- und Schlachtweisen des Alten hatten Hyllos schnell ermüdet. »Ich bitte dich, geh zu Doros, meinem kleinen Vetter, und singe auch für ihn, der nach Kampfliedern dürstet«, hatte er gesagt und Thulos weggeschickt.

Doch dann, als er allein in der Stille lag, packte ihn mehr und mehr Unruhe. Vor seinem inneren Auge zitterte Posides Pfeil im mächtigen Nacken des roten Stiers. Er behütet mich, keine Sorge, sprach er sich zu. Und dennoch – auch der andere ist stark. Trotz seiner Furcht, oder – stark eben durch Furcht. Ein Meister der Ränke. Es war seltsam und sicher falsch, aber in Hyllos sprach unaufhörlich eine Stimme: Das Böse in der Welt ist stärker als das Gute. Es wird letztlich immer den Sieg behalten. Auch Gebiona, auch Poside fürchten die dunklen Gewalten, den Drachen aus dem Feuer und aus dem Wasser. Mensch oder Gott, der im Tempel vermag nichts gegen das Unheil, er hat es selbst gesagt. Hilflos steht er der Dürre gegenüber, nicht anders als ich. Jolaos kann er bannen. Aber wird er Dagdans Gegenzauber gewachsen sein? Ich war dessen sicher. Doch jetzt . . .

Zu dieser Stunde hielten die Könige ihre letzte Beratung ab. Sie hatten gestattet, daß Jolaos an Hyllos' Stelle daran teilnahm. König Hermolaos wollte heute über die Schwierigkeiten sprechen, die einzelnen Stämme und großen Sippen unter der Botmäßigkeit der königlichen Herrschaft zu halten, ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie dazu zu bringen, die Sprüche des obersten Gerichtes anzuerkennen, eine sicher schwerwiegende Frage, zu der Jolaos wohl weit mehr sagen konnte als Hyllos.

Niemand braucht mich, dachte dieser. Warum soll ich nicht liegen bleiben? Aber seine Unruhe wuchs und wuchs. Ihm war, drüben im Beratungshaus gehe etwas vor, bei dem er um jeden Preis anwesend sein mußte.

Er setzte vorsichtig den verletzten Fuß auf den Boden. Wie

das Blut hineinschoß, schmerzte er sehr. Hyllos hielt sich am Bettpfosten und rief nach Alkman, der konnte ihn geleiten und stützen.

Aber von den herbeieilenden Dienern und auch von den Wächtern draußen hatte niemand Alkman gesehen.

Nachdem Hyllos sich einen Stock hatte geben lassen, merkte er, daß er besser gehen konnte, als er gedacht hatte. So humpelte er über den Platz auf das Beratungshaus zu.

Hier und dort standen Gruppen von Gefolgsleuten, die auf das Wiedererscheinen der Könige warteten. Sie verstummten, als Hyllos, auf seinen Stock gestützt, zwischen ihnen hindurchging. Nahe der Vorhalle waren Agin, Noreios und zwei andere Würdenträger in ein erregtes Gespräch vertieft. Bukos trat eben zu ihnen.

Hyllos spürte, wie sein Mund trocken wurde. Es muß etwas geschehen sein, dachte er, meine Ahnung hat mich nicht getrogen.

Bukos starrte Hyllos an, als sehe er einen Geist. Agin streckte die Hand aus und schien etwas sagen zu wollen, der alte Noreios aber faßte seinen Arm und murmelte gedämpft: »Laß. Unterstütze den Betrüger nicht. Da kommt er.«

Wer ist ein Betrüger? Bin ich gemeint? fragte sich Hyllos entsetzt.

Da aber flog die Tür vor ihm auf. Dagdan trat aus dem Haus, er trug etwas auf den Armen, das er Hyllos hinhielt: ein Bündel aus Fellen und buntem Zeug, so schien es im Halbdämmer der Vorhalle. Dann erkannte Hyllos, daß es Dagdans Zwerg war, klein und starr wie ein Brett mit gelbem, reglosem Gesicht und geschlossenen Augen.

Dagdan und Hyllos standen einander gegenüber. Dagdan sagte leise: »Da bist du. Sieh ihn an. Er hat keine Wunde, die bluten könnte, da du vor ihn trittst, Hochkönig.«

»Ist er tot?«

»Ja, ihr habt erreicht, was ihr wolltet. Ihr wußtet, daß er mir lieb war, armer Kleiner, das war sein Verbrechen.« Er starrte Hyllos in die Augen.

Hinter ihm standen die Könige, Hermolaos, Argyll,

Skyld. . . Aber jetzt drängte sich Gadeiros heraus. Mit geballten Fäusten stellte er sich neben Hyllos. »Hör nicht auf ihn, Hochkönig. Glaub ihm kein Wort. O ihr Götter, hätt' ich nur eine Waffe zur Hand.«

»Danke dem Gott, Knabe, daß du nichts dergleichen bei dir trägst, um die geschehenen grausamen Taten noch um eine weitere zu vermehren«, sprach ihn Dagdan düster an.

Aber Hyllos hatte sich gefaßt. Er schüttelte die Hand des Freundes von seinem Arm. »Was ist es, das du mir vorwirfst, Dagdan. Sprich endlich!« So hoch er sich auch aufreckte, Dagdan war doch fast um einen Kopf größer als er und konnte, schmerzlich und schweigend, auf ihn hinabblicken.

»Willst du mir nicht antworten? Ich habe mit diesem Tod hier nichts zu schaffen.«

»Nichts zu schaffen«, murmelte Dagdan mit verzogenen Lippen. »Ihr seid euer drei, die damit zu schaffen haben. Du bist nur der dritte, und es würde mir wohl besser anstehen, dich zu bemitleiden, als dich zu schmähen.«

Der merkwürdig starre und zugleich eindringliche Blick bohrte sich in Hyllos' Augen. Dieser merkte plötzlich, daß er die Lider nicht mehr schließen konnte. Auch über seine Glieder kam etwas wie eine Lähmung. Er versuchte den Arm zu heben, der war schwer wie ein Stein.

Da aber fühlte er, daß dieser Arm ergriffen und geschüttelt wurde. »Er will dich überwältigen, gib acht!« rief Gadeiros. Und gleichzeitig sah er Jolaos auf sich zukommen, einen schwankenden, sehr bleichen, wirrhaarigen Jolaos, der sich die Stirn rieb, als wollte er einen Traum wegwischen.

Jolaos trat neben Hyllos. »Laß ihn in Frieden«, sagte er zu Dagdan. Er versuchte dabei, die Stimme zu heben, es gelang ihm nicht. Er krächzte nur. »Laß ihn. Er ist ein Kind. Verschone wenigstens ihn mit deinen Lügen, ich bitte dich.«

»Lügen?« Auch diesmal wiederholte Dagdan das Wort wie in ungläubigem Staunen. Er drehte den Kopf zu den Königen.

»Hört ihr das, Brüder? Die Nähe seines Zöglings scheint ihn mit neuem Mut zu erfüllen. Er wagt es schon wieder, von Lügen zu sprechen. Geht mir aus dem Weg«, rief er dann,

wie von Verzweiflung erfaßt, und schritt mit seiner leichten Last vorwärts, »ihr, meine Widersacher, verstellt mir nicht den Weg. Ich will doch sehen, ob es auf dieser Insel des Unheils kein Grab gibt für einen heimtückisch Ermordeten.« Alle wichen ihm aus. Er schritt über den Platz und trug die Leiche des Zwergs vor sich her. Seine Gefolgsleute schlossen sich ihm an.

Hyllos blickte ihm nach. »Ich verstehe nichts«, flüsterte er. Die Lähmung war verschwunden. »Was soll das nur? Was soll das?« fragte er und sah einmal Jolaos, dann wieder Gadeiros an.

»Ich erzähle es dir«, antwortete Gadeiros. »Laß ihn mir, Jolaos«, bat er dann, »wir können später beraten, was zu tun ist. Du bist ganz verstört.«

»Das bin ich«, murmelte Jolaos. Er ging schwankend davon, ohne sich umzusehen.

Gadeiros zog Hyllos mit sich ins Beratungshaus.

Im Vorübergehen hörte Hyllos König Skyld zu Agin sagen: »Immerhin ist Mord und Mordversuch auf der Heiligen Insel und inmitten des Gottesfriedens geschehen, das kann nicht leichtgenommen werden.« Dann zog Gadeiros ihn in den jetzt leeren Raum, in dem die Sessel ohne Ordnung durcheinanderstanden, als seien manche von ihnen im Aufspringen heftig zurückgestoßen worden. Gadeiros schob den großen Holzriegel vor die Tür. »Man weiß ja wahrhaftig nicht mehr, wer Freund ist und wer Feind. Dieser Hund hat die Einigkeit der Könige bis auf den Grund zerspalten, das ist das Schlimmste von allem.«

»Sag nicht: Hund«, bat Hyllos und setzte sich. »Hunde lügen und verleumden nicht, und zaubern – zaubern können sie schon gar nicht.«

»Richtig.« Gadeiros warf sich auf einen Sitz. »Also – dieser Mensch hat deine Abwesenheit benutzt, alle seine Ränke spielen zu lassen. Er kam verspätet. Mit wahrer Grabesmiene stand er unter der Tür, und aufgefordert zu reden, brach er in eine Flut von Klagen aus und tat, als überwältige ihn der Jammer. Er behauptete, aufgestachelt und im Dienste deiner

bösen Geister – so drückte er sich aus – habest du ihn verfolgt, mit Verleumdungen und Mordanschlägen. «

»Meinte er Jolaos mit den bösen Geistern?«

»Ihn ohne Zweifel. Er blickte ihn mit dem starren Raubtierblick an, den du ja kennst. Er sagte, es seien ihrer zwei, aber er nannte den zweiten nicht. «

»Bei den Göttern, er wagt sich sogar an ihn!«

»Er glaubt nicht an seine Göttlichkeit, das ließ er durchblicken. Vom Aufhetzen seiner Edlen sprach er, von Bestechung, Zusammenspiel mit den weisen Männern in Albion, von Mördern, die von der Heiligen Insel gekommen sein sollen, von bösen Worten und bösen Absichten deinerseits. . . Er ließ dann seine Zeugen hereinrufen. «

»Zeugen?«

»Oh, die hatte er, versteht sich. Argyll erlaubte ihm mit feinen Worten, sie vorzuführen. Diese alten Narren nehmen alles ernst, was er vorbringt. Wenn ich etwas einwerfen wollte, wurde ich zurechtgewiesen: Die Jugend hat zu schweigen. «

»Und Fion?«

»Der lachte ihm ins Gesicht. Aber den verachten sie ja jetzt, weil er gegen den großen Zug spricht und. . . «

»Wer waren die Zeugen?«

»Zuerst sollte sein Spion aussagen, der Zwerg. Der kam nun nicht – aus guten Gründen. Angeblich hat das Bärlein gehört, wie du zu mir sagtest, du suchtest nach einem Mittel, dich Dagdans zu entledigen. Neulich, dort bei deinem Schlafhaus. . . «

»Ich sagte doch aber. . . «

»Natürlich. Ich schrie es ihm sofort in die Ohren: Sein Spion habe besser hinhören sollen. Der Furcht hättest du dich entledigen wollen. «

»Wenn das alles ist. . . «

»Leider war es nicht alles. Der nächste Zeuge marschierte leibhaftig auf, ein ebensolch abgefeimter Schurke wie der andere, nur drei Köpfe höher und rothaarig. «

»Ill?«

»So hieß er wohl. Der wußte allerhand zu sagen, schleimig

und geschmeidig. Du und Jolaos, ihr solltet aus Albion geflüchtete Mörder begünstigt haben. Und dann war von Gesandten Dagdans die Rede, denen du heimlich ein Beutelchen mit Gift zugesteckt haben sollst, ihren Herrn damit aus der Welt zu schaffen.«

»Wahnsinn.«

»Dein kleiner Vetter, wie heißt er. . .?«

»Doros doch nicht?«

»Doros, ganz recht. Der soll davon gewußt haben. Als er die Gesandten empfing, sei davon die Rede gewesen – von allen deinen Machenschaften. Sie ließen dann das Kind holen und ängstigten es fast zu Tode.«

Hyllos stöhnte.

»Dagdan versuchte sichtlich seine Künste an ihm, so daß der Kleine nicht mehr aus noch ein wußte und wirres Zeug vorbrachte, das er dann widerrief und später aufs neue zugab. Der Junge war Argylls salbungsvollen Fragen ebensowenig gewachsen wie Dagdans starrem Blick.«

»Armer Doros!«

»Dann trat Dagdans bester Zeuge auf, dein Schildträger – heißt er nicht Alkman?«

Hyllos sprang auf. »Alkman? Das kann nicht sein.«

»Alles kann sein, wenn Dagdan die Hand im Spiel hat. Der Bursche wirkte von Anfang an, als sei er im Schlaf. Er leierte herunter, was Dagdan wollte: Du habest ihm befohlen, Dagdan heimlich zu erdolchen. Jolaos habe ihm goldene Ringe versprochen.«

»Und Jolaos?«

»Auf den wirkte Dagdans schwarzer Zauber fast ebenso stark wie auf die Jungen. Er schwankte und stöhnte, wollte sich wehren und konnte es nicht, es war jammervoll mit anzusehen. Fion rief ihm zu: »Wach auf, Berater des Königs«, aber er brachte nur ein Gegurgel hervor, und Dagdan sagte: »Hört, wie er sich schuldig bekennt.« Ich rief: »Das hat er nicht getan«, aber wieder hießen sie mich schweigen, und Dagdan bezeichnete auch mich als deinen Mitschuldigen. Dann ging er hinaus, um zu sehen, warum der Zwerg nicht gekommen

war und kehrte mit dem totenstarrten Körperlein auf den Armen zurück, jammernd und die Götter anrufend. Ich bin überzeugt, er wußte schon zuvor, daß das Ding tot war, aber er tat, als habe ihn dieser Blitzstrahl erst jetzt getroffen. Der Leichnam soll irgendwo in der Nähe des Tempels oder des »Grabes« gefunden worden sein und keine Verletzung aufweisen, so daß es nach Dagdans Meinung klar erwiesen ist, daß der Zwerg durch schwarzen Zauber umkam.«

Hyllos blickte vor sich hin. »Wie kam der Zwerg wirklich um?«

»Brach sich den Hals, denke ich. Der Kopf wirkte so seltsam verdreht. Dagdan sagte, am Ende wisse der »Verborgene« im Tempel mehr über die Sache, und das schien mir das einzig wahre Wort, das er sprach.«

»Noch mehr?«

»Das war alles. Genug immerhin, um die alten Narren tief-sinnig und finster dreinblicken zu lassen.«

»Tyros? Syn?«

»Tyros wohl nicht. Syn? Der redet ja nie. Und Menes ist uns beiden nicht grün. . .«

Hyllos tat einen mühsamen Schritt zur Tür. »Wo ist Alkman jetzt?«

»Sie ließen ihn einsperren – ins Haus der Wachen, hieß es.«

»Was? Über meinen Kopf weg? Meinen eigenen Schildträger? Und das soll ich mir bieten lassen?« Hyllos riß den Riegel zurück.

Er hatte den Türgriff in der Hand, da drängte jemand von außen herein. Er sah ein tränenüberströmtes Kindergesicht.

»Doros?«

»Hyllos, ich hab' es nicht sagen wollen, ganz sicher nicht. Ich wollte nicht gegen dich zeugen. Es ist alles Lüge. Kein Fetzen Wahrheit daran. Aber sie haben mich ja völlig verdreht gemacht, erst Ill, dann dieser Schreckliche. Er will uns alle umbringen.« Doros klammerte sich an den Vetter. »Hyllos, bist du mir böse? Ich wollte doch nicht. . .«

»Es war Zauberei dabei im Spiel«, sagte Hyllos traurig. »Ich werde Ill festnehmen lassen – ich hätte es längst tun sollen.

Du weißt, was ich dir damals sagte. Ill ist Dagdans Spion, ein Verräter und Verleumder. Bleib jetzt bei mir, Doros. Wir werden nach Alkman sehen. Dort dürfte es das gleiche sein: zum Verrat gezwungen. Komm.«

Doros wischte sich die Tränen ab. »Du nimmst das alles so ruhig, du bist, wie ein König sein soll«, sagte er leise und bewundernd.

»Ja, das ist wahr«, bestätigte Gadeiros im gleichen Ton. »Ich an deiner Stelle würde jetzt rasen und um mich schlagen.«
»Ich glaube nicht, daß das etwas helfen würde.« Ruhig! dachte Hyllos. Nie hatte er sich hilfloser gefühlt. Aber er atmete tief. Sich zusammennehmen, Würde bewahren. Jolaos' Lehren. Sie waren doch auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Jolaos. Auch ihn galt es jetzt zu schützen, er hatte Dagdan so wenig widerstehen können wie Doros.

Sie gingen über den Hof, Hyllos zwischen Gadeiros und Doros. Viele der Gefolgsleute standen noch da. Die Könige selbst schienen die Burg verlassen zu haben.

Hyllos zeigte eine so unnahbare Miene, daß niemand wagte, ihn anzusprechen.

Vor dem Haus der Wachen standen etliche Leibwächter, lebhaft redend. Sie nahmen Haltung an, als Hyllos herantrat, und ihr Anführer kam dem jungen König entgegen. »Herr«, sagte er ehrerbietig, »wir haben die Anweisung, niemanden, wer er auch sei, zu dem Gefangenen zu lassen.«

»Wer hat die Anweisung erteilt?«

»Die Herren Agin und Bukos. Auch der Daenenkönig war dabei.«

»Für mich gilt die Anweisung nicht. Ich will Alkman sprechen. Zuvor aber: Drei Männer sollen zum Haus des jungen Herrn Doros gehen und sehen, ob Ill, der Rote, dort ist. Sie sollen ihn festnehmen und hierher bringen. Sende die Leute sofort aus!«

Er grüßte knapp und ging auf die Tür zu. Der Anführer der Wachen öffnete sie ihm sogar selbst. Er verbeugte sich. Die Jünglinge traten ein.

Es war fast finster in dem Verschlag, in den man Alkman ge-

bracht hatte, nur zwei winzige Luken nahe der Decke gaben ein wenig Helle. Im Winkel lag etwas, eine regungslose, zusammengekrümmte Gestalt.

»Alkman!«

Nichts. Die Stille wirkte lähmend. Ein schwacher Schweißgeruch, der im Raum schwebte, erschreckte Hyllos.

Gadeiros kniete bei dem Liegenden nieder, faßte seine Schulter, hob sie an, dann ließ er sie fallen. »Er ist tot,« sagte er aufblickend.

Doros stieß einen unartikulierten Laut aus. Hyllos kniete neben Gadeiros nieder.

»Alkman. Ist es wahr?«

»Tot. Aber keine Wunde, soweit ich sehen kann.«

»Wieder einer«, murmelte Hyllos. Er hatte nie eine starke innere Beziehung zu seinem jungen Schildträger gehabt, aber jetzt legte es sich ihm schwer aufs Herz, daß Alkman um seinen willen hatte leiden und sterben müssen. »Um meinetwillen«, flüsterte er. Und er wußte auch plötzlich, daß ihm Alkman fehlen würde.

Er erhob sich und riß die Tür auf. »Der Mann ist tot«, rief er.

»Was ist hier vorgegangen?«

»Herr, das ist unmöglich.«

Die Wachen schleppten die Leiche ins Licht. »Wahrhaftig tot. Wie konnte das geschehen? Er war gesund, als wir ihn einsperrten. Und wir waren die ganze Zeit hier vor dem Haus. Niemand hat Einlaß gefunden.«

»Gift vielleicht?« Gadeiros sprach leise.

»Es kann kaum anders sein.«

Da kamen die Männer zurück, die in Doros' Haus gewesen waren. »Herr, dieser Ill ist nirgends zu finden. Niemand will ihn gesehen haben.«

»Er ist geflohen. Oder tot auch er.« Doros stöhnte.

»Er wird sich in Dagdans Schutz begeben haben. Aber ich glaube nicht, daß er ein langes Leben haben wird«, sagte Hyllos. »Bahrt Alkmans Leiche auf und tut alles mit ihr, was recht ist. Er soll ein gutes Begräbnis haben.«

Dann ging er, Gadeiros und Doros folgten ihm.

Gadeiros sagte: »Er sollte nicht widerrufen können, wenn Bewußtsein und Verstand in ihn zurückkehrten. Du hast Glück gehabt, Doros, daß sie es nicht ebenso mit dir gemacht haben.«

»Wahrhaftig. Aber ich hätte das Gift nicht genommen, ich nicht.«

»Wer weiß. Doch nun wird Dagdan sagen, du, Hyllos habest dich an Alkman rächen und verhindern wollen, daß er noch Schlimmeres ausplaudere.«

»Ohne Zweifel. Es war nicht Gift. Wir drei haben ihn durch Zauber ums Leben gebracht, jetzt eben. Wir waren allein bei ihm. Er war noch nicht lange tot, wie es scheint.«

»Ganz recht. Und nun?«

»Ich gehe zu Poside. Aber ich bitte euch, laßt mich allein mit ihm sprechen.«

Gadeiros griff Hyllos unter den Arm. »Schmerzt dein Fuß?« Hyllos ging schnell, aber er hinkte.

»Nicht sehr. Es ist unwichtig.«

Vor dem Tor zum Heiligen Rund standen zwei Wächter mit gekreuzten Speeren.

Hyllos hob die Hand. »Laßt den König ein.«

Zögernd wurden die Speere zurückgezogen. »Wir haben Weisung, Herr. . .«

»Auch ihr? Aber hier stehen zwei Könige und ein Königsenkeln, für die gilt kein Verbot, wer immer es erteilt haben mag.«

»Der Daenenkönig Skyld und der Herr Agin waren hier und geboten, niemanden einzulassen, niemanden, wer es auch sei.«

Hyllos lächelte. »Der Hochkönig hat Zutritt, glaubt es mir.« Auch vor dem Tempel standen Wachen.

»Ein Befehl des Verborgenen?«

»Nein. Einige hohe Herren. . .«

»Was gehen uns und euch die hohen Herren an?« rief Gadeiros. »Hier hat keiner Weisungen zu erteilen, als der Hochkönig selbst.«

»Skyld ist gegen mich, er hat es mir nie verziehen, daß ich

seine Tochter zurückwies. Und Agin will sich mit ihnen ver-sippen«, sagte Hyllos. »Sie werden Dagdan unterstützen.« Die Tür wurde geöffnet, die drei traten ein.

Am Feuer saßen die Jungfrauen. Eine von ihnen sprang auf und kam Hyllos entgegen. Es war Jole.

»Da bist du. Poside erwartet dich. Dagdan war hier. Aber wir haben ihn vertrieben.«

»Ihr?«

»Ja. Er trug den kleinen toten Mann auf den Armen und rief die Götter an. Er wollte ihn vor Posides Bild niederlegen. Aber dort war Ganna, die da gebetet hatte. Sie schrie, daß der Tempel widerhallte, in einer fremden Sprache rief sie gel-lende Worte, und ich glaube, sie hätte ihre Hände um Dag-dans Hals gekrallt, hätte ich sie nicht zurückgehalten.«

»Und er?«

»Ich sagte ihm, hier sei er unwillkommen, und er möge ge-hen und den Kleinen begraben. Er starrte mich an, eine ganze Weile, ich wußte nicht, was er wollte. Dann ging er.«

»Du warst stärker als er«, sagte Hyllos.

»Wir alle, Mengdis und Vela und ich waren stärker. Wir sag-ten ihm, er könne die Leiche nicht hierlassen, da der kleine Mann in seinem Auftrag Böses getan und gewollt habe, so sei er nicht würdig, im Tempel zu liegen.«

»Woher – ich meine, wie kamt ihr darauf, der Kleine habe Böses gewollt und getan?«

»Ich – wußte es. Er war vor Tagen in meinem Haus – in der Nacht.«

»Wie?«

»Das war, als ich noch auf dem Königshof schlief. Ich er-wachte und sah ihn dort kauern, wo mein Becher mit dem Schlaftrunk stand, den ich am Abend zu trinken vergessen hatte. Vor Verwunderung schrie ich, und gleich kam Disa, und das kleine Ding floh und verschwand im Dunkel. Ich hatte es zuerst für ein Tier gehalten. Aber Disa sagte, es sei Dagdans Zwerg gewesen. Sie leerte aus, was in dem Becher war und schalt sehr. Ich lachte sie aus, aber... Am nächsten Morgen rief mich Gebiona in den Tempel.«

»Jole – das hättest du uns aber unbedingt sagen müssen.«
»Als wir uns im Tempel sahen, Hyllos, als wir sangen, da hatte ich es ganz und gar vergessen. Erst jetzt fiel es mir wieder ein.« Jole lächelte ihr vertrautes, sorgloses Lächeln. »Es ist auch nicht wichtig. Der Kleine ist tot. Und Dagdan kann nicht standhalten, wenn man ihm mit fester Ruhe gegenübertritt. Das habe ich auch Ganna gesagt. Sein Gewissen straft ihn besser, als einer von uns es könnte.«

In diesem Augenblick trat einer der weißen Gottesdiener auf sie zu. »Der Heilige Herr erwartet den Hochkönig.«

Hyllos nickte Jole zu und folgte dem Weißen.

Poside saß unterm Fenster. »Ich sehe«, sagte er, »es gelingt dir, Ruhe und Haltung zu bewahren. Das ist gut. Setze dich. Dein Fuß schmerzt noch? Ich werde das lindern.« Er hieß Hyllos den Fuß ausstrecken und strich viele Male sanft über das Gelenk, so wie auch Gebiona getan hatte. Dabei sprach er weiter: »Also wird es dir auch morgen gelingen, die Prüfung, die dir auferlegt ist, als würdiger Sohn deiner Ahnen zu bestehen.«

Hyllos hob ein wenig die Hand: »Sieh, ich zittere und kann nichts dagegen tun. Alkman. Und sogar Jole. . . Und ich habe gespürt, wie sein Zauber mich lähmte, auch mich.«

»Ich habe dir gesagt, daß mehr Königskraft und mehr Königsheil in dir ist, als du meinst.«

»Dein Pfeil ist mir zu Hilfe gekommen, und ich danke dir dafür. Aber – verzeih. . .«

»Du bist Hyllos, der Zweifler.« Der Gott lächelte kaum merklich.

»Alkman hat sterben müssen. Und der Zwerg. . . ?« Hyllos blickte Poside fragend an.

Der wandte das Gesicht zum Fenster. »Mir erging es ähnlich wie Jole«, erzählte er fast leichthin. »Ich lag wach in dieser Nacht. Da sah ich einen Schatten im Fenster und das Blitzen des Mondlichts auf einer Waffe. Ich stand auf, und als ich nähertrat, verschwand der Schatten, ich hörte einen schwachen Schrei und das Aufklatschen des Körpers drunten in der Dunkelheit. Ich sprang hinaus. Der Kleine ist nicht hoch hin-

abgestürzt. Trotzdem war sein Rückgrat gebrochen, und seine toten Augen starrten den Mond an. Ich ließ ihn liegen und hieß meine Diener sich um den Leichnam kümmern. Am Morgen brachten sie ihn zu Dagdan samt dem Dolch, der neben ihm gelegen hatte. «

»Er sollte dich töten?«

»Ich denke wohl. Aber ein Gefäß des Gottes zu töten, ist nicht so einfach, wie Dagdan sich das vorstellt. Der Gott selbst wacht über seinem Bild. Und solange ich seine Maske trage, ist mir aufgegeben, für Gerechtigkeit zu sorgen, und es wird mir gelingen.«

19. Die Nacht des Gerichts

Der Tag des Großen Opfers war gekommen, der Tag vor der Sonnenwende und der Nacht des Gerichts.

Die Könige ritten in Festgewändern zur Burg.

Mit Jolaos hatte Hyllos nicht mehr reden können. Er hielt sich in seinem Hause eingeschlossen. Er sei krank, doch werde er beim Opfer anwesend sein, hatte er sagen lassen. Er kam wirklich und stellte sich an Hyllos' Seite, blaß und furchtbar gealtert, wie es schien. Er sprach nichts, aber das fiel nicht auf, denn dem großen Opfer des heiligen Stiers pflegte man schweigend beizuwohnen. Nur die Feuermädchen sangen wieder, und Noreios rief einige Worte in einer Sprache, die kaum einer der Anwesenden mehr verstand. Die Könige saßen in der Runde, ein jeder vor seinem Zwilingsstein, alle übrigen standen, Gefolgsleute und Burgbewohner, zuvörderst die Weisen, die Würdenträger und das Gefolge der Könige.

An der Rückseite der Weltsäule war eine hölzerne Treppe angebracht worden, über die wurde der in sein Netz verstrickte Stier emporgezogen, denn er mußte, so war es Brauch, oben auf der Höhe der Säule getötet werden. Die Opferknechte legten ihn zurecht, ihnen folgten Tyros und Gadeiros, die Messer aus scharfem Feuerstein in den Händen. Eigentlich

hätte ja Hyllos selbst den Stierstich tun müssen, aber er hatte mit Freuden zugestimmt, als man ihm vorschlug, daß seiner Jugend und Unerfahrenheit halber zwei andere Könige die Rolle der opfernden Götter übernehmen sollten.

Während die Luren riefen, standen Gadeiros und Tyros still und aufrecht hoch oben auf den weit ausschwingenden breiten Armen der mächtigen Säule, den »Ästen des Baumes, die den Himmel tragen«. Die Feuermädchen hatten sich zurückgezogen. Jetzt kamen sie wieder, sie schritten aus dem weit offenen Tempeltor, zu zwei und zweien gehend, ein Zug lichter Gestalten, voraus Gebiona, die das große, in warmer Bronzefarbe glänzende Gefäß für das Opferblut trug; Jole hinter ihr hielt eine Weinkanne. Die anderen brachten die goldenen Trinkschalen, die nur einmal, alle fünf oder sechs Jahre, bei diesem hohen Fest verwendet wurden.

Die Mädchen sangen, dann fuhr Gadeiros' Messer auf den Stier nieder, das zweite, das von Tyros geschwungene, folgte. Der Stier brüllte, er stöhnte und war dann still. Das Blut begann langsam über die Säule herabzurinnen.

Hyllos wußte, denn Mimos hatte es ihm eingeprägt, daß dieses Opfer darum so groß und heilig war, weil es der Erhaltung der Welt diene. Einst in Urtagen hatten junge Götter so mit ihren Steinmessern den gewaltigen Urstier geopfert, der selbst der erste und älteste der Götter gewesen war, und aus ihm die Welt, Erde, Wasser und Himmel geschaffen. Dies gehörte freilich zu den Dingen, die man glauben mußte, ohne sie zu begreifen, und die Hyllos immer rätselhaft geblieben waren. Ebensovienig verstand er, warum das Opferblut des Weltstieres das Leben der Säule und ihre Tragkraft erhielt, dadurch, daß es sie alle fünf oder sechs Jahre über und über benetzte. Aber es war so: Das Blut des Opfers mußte rinnen, dunkel und rot, sonst konnte die Welt nicht bestehen bleiben, und der Himmel würde einstürzen.

Zischend tropfte das Blut in das Feuer, das man vor der Säule mit der Glut vom Heiligen Herd entfacht hatte. Jole goß den Wein aus ihrer Kanne in das Mischgefäß, und Gebiona fing mit der Hand nacheinander zehn Tropfen des Blutes auf, für

jeden der Könige einen, und schleuderte sie in die Bronzeschale. Dazu summten die Mädchen immerfort die Opferweise.

Trotz aller Zweifel begriff Hyllos sehr wohl, wie heilig das alles war, wie groß, wichtig und notwendig. Aber dennoch graute ihm, und er hatte wieder einmal das Gefühl, die schwere Krone und der rote Mantel drückten ihn fast zu Boden. Rot wie Blut – für Augenblicke war es ihm, als sei er selbst ganz mit Blut übergossen, wie es damals bei seiner Einweihung gewesen war, eine Erinnerung, deren Grauen er nie ganz hatte loswerden können.

Die Sonne war versunken, es dämmerte, schwarz rann das Blut in die Flammen, die ihm entgegenzulechzen schienen. Jetzt warfen die Opferknechte von oben Fleischstücke, Keulen und Knochen in das aufzischende Feuer. Der Geruch machte Hyllos übel, und plötzlich dachte er: Ich bin es, ich werde hier geopfert, mein Blut wird rinnen wie das dort, und Dagdan wird es sein, der sein Messer in mein Herz senkt. Der Schweiß brach ihm aus, er zitterte, und wäre nicht der feste und breite Steinsitz unter ihm gewesen, er wäre vielleicht zu Boden gesunken.

Da aber sprach jemand leise und warm dicht vor ihm: »Trink, Hyllos, und der Segen der Götter sei mit dir.« Ein weißer Schleier berührte seine Hand. Jole streckte ihm den goldenen Becher entgegen. Hyllos trank. »Dank«, sagte er und leerte den Becher bis zum Grund.

Danach wurde ihm schnell besser. Mit ungetrübtem Blick vermochte er dem Reigen, den die Mädchen um Feuer und Säule schlangen, zu folgen. Gebiona bewegte sich leicht, wie schwebend, aber Hyllos sah im Feuerschein doch, wie stark ihre Augen glänzten und daß rote Flecke auf ihren Wangen waren. Sie hat wieder Fieber, dachte er. Und dann: Was Gebiona wohl denkt? Sie hat im Quell der Weissagung unsagbares Unheil geschaut, gewaltige Fluten, Feuer von oben und vielleicht sogar den Einsturz des Himmels. Glaubt sie im Ernst, daß das Blut des Stiers der Säule die Kraft geben kann, dies alles zu verhindern?

Jetzt merkte er auch, daß Gadeiros neben ihm saß. Er war von der Säule herabgestiegen, ebenso Tyros.

Wieder trat Jole zu Hyllos, nahm den leeren Becher, füllte ihn aus dem Mischkessel nach und brachte ihn zurück. »Jetzt mußt du schwören«, ermahnte sie ihn.

Hyllos wußte es. Er stand etwas mühsam auf, trat, so gleichmäßig gehend wie möglich, vor das Feuer und goß einiges von dem Wein in die Flamme. Der beißende und stinkende Rauch schlug ihm ins Gesicht, er mußte sich räuspern und seine Stimme klang heiser, als er den vorgeschriebenen Schwur sprach: »Ich gelobe bei der Liebe des Gottes, mich in allen Dingen nach den Gesetzen des Vaters zu richten, wie sie auf der Säule hier geschrieben stehen, und jede Übertretung zu bestrafen, wie auch ich mich der Strafe unterwerfe, sollte mir selbst eine Übertretung nachgewiesen werden. Ich gelobe nach der Satzung der Väter zu herrschen und keinem Herrscher zu folgen noch Gnade zu geben, der sich gegen einen der Brüder gewandt, gegen ihn die Waffen erhoben oder ihm Beistand verweigert hat. Dies ist mein Schwur, auf ihn trinke ich, und der Trank soll mich töten, wenn ich falsch geschworen habe oder meinen Worten zuwiderhandle.«

Einer der Könige nach dem anderen trat vor, spendete dem Feuer, sprach die Schwurformel und trank auch. Dagdans Stimme klang klar und ruhig durch die Stille, er hielt den Becher in die Höhe, und der Feuerschein hob das schöne Ebenmaß seiner hohen Gestalt und den gelassenen Fall seines goldbordierten Mantels stark hervor. Er schritt, nachdem er getrunken hatte, langsam zu seinem Sitz zurück und ließ sich würdevoll nieder. Hyllos bemerkte, daß aller Augen ihm folgten. Der Trunk wird ihn nicht töten, und viele von denen, die hier anwesend sind, werden daraus folgern, daß er wahr geschworen hat, dachte Hyllos.

In langer Reihe verließen die Könige den Heiligen Bezirk, während die Opferknechte das Feuer nochmals kräftig schürten, damit die Flammen alle Fleischreste verzehren konnten, und dann die Säule ringsherum reinigten.

Es folgte das gemeinsame Mahl in der Halle, bei dem wenig

gesprochen, aber kräftig gegessen und getrunken wurde. Thulos ließ die Saiten schwirren. Poside war nicht anwesend. Nachher blieb noch Zeit für ein Bad und etwas Ruhe. Und dann wurde Hyllos angekleidet. Heute würde er nicht die Strahlenkrone tragen, sein Haar wurde, wie es die Sitte für diese Nacht vorschrieb, in einen Zopf geflochten, der ihm über dem rechten Ohr lang herabhing, während die Haare des Hinterkopfes durch eine Spange zu einem kleinen Büschel zusammengenommen waren. Dies war die rituelle Haartracht der Könige.

Der alte Diener legte Hyllos einen weißen, langen Kittel an und verschloß ihn mit dem schönsten seiner Bronzegürtel. Auch die Kette mit der Sonnenspirale reichte er ihm. Hyllos dachte daran, daß es eigentlich Alkmans Aufgabe gewesen wäre, ihm den Schmuck umzuhängen. Er war traurig. Von Augenblick zu Augenblick wuchs seine Beklommenheit, aber ebenso auch der Wille, Würde zu bewahren, möge kommen, was da wolle.

Zehn weiße Gestalten durchwanderten, als die Mitte der Nacht gekommen war, das Heilige Rund, in dem die hohen Steine wie finstere Male im matten Sternenschein aufragten. Vor der Säule glomm der letzte Rest des Opferfeuers, ein roter Punkt mitten im Dämmer.

Im Tempel war noch Licht, Fackeln loderten, und die Flammen auf dem Herd schlugen hell auf. Noreios und seine Söhne reichten den Königen die blauen Mäntel, die sie nur in der Nacht des Gerichts oder bei der Krönung eines von ihnen tragen durften. Sie wurden im Tempel aufbewahrt und waren schon alt, wunderbare Gewebe in den verschiedensten Tönungen von Blau, die sich zu geheimnisvollen Zaubermustern ineinanderfügten.

Der Mantel, mit dem Hyllos nun ins Freie trat, war so lang, daß er den Boden streifte. Hinter ihm löschte Noreios mit einem Guß vom Wasser der Heiligen Quelle das Herdfeuer, und die Söhne stießen die Fackeln aus, um jeden Funken zu vernichten. So waren nun auf der ganzen Insel und weiterhin überall im Königreich Atlantis die Feuer gelöscht worden, es

gab nirgends mehr eines, das noch brannte, außer der schwelenden Glut dort vor dem »Baum des Atlas«.

Die Könige ließen sich nicht auf ihren Sitzen vor den Steinen nieder, sie saßen in ihren blauen Mänteln im Halbkreis um die Glut mit untergeschlagenen Beinen auf der bloßen Erde. Noreios und seine Opferknechte hatten das Heiligtum verlassen, und die Feuerjungfrauen waren in ihr Haus gegangen. Das Gericht konnte beginnen.

Wie bei den Beratungen übernahm Argyll als der Älteste die Führung. Er sprach feierliche Worte über die Bedeutung der Stunde und rief dann laut denjenigen auf, der eine Klage gegen einen der hier anwesenden Brüder vorzubringen habe. Zu Hyllos' Erstaunen war es nicht Dagdan, der sich daraufhin erhob, sondern Menes, der Libyer. Er stand, ein langer Schatten zwischen den Sitzenden und klagte leidenschaftlich bewegt den König Fion von Hierne an, dem in bitterster Not verderbenden Brudervolk den Beistand zu verweigern, auf den es Anspruch habe, und durch Hohn und Spott den Hilfswillen der anderen Brüder zu untergraben.

Fion antwortete darauf nur mit größter Ruhe, er habe bereits dargelegt, aus welchen Gründen er den geforderten Beistand nicht leisten könne, so gerne er es wolle, und ein gelegentlicher kleiner Scherz könne wohl kaum als Hohn und Spott bezeichnet werden.

Nun folgten etliche Reden und Gegenreden, Tyros verteidigte Fions Verhalten, andere stimmten Menes bei; Gadeiros und Hyllos schwiegen. Die Sache endete damit, daß Fion nachgab und versprach, ebenso wie Tyros und Gadeiros ein Kontingent von Kämpfern unter Führung eines erprobten Heerführers zu Schiff nach Libyen zu senden, wenn die Zeit für den großen Angriff gegen Aigyp tenland gekommen sei. »Wenn ich dann noch lebe, heißt das«, fügte Fion mit einem Verziehen der Lippen hinzu.

»Im Falle deines Ablebens, Bruder, wird dein Nachfolger sich verpflichtet halten, dein Wort einzulösen«, sagte Argyll gewichtig.

Dieser Vergleich wurde allgemein angenommen, Menes

setzte sich wieder, Argyll verkündete, daß kein Urteil habe gefällt werden müssen. »Ist noch einer da, der eine Klage vorzubringen wünscht?«

Und jetzt war es soweit: Dagdan stand auf. Mit volltönender, ernster Stimme, in der nur einige Male ein schmerzvolles Beben mitklang, klagte er Hyllos, den Hochkönig aller Atlanter, an, das Gesetz des Vaters, wie es die Säule verkünde, zu mehreren Malen gebrochen zu haben. »Ihr alle, meine Brüder, wißt es, wie ich es weiß, ihr habt meine Zeugen gehört, habt die Leichen meines wie seines Dieners gesehen, ihr wißt, daß er nicht nur, aufgestachelt und gelenkt durch machtgierige Ratgeber, Unfrieden in meinem Reiche gestiftet, sondern mir, der ich als Gast hier auf der Heiligen Insel, der Freistatt aller Verfolgten, vertrauensvoll weilte, mehrfach nach dem Leben getrachtet hat und daß ich dem Dolchstoß seines Dieners Alkman nur um Haaresbreite entging, jenes Dieners, dessen Geständnis ihr alle mit eigenen Ohren gehört habt.«

Einige Atemzüge lang war es so still, daß man das sanfte Rauschen des heiligen Quells hören konnte.

Dann rief Argyll: »Schwere Anklagen hast du vorgebracht, Bruder Dagdan. Was antwortet der Hochkönig?«

Hyllos erhob sich. Er stand ebenso gerade und ruhig aufgerichtet wie Dagdan. »Ich antworte, daß jedes Wort, das Dagdan hier spricht, eine Lüge ist. Nie habe ich Unfrieden in seinem Lande gestiftet, noch nach seinem Leben getrachtet. Seine Zeugen waren Lügner in seinem Solde, und was Alkman betrifft: sein Geständnis war erpreßt, und er mußte sterben, um es nicht widerrufen zu können.« Es gelang ihm, fest und laut zu sprechen.

»Sehr gut«, sagte Gadeiros an seiner Seite.

Dagdans Antwort klang spöttisch und schmerzlich zugleich:

»Sage mir nur, du irregeleiteter Knabe, wie ich es wohl hätte anstellen können, Geständnisse von diesem Alkman zu erpressen, da ich nie mit ihm allein war, noch meine Diener es waren, da ich vor aller Augen zu den Beratungen kam und die Burg, so schnell es mir möglich war, wieder verließ.«

Da aber hielt es Gadeiros nicht länger, er schnellte in die Höhe: »Das kann ich dir sagen, Dagdan, König der Heuchler, wie du es angestellt hast, Macht über den armen Burschen zu erlangen, ebenso wie über das Kind Doros. Vor unser aller Augen hast du sie durch schwarzen Zauber bezwungen und nicht nur sie. Und du weißt sehr wohl, daß. . .« Er kam nicht weiter. Argyll hatte schon mehrmals »Halt!« und »Schweige, Knabe!« gerufen, und jetzt fiel auch Hermolaos ein: »Der Hochkönig hat zu sprechen, nicht du, Iberer. Da er selbst eine Zunge im Munde trägt, wird er wohl keinen Vormund brauchen.«

Gadeiros ballte die Fäuste. Dagdan lächelte.

»Ich danke dir, Gadeiros«, sagte Hyllös, so ruhig er konnte, »laß mich sprechen. Ja, Dagdan, auch ich bin der Meinung, daß es schwarze Zauberkraft war und nichts anderes, womit du die Zeugen zwangst samt meinem Ziehvater und Ratgeber Jolaos, der heute noch darniederliegt, durch deine Künste krank gemacht. Du hast, warum weiß ich nicht, dir vorgenommen, ihn und mich zu vernichten. Darum kamst du hierher, aus diesem und keinem anderen Grunde.«

»Seltsame Reden.« Dagdan lächelte noch immer. »Man sollte kaum glauben, daß ein Kind von vierzehn Wintern schon die Schlaueit besitzen könne, die Wahrheit also in ihr Gegenteil zu verdrehen. Sagt selbst, ihr Könige, ist es möglich, daß sich hier der Einfluß jenes Jolaos kundtut, den wir alle als einen bleichen Stotterer im Beratungshause an die Wand gelehnt sahen, unfähig, sich oder andere zu verteidigen? Sollte nicht vielmehr eine andere, kräftigere Macht dahinterstecken, die dem Knaben eingibt, was er hier vorbringt? Das Wort »schwarze Zauberkraft« ist gefallen. Brüder, woher sollte ich, ein schlichter König, dergleichen Künste kennen? Aber wissen wir nicht alle, daß sich zu dieser Zeit nicht weit von uns einer verbirgt, der es nicht wagt, ohne Maske zu erscheinen, der heimlich, unterirdisch, tückisch sein Gewebe spinnt, in dem er nicht nur mich, sondern euch alle zu fangen versucht? Daß er Macht über den jungen König gewonnen hat, weiß hierzulande jedes Kind. Vor seinem Ge-

laß ward mein Zwerg gefunden – ohne Wunde, dennoch tot. . .«

»Höre, Dagdan, du sprichst von dem ›Verborgenen‹. Das geht denn doch zu weit«, rief da Tyros dazwischen, und auch Syn und Gadeiros murmelten empörte Worte, während Fion kurz und laut auflachte.

»Bruder Tyros«, rief Dagdan klingend, »es schmerzt mich in tiefster Seele, Gläubigen den Schleier von den Augen reißen zu müssen. Aber die älteren in unserem Kreise wissen, was längst alle Welt erraten hat: Daß jener, der sich Gott nennt, nicht mehr als das abgerichtete Werkzeug meiner Gegner, jener Zaubermänner aus Süd-Albion, ist. Von ihnen lernte er die Künste, die er hier ausübt. Gefunden im Straßengraben, aufgezogen im Banne schwarzer Mächte, ist er nichts anderes als ein ehrgeiziger Schwindler, der hier das Volk und leider auch den König und die Seinen betrügt.«

»Das ist nicht wahr«, schrie Hyllos auf.

Dagdan kümmerte sich nicht darum. Er redete beschwörend weiter: »Er ist es recht eigentlich, der mir nachstellt, er verführte Hyllos wie Jolaos, die Spinne ist er im Netz. Ich sage euch, Brüder, Gefahr schwebt über uns allen, dunkle Mächte breiten ihre Schwingen aus, ihr seid gefährdet, wie ich es bin. Brüder, Brüder, ich beschwöre euch: Wenn ihr Hyllos und seinen Ratgeber verurteilt, wie ihr es tun müßt nach Recht und Brauch und dem unbrechbaren Gesetz des Vaters, so habt ihr auch die heilige Pflicht, *ihm* das Handwerk zu legen, der euren Glauben mißbraucht.«

Dagdans Stimme war wie ein scharf geschliffenes Schwert. Sie hallte von der Säule wider. Aus der Schwärze des fast erloschenen Feuers züngelte plötzlich eine kleine rote Flamme auf. Hyllos sah sie und mußte dann Dagdan anblicken, der in die Mitte des Halbkreises getreten war. Schattenhaft schien er vor dem Feuerschein zu wachsen und zum Riesen zu werden. – Jetzt nimmt er alle Kräfte, die er besitzt, zu Hilfe, dachte Hyllos. Jetzt gilt es.

Wieder spürte er, daß er von diesem Mann nicht wegsehen konnte. In dem dunklen Gesicht schienen nur die Augen wie

die eines wilden Tiers zu flimmern. Auch die Schwere war wieder da, das Gefühl, nicht ein Glied mehr regen zu können. . .

Es darf nicht sein. Er darf nicht Macht gewinnen, nicht über mich und nicht über sie alle. Wo ist meine Königskraft, woher kann ich sie nehmen? Poside, Poside, steh mir bei! Ich muß die Kraft finden, mich aus diesem Bann zu lösen, ich muß!

Hyllos stand der Schweiß auf der Stirn. Er kämpfte mit allem, was in ihm war. Dagdan sprach nicht mehr. Auch die Könige schwiegen. Hyllos spürte, die Lähmung ergriff sie wie ihn. Binnen kurzem würden sie nichts mehr als Dagdans Werkzeuge sein. Gadeiros versuchte noch, sich zu wehren. »Lügner«, brachte er hervor, aber Hyllos merkte wohl, daß seine Lippen ihm kaum mehr gehorchten.

Er selbst sah jetzt nur Nebel vor den Augen, einen seltsam blassen Dunst, der in Schwaden über die Säule hinwogte, und durch den nur Dagdans helle Lichter und das rote Züngeln der Flamme drangen. Aber er kämpfte. »Ich sage dir, es ist mehr Königskraft und mehr Königsheil in dir, als du glaubst.« Nun rief er es auf: Königsheil und Königsmacht, haltet mich wach und frei, ich darf nicht unterliegen!

Und dann bekam er Hilfe. Der alte Hermolaos hob, am Boden sitzend, die Hand. »Laß das, Dagdan«, sagte er ganz ruhig in seinem altväterischen, schwerfälligen Dialekt. »Der gleichen Mittel, mit denen du Knechte zwingst, sind beim Königsgericht nicht am Platz. Rede wie ein Mann, aber gebärde dich nicht wie einer der Zauberer, die du anklagst.« Das klang so nüchtern, so unberührt, daß es wie ein frischer Windstoß durch den Nebel fuhr und ihn zerteilte.

Gadeiros lachte glucksend auf. Und Hyllos konnte mit einem Mal wieder sprechen. »Lüge und schwarzer Zauber«, rief er, immer noch vor Anstrengung keuchend, »sie sollen hier nicht herrschen. Alle sollen wissen und es hören: Ich bin unschuldig wie es jener ist, den du, Dagdan, heuchlerisch anklagst. Ich. . .« – er holte tief Atem, es war ihm, als habe er eine Eingebung empfangen – »ich rufe den Gott, rufe ihn

zum Zeugen auf für meine Unschuld und die seine. Poside, Poside, hilf mir, hilf uns allen!« Sein Ruf gellte durch die blasse Nacht.

Und die Antwort kam. Plötzlich war etwas Helles da oben auf den Stufen unter der Säule. Es gelang Hyllos endlich, seine Augen von Dagdans gelbem Blick loszureißen. Das Feuer schlug hoch auf, aus dem kleinen Lechzen war eine riesige, goldene Flamme geworden. Sie beleuchtete den Gott, der in seinem blauen Gewand, schmuckblitzend mit funkelnder Maske und Krone vor der Säule stand.

»Ich bin da«, sagte er. Jedes einzelne Wort stand hell und stark im Raum.

Wie ein Seufzen ging es durch den Halbkreis der Könige.

»Da ich gerufen werde, muß ich kommen, um zu zeugen und Recht zu sprechen unter euch. Hyllos' Unschuld sollte keinen Zeugen brauchen, seine Reinheit steht vor aller Augen, und jeder unter euch weiß in seinem Herzen, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Sein Ratgeber aber tat, was in seinen schwachen Kräften stand, den Frieden zu wahren. Er war es, der stets mahnte, sich nicht in die Angelegenheiten Albions zu mischen – kein guter Rat nach dem Gesetz des Vaters, da es die Pflicht des Hochkönigs gewesen wäre, in einem Gebiet, in dem ein Tyrann durch Mord und Untat die Herrschaft an sich gerissen hatte, Ordnung und dem Recht Geltung zu verschaffen. Doch da der Hochkönig noch ein Knabe war und seinem Ratgeber der Mut fehlte, so konnte der, der in Albion den Königssitz stahl, dort sein Unwesen treiben bis zu der heutigen Nacht. Nun hat er gewagt, sich dem Gericht der Könige zu stellen, vertrauend auf seine schwarzen Künste, geleitet auch durch seinen Haß – einen Haß, aus Furcht und Gewissensnot geboren.« Poside schwieg einen Augenblick. Dann sprach er wieder. Wie fliegende Dolche kamen die Worte von der Höhe herab, sie zielten alle auf Dagdan, der sich umgewandt hatte und regungslos mit erhobenem Kopf zu der schimmernden Gestalt auf den Stufen emporblickte. »Du bist es, der unter Anklage steht und nur du allein, Dagdan. Du, der den Tod auf den eigenen Bruder hetzte, der ihm

ein Bein stellte und dem Eber freie Bahn gab, du, der die Königin und ihre Knaben in der Halle verbrannte, dich klage ich an, Brudermörder, Kindermörder, Thronräuber. Was sagst du dazu?»

Dagdan sagte nichts. Wohl bewegten sich seine Lippen, aber es kam kein Wort. Hyllos sah, es war ein Kampf der Kräfte, was sich da vor der Säule abspielte, sie fluteten ungesehen hin und wider, schwarzer Zauber, weißer Zauber, aber Poside blieb der Stärkere, und nun war es Dagdan, der sich nicht mehr rühren konnte.

»Du glaubst widersprechen zu können, Schweigsamer? Du willst leugnen? Schau empor.«

Alle Blicke hoben sich. Ein Geräusch war zu hören, das Schlagen großer Schwingen hallte durch die Nacht. Es näherte sich: fünf Schwäne flogen, ein kleiner heller Keil, über das Rund hin. Sie waren ganz weiß, als leuchteten sie aus sich selbst, und hoben sich strahlend von dem tiefen Dunkelblau des Nachthimmels ab. Über dem Halbkreis der Könige senkten sie sich, es war als streiften sie das unbewegliche Haupt des stehenden Dagdan, dann hoben sie sich wieder, und das Geräusch ihres Fluges verklang in der Ferne.

»Hast du sie gesehen, Verschwiegener? Es waren ihrer nur fünf. Dein Verdienst war es nicht, daß einer der sechs Söhne den verwandelnden Flammen entkam. Und diesem einen wirst du nicht entlaufen können, denn sein ist das erste Recht zur Rache. Obwohl auch einige auf dieser Insel leben, die ein solches Recht hätten. Sage mir, wenn du kannst, woher kam die Seuche, die das Haus der Atlantiden bis auf wenige Glieder vernichtete? Wessen Hinterlist bannte den Zauber der Vernichtung in golddurchwirkte Decken, wer verführte Laodamas, den Hochkönig, zu Bruder- und Schwestermord um des eigenen Erben willen, der dennoch starb? Laodamas wurde irr durch die Last der Schuld, die auf ihm lag, obwohl kein Königsgericht ihn oder dich anzuklagen wagte. Er richtete sich selbst und starb durch eigene Hand.«

Das habe ich bis heute nicht gewußt, dachte Hyllos.

»Du aber errichtetest in Albion dein Schreckensregiment,

dem die besten Männer zum Opfer fielen. Verfolgtest alle in der fressenden Angst, es könne einer dich Brudermörder nennen und ausschreien, was heimlich jeder raunte. Jetzt aber klage ich dich laut an, vielfachen Bruchs der Gesetze aus maßloser Machtgier, die selbst, alle Schandtat zu krönen, den Königssitz auf der Heiligen Insel begehrte. Hier aber, Dagdan, ist deine Grenze aufgerichtet. Hier stehst du und weißt: Dein Unglaube trog dich. Ich bin mehr als du ahntest, das Gefäß des Gottes, dessen Stimme du jetzt hörst. Und er verwirft dich, Heilszerstörer, denn er ist der Vater des Rechts.« Ein leiser Widerhall kam aus dem Rund zurück, es war, als flüsterten alle die aufgerichteten Steine das letzte Wort nach: »Recht – Recht. . .«, zischelten sie. Dann fiel wieder die Stille ein, tief wie das Meer, atemberaubend, furchtbar und herrlich zugleich.

Dagdan stand mit zurückgelegtem Kopf und rührte sich nicht.

Als Posides Stimme die Stille wieder durchbrach, schien irgend etwas klirrend zu zerspringen, so daß alle zusammenführen. »Dein Urteil werden dir die Könige sprechen. Du hast zehnmal den Tod verdient. Aber der Gottesfriede liegt auch über dir und schützt dich, wie du wohl wußtest. Also versuche dem zu entkommen, was dir auf allen deinen Wegen folgen wird!«

Da aber war plötzlich eine Bewegung am Fuß der Atlassäule. Auf der untersten Stufe stand eine Gestalt, ein undeutlicher blasser Schemen. Eine hohe Frauenstimme schrie: »Nein, er soll sterben. Tötet ihn! Er ist zehnfach des Todes schuldig, und zehnfach soll er zugrunde gehen.« Und zu Hyllos' äußerstem Staunen antwortete ihr von der anderen Seite der Säule her eine zweite, hell auch sie, aber wärmer im Klang: »Schweige, Ganna! Du hast nicht das Recht, dem Gott in den Arm zu fallen. Was er sagt, ist Gesetz. Wenn Dagdan entflieht, weicht der Schatten, der über dieser Insel lag. Hyllos ist unschuldig, er wird leben und herrschen, das ist das einzige, was zählt.«

Hyllos hörte, daß ein Murmeln der Verwunderung und der

Mißbilligung den Halbkreis der Könige durchlief. Die Mädchen griffen ein, das war unerhört und wider alle Regel.

Ganna fragte, leiser jetzt: »Hast du mich gehört, hast du gehört, Poside? Gib ihm keine Gnade. Ich ertrage es nicht.«

Poside antwortete ruhig: »Ich habe gehört, Ganna. Aber der Gottesfriede ist stärker als dein Haß. Geh. Geht beide, Mädchen, und schweigt. Ich allein habe zu sprechen.«

Die lichten Schemen verschwanden lautlos. Poside sprach.

»Die Stimmen des Rechtsverlangens und die der Gnade habt ihr gehört, Könige. Euch liegt nun ob, das Urteil zu sprechen. Aber ich sage euch: Verbannung bedeutet für diesen dort nicht Gnade. Er suche sein armes Leben zu retten. Er wage es aber nicht, den Fuß wieder auf den Boden von Albion zu setzen. Dort sind inzwischen alle, die über ihn zu klagen haben, aufgestanden und haben sich vereinigt. Die Weisen Männer haben ihren Fluch übers Meer gesandt, so daß keine Welle Dagdans Schiff zum Strand tragen wird. Sollte es ihm aber doch gelingen, ihn zu erreichen, so werden bewaffnete Männer dastehen und ihn auf die wilde See zurückjagen. Der Gebannte ist rechtlos in allen atlantischen Reichen. Jeder kann ihn erschlagen wie einen tollten Hund. Keiner darf ihn beherbergen, keiner ihm Speise reichen. Unter dem Riesenschatten seiner Angst, verfolgt von den kreischenden Vögeln der Gewissensnot, die seine Schuld ausschreien, möge er über die Meere irren. Schickt ihn der See. Sie wird ihn strafen. Dies sind meine Worte an euch, ihr Könige. Richtet nun. Und laßt die alte Einigkeit, die die Kinder des Gottes vor Zeiten stark gemacht hat, wieder unter euch walten, so daß kein Zauber sie versehren, kein Feind sie stören kann, sie, die um so notwendiger für euch ist, heute, da ihr vor dem großen Kriegszug steht, der euch ins Unbekannte und Unerahnte führen wird. Lebt wohl.«

Poside zog sich langsam zurück. Das seltsame Feuerlicht, in dem er gestanden hatte, verblaßte. Es war, als schwinde seine Erscheinung in die ungewisse erste Dämmerung des beginnenden Tages und löse sich in ihr auf.

Noch viele Atemzüge lang herrschte die Stille, nachdem der

Gott verschwunden war. Hyllos hörte wieder das leise Rauschen des Quells. Ein paar Seufzer stiegen aus dem Kreis der Könige auf. Dagdan versuchte eine Hand zu heben und ließ sie wieder fallen. Hyllos selbst spürte eine tödliche Erschöpfung. Er merkte, daß auch er immer noch stand. Jetzt setzte er sich und zog den blauen Mantel eng um sich, denn er zitterte auf einmal vor Kälte.

Gleich darauf aber berührte Gadeiros' Hand seine Schulter. »Es ist durchgestanden, Hyllos, die Götter seien gelobt«, flüsterte er. »Jetzt möchte ich nicht in Dagdans Haut stecken«, fügte er noch leiser hinzu.

Wie Hyllos beobachtete er die große Gestalt, die immer noch aufrecht wie die Riesensteine vor dem bleichen Frühlhimmel ragte. Das Feuer war vollständig erloschen.

Jemand räusperte sich. Dann kam Argylls dünne Greisenstimme zitternd aus dem Schatten: »Was sagt ihr, Brüder?« Er räusperte sich nochmals und schwieg.

Aber jetzt sprach Hermolaos. Es klang genau so nüchtern, kräftig und ruhig wie zuvor. Er sagte: »Meine Meinung ist, daß wir dem Vorschlag des Gottes folgen. Daß Hyllos schuldlos ist, braucht keiner Erwähnung, wir wußten es immer, ebenso wie wir Dagdans Ränke durchschauten.«

Hermolaos, dachte Hyllos erstaunt. Er hat immer auf meiner Seite gestanden. Aber sicherlich haben nicht alle Könige Dagdans Ränke durchschaut, und seinen Zauberkräften hat außer Hermolaos kaum einer Widerstand leisten können. Ich habe es gekonnt, Dank sei Poside. Es ist wahrhaftig mehr Königskraft in mir, als ich dachte. Das Frösteln war vorbei, er atmete tief. Wir haben Dagdan besiegt, und nun wird der Schatten, der über der Insel lag, weichen, wie Jole gesagt hat. »Über Dagdan, den Brudermörder, ist das Urteil zu fällen. Ich denke, es kann nicht anders als 'Tod' lauten. Da aber der Gottesfriede die Tötung eines Menschen, zumal eines Königs und Nachkommen der Götter, nicht erlaubt, möge der Übeltäter nach Posides Vorschlag versuchen, aufs Meer hinaus zu entkommen. Habe ich eure Beistimmung?«

Von allen Seiten kam das »Ja« der Könige. Dagdan versuchte

jetzt ernstlicher, seine Glieder zu regen, und es gelang ihm auch.

Argyll, der sich gefaßt hatte, sammelte die Stimmen der Urteilenden. »Hyllos unschuldig?« – »Ja«, sagte einer nach dem anderen und hob den Arm. – »Dagdan schuldig?« – »Ja.« – »Das Urteil lautet: Tod?« – »Ja.« – »Des Gottesfriedens wegen mag er dem Tod entlaufen, wenn er kann?« – »Ja.«
»Geh, Dagdan«, sagte Hermolaos.

Dagdan krümmte sich plötzlich zusammen wie ein Tier vor dem Sprung und ballte die Fäuste. Will er einen von uns anspringen? fragte sich Hyllos. Aber schon riß sich Dagdan herum und stürzte sich förmlich ins Dunkel. Doch schien er wieder innezuhalten, die Sitzenden hörten seinen heftigen Atem und dann ein laut hervorgestoßenes: »Ihr werdet von mir hören. Noch ist nicht aller Tage Abend.« Dann entfernten sich seine eiligen Schritte knirschend auf dem Sand des Heiligen Rundes.

»Also«, sagte Argyll, »werden wir, wie es der Brauch will, morgen zwei goldene Tafeln im Tempel aufstellen. Auf der einen wird stehen: ›Hyllos ohne Schuld‹, auf der anderen: ›Dagdan schuldig‹ und das Todeszeichen darunter.«

»Und somit,« ergänzte Hermolaos gewichtig, »hat das Gericht der atlantischen Könige gesprochen, und wir sind am Ende unseres Things angelangt. Die Götter mögen uns alle segnen, Brüder.«

»Eine Frage bleibt noch«, rief Fion. »Was geschieht jetzt in Albion, da es ohne König ist?«

»Es wird«, antwortete Hermolaos, »eines Tages einen neuen bekommen, so wie mir die Sache aussieht. Dagdans Söhne taugen nicht, das Volk wird sie verjagen und auf den Rechten warten. Ein Regent, der inzwischen die Dinge lenkt, wird sich finden. Vergeßt nicht die Macht, die die Weisen Männer dort haben.«

Damit war man nun wirklich am Ende. Hyllos sprach das vorgeschriebene Schlußgebet. Im Osten glänzte der Himmel bereits hell wie gelbes Gold.

Gadeiros und Hyllos hatten gemeinsam das Neufener entzündet. Sie hatten das große Feuerzeug gedreht, bis der erste Funke ins trockene Moos sprang und die Flamme emporloderte. Es war die Aufgabe des jüngsten »Zwillingspaares«, das zu vollbringen.

Und dann war die Prozession der Würdenträger und der Abgeordneten des Volkes unter Lurenklang ins Heilige Rund eingezogen. Jubel hatte den ersten Sonnenstrahl begrüßt, als er den Stein traf, auf dem Kleito Posideja gesessen hatte. Posides ausgestreckte Hand hatte alle Versammelten gesegnet, und Hyllos hatte zwischen ihm und Gebiona gestanden, seine Strahlenkrone auf dem Haupt.

Jetzt aber lag die Krone wie auch der blaue Mantel wieder wohlgeborgen im Heiligen Schatzhaus. Poside war in seine Kammer zurückgekehrt, die Prozession samt den Königen abgezogen. Gebiona aber stand noch beim Feuerhaus unter den Bäumen, neben ihr Jole und vor den beiden Hyllos, müde, mit schmerzhaftem Fuß, auf Gadeiros' Arm gestützt, aber strahlend vor Erleichterung und neuem Mut. Auch Jolaos war bei ihm und hielt seine Hand.

Jole reichte ihm einen goldenen Becher. »Du mußt trinken«, sagte sie. »Damit du wieder Kraft bekommst.« Sie lächelte ihn an.

»Ich habe Kraft«, sagte Hyllos und lächelte zurück. »Mehr Kraft, als ich glaubte. Poside hat wahr gesprochen. – Gib deinen Trank Jolaos, es war schwer für ihn, zu warten und nicht zu wissen. . .«

Jolaos sah grau und unendlich ermüdet aus. Aber er zitterte nicht mehr. »Es ist vorüber«, sagte er. »Dagdan kann nun schon auf dem Meer sein. Noch einmal hat uns das Unheil verlassen. Ob für immer? Vieles bleibt, was ängstigt. . .« Gebiona sah wie durch sie alle hindurch in die Ferne. »Das Heil ist zerbrochen und bleibt zerbrochen«, sagte sie leise. »Dies war das letzte Mal, daß die atlantischen Könige um die Glut des Eidesfeuers saßen und Recht sprachen. Das letzte Mal. Aber«, ihr Blick kehrte zurück, »aber wir wollen uns dennoch des neuen Feuers und des neuen Lichtes freuen.

Heute und morgen gehört die Heilige Insel und das Reich des Atlas noch der Sonne und dem Gott. Seien wir dankbar dafür.«

»Morgen«, Hyllos wandte sich zu Jolaos, »werden wir aufs Festland fahren zum großen Thing des Volkes. Poside wird die Ausfahrt derer, die schon jetzt wandern wollen, segnen. Und ich – ich werde zum Volk sprechen und ihm sagen, was not tut und was die Götter von uns fordern.« Er hatte Gadeiros' Arm losgelassen, stand hoch aufgerichtet da, und alle sahen ihn an.

Jolaos verneigte sich vor ihm. »Ja, mein König«, sagte er.

II. Teil

DAS LAND DES VATERS

1. *Vor Athenai*

Von der Burg herab bliesen die Hörner. Hyllos trat aus seinem Zelt und blickte hinauf. Die gewaltigen Mauern aus schweren Blöcken standen schon fast schwarz vor dem Abendhimmel, die frühe Dämmerung sank rasch.

Etwas wie Fackellicht huschte oben zwischen den Zinnen hin und her, dann schoß plötzlich eine helle Flamme empor, verlösch aber fast ebenso schnell wieder. Noch einmal dröhnten die Hornrufe auf, sie waren wie blökende Tierschreie. Irgendwoher antwortete das Echo, dann war es wieder ganz still.

Am Himmel traten die Sterne hervor, sie funkelten in der klaren Luft. In diesem Lande war die Dämmerung nur kurz, aber sie kam später als daheim um diese Winterzeit. Der Wind vom Meer her, der die Standarte mit dem Sonnenzeichen des atlantischen Hochkönigs leicht bewegte, blies lau aber kräftig. Er fuhr auch in die Flamme des Feuers, das genau in der Mitte des kleinen Platzes vor dem Königszelt flackerte. Hyllos' Heerzug führte, wie es nicht anders sein konnte, einen Feuerwagen mit sich, auf dem im hölzernen Gestell der große Kessel mit der heiligen Glut sicher ruhte. Mit dieser Glut wurde bei der Rast das Feuer vor Hyllos' Zelt entzündet, von dem sich dann die Männer wiederum die glimmende Holzkohle holten. So war das heilige atlantische Herdfeuer von der Königsinsel im Norden bis hierher ins Achaierland gekommen, über Flüsse, Ebenen und Gebirge,

sorgsam geführt über die holperigen Wege und beschützt, wo es Kämpfe gegeben hatte. Und nun brannte es hier vor Hyllos' Füßen hell und friedlich, als ein Zeichen göttlicher Gegenwart und Hilfe.

Hilfe? Ja, so sagte man wohl. Hyllos war jetzt kein schwacher, scheuer Knabe mehr. Er war ein Mann geworden, großgewachsen, mager, gebräunt durch die unerbittliche Sonne auf diesem jahrelangen Marsch, in den Waffen geübt und kaum weniger kräftig als seine Gefährten, ein Mann mit Wissen, Erfahrung und Entschlußkraft, aber. . . Zu einem Heerführer gehörte vor allem eins: daß er unverbrüchlich an seinen Sieg glaubte. So wie Gorgone das tat. Doch wie Hyllos hier stand und zu den dunklen Mauern der hochgebauten Burg von Athenai aufblickte, wußte er, daß er trotz des Heiligen Feuers und trotz des eisernen Schwertes in der Truhe drinnen im Zelt nicht an diesen Sieg glauben konnte.

Wohl war es dem frischen Kampfesmut seiner jungen Krieger gelungen, das Heer der Feinde, das sich ihnen im Norden von Attika entgegengestellt hatte, zu schlagen. Doch nun saß dort oben der König der Athenai wohlgeborgen in seiner Burg und würde, das begriff Hyllos, durch nichts hervorzulocken sein. »Fest gebaute Burgen, an denen die Scharen des Nordens sich nur die Köpfe einrennen können«, das hatte Fion von Hierne gesagt – damals beim Königsthing. »Sie wissen nicht, wie fest diese Mauern sind.« Jetzt wußte es Hyllos. Auch beim Kriegsrat war es gesagt worden: »Es wird eine lange Belagerung geben. Vorräte haben die dort oben für Jahre.« Die, die stürmen wollten, die ganz jungen, ganz wilden Kämpfer, waren überstimmt worden. Mit Recht. Hyllos hatte gesagt: »Nach all den Verlusten, die wir bereits gehabt haben, können wir es uns nicht leisten, noch mehr Menschen zu verlieren, sie unnötig aufzuopfern.« Die älteren und vernünftigeren der Unterführer hatten ihm zugestimmt. Keine Bewegung gab es jetzt mehr dort oben. Dennoch war es, als laure da etwas im Dunkel. Worauf? Immer wieder einmal riefen die Hörner so wie eben. Niemand aber konnte erraten, weshalb sie bliesen.

Als erstes hatte Hyllos den Hafen besetzen lassen. Dort wurde gute Wacht gehalten. Aber die Küste streckte sich lang hin, nicht überall konnten die Wächter ihre Augen und Ohren haben. Zu wenig Menschen, das war es. Der Ring der Feuer schloß sich zwar dicht um die Hügelgruppe, die die große Burg trug. Aber die Verteidiger mochten von ihrer Höhe aus wohl erkennen, wie dünn dieser Ring war.

Zuzug? Davon wurde immer wieder gesprochen. »Wenn wir erst Zuzug bekommen. . .« Nur vom Meer her konnte er kommen, denn der nächste Zug über Land würde noch lange brauchen, bis er das Südmeer erreichte, ein Auswanderertreck mit Frauen und Kindern, der langsam vorwärtskam. Und überdies hatten viele dieser Leute vor, sich Gorgone anzuschließen, der mit seinen gewaltigen Scharen jetzt wohl Thrakien durchzogen hatte und bald an der Grenze der großen Halbinsel stand, die man Asia nannte.

Gorgone sandte Hyllos in regelmäßigen Zeitabständen seine Boten, gewandte Burschen, die überall durchkamen, das Land kannten und immer pünktlich eintrafen. Sie überbrachten des großen Heerkönigs Botschaften, die stets eine genaue Ortsangabe enthielten, und dann seine Weisungen, die, als Ratschläge verkleidet, doch kaum etwas anderes als Befehle waren. Hyllos befolgte sie ohne Zögern. Es wäre lächerlich gewesen, in kindischem Trotz aufzubegehren. Noch immer bewunderte er Gorgone uneingeschränkt, seine fast übermenschliche Tatkraft, seinen zwingenden Willen, seine Vorausschau, sein Organisationstalent. Durch drei Jahre hatte Gorgone diesen großen Kriegszug vorbereitet, hatte für alles und alle gesorgt, die Waffenschmiede ebenso angespornt wie die Näherinnen, denn nach seinem Willen sollten alle ausziehenden Krieger des Atlasreiches gleich gekleidet sein. Er hatte das große Aufgebot bestellt. Seine Boten waren nicht nur durch die Länder des Nordens, sondern tatsächlich bis fast an die Enden der bewohnten Welt gelaufen und geritten. Er hatte die zusammenströmenden Männer gemustert, die Waffen verteilt, bestimmt, in welchem Abstand die einzelnen Züge und Trecks einander folgen sollten. Er war es auch

gewesen, der Hyllos veranlaßt hatte, erst ein Jahr nach seinem, Gorgones Abzug, den Marsch anzutreten, mit der Begründung, daß es sowohl dem jungen Hochkönig wie seinen Männern nichts schaden könne, wenn sie sich noch ein Jahr in den Waffen übten und mehr Reife erlangten. Denn Hyllos war da erst siebzehn Winter alt und noch verhältnismäßig zart gewesen, und es war beschlossen worden, daß es vor allem junge Männer seines Alters sein sollten, die sich zur Eroberung seines Erbes, des Peloponnes, zu ihm gesellen sollten.

Ja, sie waren eine prächtige Schar junger Heißsporne gewesen, als sie zuerst den weißen Strom hinaufzogen und dann auf rasch gebauten Flößen den Danubios hinabfuhren, singend, fahrtenfroh und übermütig wie Kinder. Keine Schwierigkeit hatte sie aufhalten können. Und sie hatten auch wenig Schwierigkeiten gehabt, denn sie zogen zunächst ja durch Länder, in denen befreundete Stämme – meist svebiseher Herkunft – wohnten, oder solche, die froh waren, wenn die Nordleute sie nicht behelligten, und die ihnen trotz Dürre und Hunger ausreichend Lebensmittel gegen Goldringe gaben.

In den großen Siedlungen der Atlanter im Tiefland zwischen dem Danubios und dem Margus hatte man, wie es üblich war, einen Winter gelagert. Hier aber war es mit der Ernährung bereits schwierig geworden.

Beim Weiterziehen hatte man die Herden einiger kleiner Fremdstämme mitnehmen müssen, was diese natürlich äußerst übelgenommen hatten. Plötzlich war es mit dem Frieden aus gewesen. Von Stamm zu Stamm lief der Funke der Empörung und des Widerstands. In den Bergschluchten war es zu harten Kämpfen gekommen. Hyllos' Scharen hatten sich durchgeschlagen, aber mit großen Verlusten, und als man schließlich wieder zu befreundeten thrakischen Völkern kam, gab es dort kaum mehr Männer, da sich allzu viele bereits Gorgones Scharen angeschlossen hatten.

Zuzug! Hyllos seufzte. Wo blieb Gadeiros? Er wartete auf ihn, aber nicht einmal ein Botenschiff war gekommen. »Ein-

treffen zum Mondwechsel vor der Wintersonnenwende«, so hatte die Weisung für Gadeiros gelautes. Ob er sie in seinem Leichtsinn einfach vergessen hatte? Oder lag er auf dem Grund des Meeres? Die Flotte der Kreter sollte, so sagte das Gerücht, sehr rege sein und die Schiffe der Atlanterkönige abfangen, wenn sie nicht in großen Verbänden fuhren. . . Ein Schatten tauchte aus dem Dunkel, eine hohe Gestalt schob sich vor das Feuer. »Ich grüße den König.« Es war Dymas, Hyllos' verlässlichster Unterführer, ein Adliger, wenn auch kein Atlantide, und der angesehenste Mann im Heer nach dem König.

»Dymas?«

»Dort oben geht etwas vor.« Dymas wies zur Höhe.

»Es sieht so aus, ja. Ein Zeichen für irgendein Schiff auf See?«

»Vielleicht.«

»Willst du ein paar zuverlässige Leute zur Küste hinunterschicken? Den Hafen habe ich heute selbst inspiziert. Da ist alles in Ordnung.«

»Ich habe so das Gefühl, das Schiff, das die dort droben erwarten – sollte es überhaupt ein Schiff sein –, werde nicht gerade den Hafen ansteuern.«

Hyllos lächelte. »Das Gefühl habe ich auch. Laß also die Wachen an den Stränden verstärken und heiße sie Augen und Ohren gut gebrauchen.«

»Das will ich tun.« Dymas grüßte knapp und verschwand wieder im Dunkel.

Hyllos aber trat zurück ins Zelt.

Bei einem Wachlicht, das im Halter auf dem Tisch brannte, saß Jole wie immer an den Abenden und spann. Müßig sein war nicht Joles Sache. Sie hatte auf ihrem Gepäckwagen sogar einen Webstuhl mitgeführt, und wenn sie nicht kämpfte, so spann oder webte sie.

Er strich ihr über die Schulter und setzte sich neben sie. Jole lächelte ihr immer gleiches herzliches Lächeln, nickte ihm zu und ließ die Spindel tanzen.

Hyllos war kein gesprächiger Mensch, und Jole wußte, daß er des Abends am liebsten so bei ihr saß, ohne viel zu reden.

Er fühlte wie immer den tiefen, erquickenden Frieden dieses Beisammenseins, der ihm gerade nach all den Mühsalen und Kämpfen, die sie durchgestanden hatten, viel bedeutete.

Sie waren jetzt seit zweieinhalb Jahren Mann und Frau. Kurz vor dem Auszug aus der Heimat hatten sie geheiratet. Daß Jole mit auf die Heerfahrt gehen würde, daran hatte nie ein Zweifel bestanden. Übrigens hatte auch Gebiona dazu geraten.

Da dies ein Jungmännerzug war, gab es nur wenige Frauen dabei. Einige waren das, was man »Mädchen in Waffen« nannte, sie kämpften zwischen den Männern und ebenso gut wie diese. Die Sitte, daß Frauen gewaffnet mit in den Krieg zogen, war im Norden fast abgekommen, bei den Libyern und Thrakern bestand sie noch, dort gab es ganze Frauenheere, die sogar recht gefürchtet waren. Aber die Männer im Norden sahen ihre Frauen lieber im Haus oder in der Wagenburg, wenn man auf Fahrt war.

Jole war Hyllos' treuester Waffengefährte gewesen; bei jedem Kampf hatte sie an seiner Seite gestanden, war mit ihm vorgestürmt, hatte ihm die Speere gereicht und sogar ihren Schild vor ihn gehalten. Nichts war ihr zuviel gewesen, nichts hatte sie entmutigen oder auch nur bekümmern können. Stark, gewandt, mutig wie ein Jüngling, war sie doch zugleich immer ganz liebende Frau gewesen.

Doch jetzt war Jole schwanger und saß im Zelt. »Jetzt werde ich mich wohl oder übel ganz aufs Spinnen, Weben und Kinderwindelnnähen verlegen müssen«, hatte sie gesagt. Und das tat sie.

Wenn Hyllos wenig sprach, so dachte er doch um so mehr. Er war immer noch ein Mensch, dem viele Fragen durch den Kopf gingen.

Wie er Jole so von der Seite anblickte, das Kinn in die Hand und den Ellbogen aufs Knie gestützt, fühlte er sich für Augenblicke in die Heimat versetzt. So hatte sie spinnend am Tempelfeuer gesessen in ihrem weißen Gewand, den Flammenschein auf dem rosigen Gesicht. Aber gleich verschwand das freundliche Bild vor seinen Augen, Sorgen und Selbst-

vorwürfe verwirrten es: Und ich schleppe sie hier durch Kämpfe und wilde Wälder und sengende Hitze, Jahr um Jahr ins Ungewisse, sie und das kommende Kind. . . Und in der Heimat. . . Da war jene Sage, einmal werde eine Tempeljungfrau das heilige Feuer erlöschen lassen, und dann werde die Königsinsel ins Meer versinken. Gebionas Gesicht. . . Schreckliches mußte sie geschaut haben, Feuer und Wasser. . . Und er hatte die Insel und das ganze Atlasreich im Stich gelassen und war fortgezogen, er, der erwählte König. Jolaos hatte so alt und hilflos auf dem Hof gestanden, als Hyllos zum Abschied noch einmal den Kopf nach ihm gedreht hatte. Doros, der nächste am Thron, war ein zwar gutmütiger, aber noch allzu unsteter Jüngling, und außerdem war es sein glühender Wunsch, dem Vetter bald zu folgen. Und vom Daenenland, wo jetzt Bukos und Helia auf Kleitra saßen, drohte – vielleicht – Unheil.

Bis zuletzt war Hyllos voller Zweifel gewesen, trotz all dem, was das Schwert des Vaters nachts von der Wand herab zu ihm sprach. Aber dann hatte auch Gebiona gesprochen. Er sah sie wieder stehen, hoch und schmal und weiß: »Geh, Hyllos. Erfülle den Willen der Götter. Dein Weg führt nach Süden. Dort haben sie dir dein Ziel gesetzt.«

Mein Ziel? Was ist es? Wo ist es?

Ihr Weg hatte sie, ihn und die Seinen, an jenem hohen Berg vorübergeführt, auf dem nach dem Glauben der Leute dieses Landes die Götter wohnten. Aber niemand von den Nordmännern glaubte daran, und sie zogen vorbei und weiter durch diese waldigen Gebirge, deren Laubbäume die Sonne austrocknete. Bis sie dann in jene wunderschöne Berggegend gekommen waren, wo drunten ein Bach schäumte und alles noch frisch und grün war.

»Woran denkst du, Hyllos?« fragte Jole. Das Schweigen mochte ihr nun doch zu lange dauern.

»Ich? Ach, an unser kleines Heiligtum, du weißt?«

»Wo du die gute Antwort bekamst? Darum lächelst du? Schön, denke nur weiter, Hyllos.«

Seit Tagen hatten sie keine Feinde mehr zu Gesicht bekom-

men. In diesen Waldbergen wohnten nur arme, freundliche Hirten. Niemand hatte ihnen den Weg verstellt. Hyllos war froh darüber gewesen. Er wußte, im Grund war er kein guter Krieger. Er stürmte zwar pflichtgemäß den Seinen vorauf, das Schwert schwingend, er hatte Siege erfochten, aber ihm fehlte die jauchzende Bereitschaft, die ergriffene und ergreifende Kampflust der anderen jungen Männer. Hie und da hatte es ihn plötzlich gepackt, das Fieber der Schlacht, der Kamp fzorn, die auflodernde Freude des Vorstürmens und Dreinschlagens. Aber das war immer schnell vorübergegangen und hatte nichts als Trübsinn und Trauer zurückgelassen, Trauer um die gefallenen Freunde, aber seltsamerweise ebenso um die toten Feinde. Sie waren einander so ähnlich, wenn sie dalagen, verkrümmt, steif, blutig-junge, tote Gesichter, die zum Himmel starrten und sich gar nicht mehr so recht voneinander unterschieden. Dann hatten ihm Schmerz und Grauen den Hals zugeschnürt. Und daraus mußte er schließen, daß er nicht zum rechten Krieger taugte.

Von dieser Erkenntnis sprach er allerdings zu niemand, nicht einmal zu Jole. Das wenigstens hatte er gelernt: So zu tun, als sei er alles das, was er in Wahrheit nicht war und doch sein mußte nach dem Willen der Götter oder des Geschickes.

So waren sie also in jenes schöne Bergtal gekommen, wo das Orakel wohnte, von dem man so viel hörte.

Beglückend still war es gewesen um den kleinen Tempel und die heilige Quelle, die aus einem Löwenmaul rann. Nur zwei alte Priester und eine dicht verschleierte Frau bekamen die Gäste zu sehen. Von den Priestern aber hörte Hyllos, daß auch Gorgone hier gewesen war und einen Wahrspruch verlangt und erhalten hatte. Einer der Priester sprach so, daß man ihn gut verstehen konnte. Er erzählte Hyllos, der Gott Poside, den er aber mit seinem Beinamen Apellon benannte, raste bisweilen hier im Heiligtum, wenn er über Land und Meer reist. Einst sei er, auf einem Delphin reitend, nach Kreta hinübergeschwommen, wohin es ihn immer ziehe, und habe auch ein Schiff voller Priester von dort hergeführt. »Wir sind Kreter hier«, sagte der alte Mann mit Stolz. »Und

überdies ist hier und nirgends sonst der Ort, wo Apellon einst den Drachen, die große, erdgeborene Schlange, mit seinem glänzenden Pfeil tötete.«

Hyllos dachte: Also auch hier erzählen sie derlei Märchen. Doch wer weiß? Im Geist sah er einen gefiederten Pfeil im Nacken eines zusammenstürzenden roten Stiers zittern.

Dann wies der Alte auf einen runden Stein. »Da ist die Stelle, wo die Schlange starb. Und«, er legte die Hand feierlich auf den Block, »hier ist auch der Nabel der Erde und der Mittelpunkt der Welt.«

»Den gibt es bei uns im Norden auch«, sagte Jole, fröhlich lachend.

Aber der Priester antwortete streng: »Den Nabel der Welt kann es nur einmal und an einer Stelle geben.«

Und die ist bei uns, dachte Hyllos und lächelte Jole zu. Er sah mitten im Heiligen Rund den Block, auf dem einst Kleito gesessen hatte, und die hohen, dunklen, aufgerichteten Steine ringsum. Und das Rauschen der Quelle hier wurde ihm zum leisen Plätschern des Heiligen Wassers daheim. Plötzlich dachte er: Ich habe ja Heimweh. Was ist das? Ich nähere mich immer mehr meines Vaters Land, dem Land meiner Kindersehnsucht, und ich kann Heimweh fühlen?

Und als er dann die Priesterin inmitten der nebelhaften Erdämpfe auf einem dreibeinigen Sesselchen sitzen sah, war ihm Gebiona ganz nahe, wie sie am Quell kauerte und in die strömende Flut blickte. Die Priesterin hier hatte auch von dem heiligen Wasser getrunken, wie Gebiona tat, ehe sie weissagte.

»Stelle nun deine Frage, König«, sagte der alte Priester neben ihm.

Hyllos erschrak. Er war so in Erinnerungen versunken gewesen; daß er sich nicht überlegt hatte, was er nun eigentlich fragen wollte.

Und da stieg es plötzlich herauf wie aus der tiefsten Tiefe seines Wesens, etwas, an das er lange nicht mehr gedacht hatte und von dem er doch auf einmal wieder wußte, daß es für ihn trotz allem die Frage aller Fragen war, an der die endliche Lö-

sung seiner Zweifel und Nöte hing. Er sagte leise: »Werde ich den Gott schauen, den Vater mit dem Speer, dort, wo ich jetzt hingehe?«

Dann sah er Jole an. Wunderte sie sich? Nein. Ihre Augen begegneten den seinen ganz ernst und klar, und sie nickte ein wenig mit dem Kopf, als wollte sie bestätigen: Ja, das ist die richtige Frage, die hast du stellen müssen.

Der Priester sprach zu der Frau auf dem Dreifuß in feierlich singendem Ton.

Sie schien zu lauschen, dann griff sie in eine Schale, die neben ihr stand, und holte einen Stein heraus, den sie dem Priester reichte. Der Stein war strahlend weiß, und der Priester sagte zu Hyllos: »Dieser Stein in seiner Weiße bedeutet ein Ja.«

Dann redete er wieder die Frau an.

Nach einer Weile kam ihre Antwort, halb gesungen, halb gesprochen. Der Priester übersetzte: »Ein guter Spruch für dich, König aus der Fremde. Er lautet: Wenn du zur rechten Zeit Eisen mit Bronze vertauschst, wirst du schauen, wonach du dich sehnst. Also spricht die Göttin der Erde durch den Mund ihrer Priesterin. Sei gesegnet.«

Hyllos neigte den Kopf: »Ich danke der Göttin der Erde.«

Dann trat er zurück. Jole blieb an seiner Seite.

In achtungsvoller Entfernung wartete das Königsgefolge. Die jungen Männer hatten nicht recht verstehen können, was der Alte gesagt hatte. Als Hyllos zu ihnen trat, hörte er, wie einer der Jünglinge einem anderen eifrig zuflüsterte: »Er hat nach dem Sieg gefragt und gute Antwort bekommen.« Leuchtende Augen sahen ihn erwartungsvoll an.

»Ja, ich habe gute Antwort bekommen«, sagte er ernst und wurde langsam rot, als die jungen Männer freudig die Waffen gegeneinanderschlugen.

Warum habe ich nicht nach dem Sieg gefragt? Warum betrüge ich sie, die Gläubigen? Die Fragen brannten in ihm. Er konnte als Antwort wieder nur das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit als König und Krieger finden und schämte sich, ohne doch irgend etwas an der Sache ändern zu können. Sie verließen den Tempel. Hinter den Bergen im Westen

sank die Sonne, und ihr Licht spielte warm zwischen den Stämmen der hohen Bäume, unter denen das Heiligtum lag. Einer der Männer – es war Antinos, der Thessalier, der hier geboren und Hyllos als Wegführer beigegeben war – führte Hyllos bis an den Rand des kleinen Platzes, von wo der Hang steil in die dunkelgrüne Tiefe abfiel. Antinos zeigte in die Ferne. Da flimmerte ein Streifen Meer wie ein goldener Spiegel im Abendlicht herüber, und dahinter erhob sich, traumhaft fern und zart verschleiert eine Kette bläulicher Berge. »Siehst du jene Höhen, siehst du den Peloponnes? Dort liegt dein Ziel, König.«

Antinos sagte das feierlich mit erhobener Stimme, und er brauchte, ohne es zu wissen, Worte, die Hyllos fast wie ein Lanzenstich mitten ins Herz drangen, so daß sich die beglänzte Ferne für Augenblicke verschleierte. Dann war das Bild wieder klar geworden, und er hatte eine Weile lang ganz still dort gestanden und hinübergeblickt zu den Bergen, die zu seines Vaters Land gehörten. . .

»Hyllos«, sagte Jole am Tisch neben ihm und ließ die Spindel tanzen, »nimm einen Schluck Honigbier, hier steht der Becher. Ich möchte nicht, daß du jetzt weiterdenkst, du bist blaß geworden, und ich mag nicht, wenn du so dreinschaust – so wie Gebiona, wenn sie weissagt.«

Hyllos zwang sich zu einem Lächeln. »Jole«, sagte er, »wenn es uns wirklich gelingen sollte, einen dieser gewaltigen Burgklötze zu nehmen, und wenn wir dort reiche Beute machen, so werden wir die Hälfte nach jenem kleinen Heiligtum senden, damit es größer und berühmter werde!«

»Ja, das wollen wir tun«, stimmte Jole zu.

Der Zeltvorhang bewegte sich, einer der Wächter schaute herein. »Der Herr Dymas ist hier, Hochkönig, mit drei Gefangenen.«

Dymas kam herein, ihm folgten, von den Wächtern vorwärtsgestoßen, drei gefesselte Männer.

»Da haben wir sie, König«, rief Dymas schon im Eintreten.

»Das Schiff, das sie gebracht hatte, war schon draußen zwischen den Klippen, aber sie liefen uns gerade in die Arme.«

»Du bist also selbst gegangen, nach dem Rechten zu sehen«, sagte Hyllos zu Dymas. »Das lobe ich. Waren sie bewaffnet?«

»Wir haben nichts finden können. Sie behaupten, Fischer zu sein. Aber um Nordmänner zu betrügen, muß man früher aufstehen. Sie gleichen nur wenig dem dunklen, kleinen Gesindel, das man sonst hier trifft!«

Hyllos musterte die Gefangenen. Es waren große, schlanke Männer, alle drei jung, sonnverbrannt, aber nicht wie Südländer, sondern so wie er selbst, weißhäutige Leute mit blauen Augen, rothaarig einer, die anderen blond. In den armseligen Lumpen, in die sie gekleidet waren – Fell-Lappen um die Beine, kurze Hüftschurze und etwas zerrissenes Fell um die Schultern – wirkten sie mehr wie Hirten als wie Fischer.

»Wer seid ihr?« fragte er sie.

»Bis jetzt waren sie sehr schweigsam«, fiel Dymas ein.

Da aber sprach der Rothaarige. Es war ein sehr schmalhüftiger, hübscher Bursche, der trotz der Fesseln dastand, als kümmere ihn alles, was da geschah, nur sehr wenig. Er sprach in der weichen, schwingenden Weise, die Hyllos immer an jenen Ajax erinnerte, der ihm einst das Lied von der Schönheit des südlichen Landes gesungen hatte. »Wir sind arme Fischer und Söhne von Hirten, großmächtiger König aus der Fremde. Wir wurden von einem Boot an Land gesetzt, ja, dem Fischerboot meines Vaters, und wollten friedlich nach Hause gehen, als die Deinen uns Arglose überfielen. Was haben wir mit ihnen und dir zu schaffen? Gar nichts, denke ich.« Er lächelte, und Hyllos spürte etwas wie eine spöttische Herausforderung in dem blauen Blick.

Er schüttelte ernst den Kopf. »Ihr seid Nordleute und vielleicht Kundschafter oder Boten. Können diese beiden da«, er sah die Blondinen an, »den Mund nicht aufmachen?«

»Wohlweislich tun sie das nicht. Nur der Rotkopf redet«, fiel Dymas ein.

Hyllos' Blick begegnete dem des größten der Männer, der ein wenig vor den anderen stand. Das Licht der Wandfackel

wie auch Joles Kerze beleuchteten ihn. Sein Haar war lichtblond, ziemlich kurz geschnitten, die Schultern breit, er stand groß und ruhig vor Hyllos.

Der schaute schärfer hin. Diese Stirn unter dem hellen Haar kannte er doch, ebenso die gerade Nase und den schön geschwungenen, fast weichen Mund. . . Erinnerungen durchfluteten ihn, die erschreckten und gleichzeitig entzückten. Sieben Jahre lang hatte er dies Gesicht nicht mehr gesehen. . . »Es kann nicht anders sein«, sagte er betroffen vor sich hin und flüsterte dann: »Wie sie sich alle doch gleichen, diese Söhne des Elasippos. Und glauben dann, man erkenne sie nicht. . .« Er nahm sich zusammen. »Ich bitte dich, Dymas, führe diese beiden« – er wies auf den Roten und den kleineren Blonden – »vors Zelt hinaus. Ich möchte mit diesem Mann hier allein sprechen. Geht alle.«

»Ich bleibe«, sagte Jole, sich gerade aufsetzend.

»Die Königin bleibt nach ihrem Gefallen«, stimmte Hyllos zu.

Dymas verließ mit den anderen das Zelt. Hyllos sah, daß er sich noch vergewisserte, ob die Fesseln des Fremden auch nicht gelockert seien.

Dann fiel der schwere Zeltvorhang zu.

Der große Fremde hatte einen Blick zu Jole hinübergeworfen. Ein gespannter, fast lauernder Ausdruck stand jetzt in dem schönen, klargeschnittenen Gesicht.

»Ich glaube zu wissen, wer du bist«, sagte Hyllos ernst.

Der Mann zuckte die Schultern und schwieg.

»Er tut, als verstehe er nicht«, rief Jole.

Hyllos sagte leise und sah dem Fremden dabei in die Augen:

»Der mir von dir erzählte und dich mir – nebenbei – auch beschrieb, sagte: ein Junge, der den Mund nicht aufbekam. Es scheint, er hatte recht. Aber – glaubst du im Ernst, Corman, Dagdans Sohn, es sei deiner würdig, dich heimlich und in Lumpen an unser Gestade zu schleichen und vor mir zu lügen und zu heucheln wie ein gemeiner Spion, für den meine Leute dich jetzt halten?«

Der junge Mann erblaßte unter der Sonnenbräune. Und dann

sprach er wirklich. Es waren Worte und Tonfall der Leute aus Albion, und die Stimme klang klar und sehr ähnlich einer anderen, die Hyllos in der schrecklichsten und erregendsten Stunde seines Lebens wie durch Mark und Bein gegangen war. »Wie kannst du von Würde sprechen, König, mit einem Mann, der gefesselt vor dir steht?« sagte Corman.

Hyllos überlegte.

»Tu es nicht«, flüsterte Jole.

Aber er hatte schon den Dolch aus dem Gürtel gezogen. Es waren nur Hanfstricke, die die Handgelenke des Fremden zusammenhielten, und sie ließen sich leicht durchschneiden.

Der Fremde schüttelte die Hände, um das Blut wieder in sie zurückzubringen. »Gut«, sagte er. »So werde ich den Mund aufmachen. Ich bin Corman, der Verbannte, du sprichst wahr. Rechtlos in allen atlantischen Königreichen, wo mich ein jeder, der mag, niederschlagen kann wie einen tollen Hund – aus keinem anderen Grund, als dem, daß ich der Sohn meines Vaters bin. Würde hin oder her: Ein Ausgestoßener muß es lernen, sich zu verkleiden und zu verbergen, selbst wenn er von Geburt ein Königssohn und ein Nachkomme des Gottes ist. Er muß die Nacht abwarten, ehe er an Land geht.« Er sprach ruhig; von der Bitterkeit, die in seinen Worten lag, schwang nichts in der klaren Stimme mit.

»Ich verstehe«, sagte Hyllos ebenso ruhig. »Und warum gingst du gerade hier an Land? An unserem Gestade?«

Corman verzog ein wenig den Mund. »Warum? Beantworte dir selbst die Frage. Du sagst: An *unserem* Gestade. Aber dies Gestade gehört nicht dir, König Hyllos von Atlantis, nicht dir. . .«

»Es ist jetzt das meine, da meine Krieger es hüten, Corman.«

»Wie hätte ich das wissen sollen? Athenai zählt nicht zu den atlantischen Königreichen, in denen ich rechtlos bin.«

»Es ist ihnen feind. Und dies vor allem aus einem Grunde, den du so gut kennst wie ich: Weil dort oben in der Burg, vor unserem Zugriff gesichert, einer sitzt, der das Ohr des Königs Thymoitas hat und nicht nur seines. Einer, dessen Giftzunge wirbt und wirkt und gegen uns hetzt in allen helleni-

schen Fürstentümern – dein Vater, Corman. Ein Ausgestoßener wie du und dennoch mächtig.«

Die Augen des Mannes hatten sich weit geöffnet. Hyllos sah, dicht vor ihm stehend, den dunklen Rand um die helle, gelbliche Pupille.

»Was sagst du? Mein Vater?« Corman schüttelte den Kopf.

»Willst du dich stellen, als wüßtest du das nicht? Die Anwesenheit deines Vaters auf der Burg dort dürfte der Grund sein, warum du hier landetest. Und ich nehme an, daß dir auch nicht unbekannt war, daß unsere Zelte vor Athenai stehen – seit zwei Dekaden schon. . .«

»Wir waren lange auf See. Ich schwöre, daß ich von beidem nichts wußte.«

Hyllos betrachtete ihn. »Das Erbe deines Vaters liegt schwer auf dir, Corman. So bist du also auch ein Lügner wie er.« Eine Glutwelle lief überraschend über das Gesicht des jungen Mannes. Seine Hand zuckte und fuhr zu seiner linken Wade hinunter, wurde aber rasch zurückgezogen und fiel schlaff herab.

Doch Jole war schon aufgesprungen. »Hyllos, er hat eine Waffe!« Sie stürmte auf den Mann zu. »Wache!« schrie sie. Hyllos riß sie zurück.

Der Fremde stand da wie ein gestelltes Tier, halb gebückt mit wild funkelnden Augen, die Hände wie Krallen gezückt.

Aber schon hatten ihn die hereinstürmenden Wächter gepackt. Auf Hyllos' Wink wickelten sie das Fell von seinem linken Bein. Den Lappen in der Hand, schüttelte der eine der Wächter den Kopf: »Nichts.« Aber der andere griff rasch zu. »Doch. Sieh her.« Er riß das morsche Fell auseinander.

Es war ein ganz schmaler Dolch, dünn wie eine feine Nadel, aber spitz und lang, der mit fast unsichtbaren Stichen in das doppelt gelegte Fell eingenäht war. Jole stand bei den Männern und nahm den Lappen in die Hand. »Er hätte die Waffe gar nicht so ohne weiteres erreichen und herausziehen können, und ich hätte also nicht so zu schreien brauchen«, stellte sie fest.

»Es ist gut«, sagte Hyllos. »Geht.« Die Wächter zogen sich

zurück. Jole setzte sich wieder und nahm ihre Spindel. Corman, Dagdans Sohn, stand mit gefesselten Händen und fest mit Stricken umwundenen Armen inmitten des Zeltes.

»Da du deine Waffe so gut zu verbergen wußtest, muß ich deiner Würde nun doch wieder die Fesseln zumuten«, sagte Hyllos zu ihm. »Du bist trotz allem ein Königssohn. Ich möchte dich wie einen solchen behandeln. Aber ich brauche dein echtes Vertrauen. Sprich die Wahrheit.« Hyllos' Stimme klang werbend. »Wir sahen eine Lichtsäule von der Burg aufsteigen. Es scheint mir wenig wahrscheinlich, daß das Zeichen nicht dir und deinen Gefährten galt. Und es scheint mir noch weniger wahrscheinlich, daß du nicht weißt, wo dein Vater sich aufhält.«

»Ich wußte es nicht. Ich weiß auch nichts von dem Zeichen, ich schwöre es«, sagte Corman matt.

Hyllos seufzte. »Dann haben wir einander nichts mehr zu sagen. Da ich dir nicht trauen kann, werde ich dich und die Deinen in Fesseln halten müssen.«

Corman antwortete nicht, und die Wache führte ihn weg. Dymas trat wieder ein. »Was soll mit ihnen geschehen, König?«

»Schließt sie in ein Zelt ein, kettet sie an, so daß sie keine Möglichkeit zu entfliehen haben, und bewacht sie gut. Der Große ist Corman, Dagdans Sohn, also ein Mann, der sich einmal berechnigte Hoffnungen auf den Königssitz in Albion machen konnte. Die anderen mögen Verwandte von ihm sein, die man wie ihn des Landes verwies. Es ist also nötig, daß man sie als Kinder Posides mit Achtung behandelt, du verstehst?«

»Ich verstehe. Sie werden erhalten, was sie brauchen. Und. . . dann?«

»Dann wird man weitersehen«, sagte Hyllos. Dymas nickte und ging.

Jole sah auf. »Töte ihn nicht«, sagte sie. »Er lügt. Aber es mag wirklich schwer für ihn sein, so über die Meere zu irren. Und er selbst hat nichts verbrochen und leidet um seines Vaters willen.«

»Vorerst werde ich ihn ganz gewiß nicht töten.« Hyllós setzte sich wieder, er spielte mit seinem Dolch. »Ich muß dankbar sein, daß die Götter mir dieses Pfand in die Hand gespielt haben. Eine Geisel und somit eine Waffe gegen Dagdan. Wir werden sie gleich erproben.«

2. *Corman*

Am nächsten Tag ließ Hyllós den Sohn Dagdans unter die Mauern der Burg führen.

Die Zelte standen natürlich außer Schußweite, und hätte irgend einer der Belagerer gewagt, auch nur einen Schritt über diesen Bannkreis hinaus zur Burg hin zu tun, so hätte dort oben auf der gewaltigen Mauer sofort die Sehne eines der weittragenden Achaierbogen geschwirrt.

Aber es gab in Hyllós' Heer einen Mann, auf den sich nie ein Pfeil richtete. Der Mann hieß Harimos, stammte von der Heiligen Insel und war der Sohn eines der größten Bauern dort und entfernt mit Hyllós verwandt, ein schöner, silberblonder junger Mensch, immer zu Unfug aufgelegt, dabei einer, der sich auch durch den dicksten Haufen der Feinde durchschlug und dem niemand standhalten konnte. Harimos tanzte manchmal dicht an den Berg heran und versuchte sogar, den abgeholzten und abgebrannten Steilhang emporzuklettern. Er winkte mit beiden Armen zu den Belagerten hinauf und schrie ihnen Witze und Herausforderungen zu. Dann aber erschienen viele behelmte Köpfe über der Mauer, die Männer winkten herunter und antworteten mit viel Gelächter. So führten sie lange Zwiegespräche, wobei, sowohl wegen der großen Entfernung wie dem Unterschied der Sprachen, keiner ein Wort des anderen verstand. Man erfuhr, daß die dort oben den jungen Harimos »Blondkopf« nannten. »Unser Blondkopf ist wieder da«, riefen sie, und dann liefen alle Wächter zusammen, und sogar einige Frauen streckten ihre Köpfe über die Steinkante.

Dieser »Blondkopf« nun wanderte also, einen weißen Schild

schwingend und den gefesselten Corman am Arm führend, über das von der Sonne ausgedörrte Feld auf den Burgberg zu.

Die Abhänge standen schwarz und felsig im klaren Licht, alle Bäume hatten die Verteidiger umgehauen und die Büsche abgebrannt, damit kein Feind sich ungesehen nähern könne. Die Häuser, die hier und dort am Hang gelegen hatten, waren verlassen und zerstört worden. Oben ragte die Mauer auf aus gewaltigen, ganz ungleichmäßigen Blöcken wie in Eile geschichtet.

Der geschwärzte Berg mit seinen Ruinen hätte einen traurigen Anblick geboten ohne das herrliche Licht dieses Landes, das alles übergoldete. Es leuchtete auch auf den beiden blonden Köpfen der Männer, die jetzt dicht am Abhang standen, und blitzte in den Helmen und Waffen derer auf, die sich oben drängten, um herabzuschauen.

Hornrufe stiegen in die blaue Luft empor. Dann ließ Harimos seinen Schild kreisen und schrie so laut er konnte: »Seht den Gefangenen, seht ihn! Seht den Sohn des Verräters. Mein König wird ihn, an einen Streitwagen gebunden, vor euer aller Augen zu Tode schleifen lassen, wenn sein Vater nicht herunterkommt und sich uns stellt.«

Die oben blieben still, es war nicht zu erkennen, ob sie verstanden hatten.

Wieder bliesen die Hörner, einmal und noch einmal, den Ruf, der Verhandlungen verlangte.

Endlich erschien auch droben ein weißer Schild. Und ein Hornsignal aus der Höhe besagte, man sei bereit zu hören. Jetzt winkte Hyllos dem Herold. Dieser war prächtig in ein rotes, goldgeschmücktes Gewand gekleidet. Auch er trug einen weißen Schild vor sich her und machte sich, gefolgt von zwei Lanzenträgern, auf, den Berg zu umgehen, um an der Westseite aufzusteigen.

Hyllos stand vor seinem Zelt und sah ihm nach.

Dymas war bei ihm. »Was forderst du von ihnen, König? Nur diesen Dagdan oder – mehr?«

»Nicht mehr. Ich will froh sein, wenn es zur Auslieferung

Dagdans kommt. Die Übergabe der Burg kann ich unmöglich verlangen. Was – im Grund – geht die Athenaiier schon Corman aus Albion an? Sie würden unserem Herold ins Gesicht lachen.«

Dymas spähte zu Harimos und Corman hinüber, die immer noch dort vor dem schwarzen Hang standen, gleich groß, gleich hell, aber einer in Fesseln und einer frei.

»Du wirst ihn zu Tode schleifen lassen, wenn der Vater ihn preisgibt?«

»Ja«, sagte Hyllos leise. »Beten wir, daß er wenigstens für seine Brut noch ein wenig Liebe hat«, setzte er hinzu. Im Grund glaubte er nicht daran, und ihm graute vor dem, was er auf sich zukommen sah. Aber es war Kriegerrecht und Kriegerbrauch, Gefangene zu benützen, wie man konnte, und wahrscheinlich würde er wieder einmal die Zähne zusammenbeißen und tun müssen, was ihm in tiefster Seele zuwider war und nachts quälend seinen Schlaf störte.

Es verging eine lange Zeit, bis der Herold zurückkehrte. Die Forderung war rundweg abgelehnt worden.

Deswegen gab man die Sache natürlich noch nicht auf. Auch am folgenden Tag stand Harimos mit Corman unter den Wällen. Wieder stieg der Herold empor. Diesmal brachte er den Bescheid mit, König Thymoitas lehnte es aus Gründen der Gastfreundschaft ab, einen, der sich auf diese verlasse, dem Feinde auszuliefern. Der zu Unrecht verfolgte König Dagdan von Albion genieße seinen Schutz. Dagdan erkläre übrigens, der Mann, den man täglich unter den Wällen stehen sehe, sei nicht sein Sohn, er habe nichts mit ihm zu schaffen, und die faulen Machenschaften und durchsichtigen Vorspiegelungen des atlantischen Königs könnten ihn höchstens zum Lachen reizen.

Diesen Bescheid ließ Hyllos dem Gefangenen wörtlich mitteilen.

Am folgenden Tag schickte er, Dymas' Rat folgend, einen leichten Streitwagen zum Berghang. Vor den Augen der Burgmannschaft wurde der Gefangene daran gebunden. Er lag auf dem Rücken; die kleinen, sehr lebhaften Pferde, die

Harimos hielt, bäumten sich manchmal und tänzelten, dann rutschte der von Stricken umwickelte Körper hilflos über den unebenen Boden.

Man bemerkte, daß oben etwas vorging. Die Männer schrien, sie verließen die Mauern, erschienen dann wieder. Unten verstand man, was sie riefen: »Sein Vater ist ein Schwein. Rette ihn, Blondkopf! Wir können nichts tun. Rette ihn!« Als Harimos den Gefangenen vom Wagen band und auf die Füße stellte, brach großes Beifallgeschrei los. Harimos führte den Wagen samt dem Gefangenen wieder ins Lager zurück, wie es für den Fall des Mißlingens vereinbart worden war. Harimos ließ sich bei Hyllos melden. »Es hat keinen Zweck, König«, sagte er. »Dieser Dagdan läßt ihn im Stich. Aber ich wüßte nun nicht, was für einen Sinn es haben sollte, diesem Dagdan die Freude zu machen, seinen Sohn als blutigen Leichnam über Stock und Stein fliegen zu sehen. So wie ich mir den Kerl vorstelle, würde er mit Vergnügen von der Höhe herab zusehen.«

Hyllos preßte die Lippen zusammen.

»Ich meine«, fuhr Harimos fort, »wir sollten diese Sache aufgeben und etwas anderes versuchen. Ich stelle mich zum Zweikampf und fordere den immer unsichtbaren König da oben heraus. Bedingungen: Wenn ich siege, übergeben sie die Burg bei freiem Abzug und mit ihr den lebenswürdigen Herrn aus Albion. Unterliege ich, ziehen wir ab, das heißt: ihr tut das, ich kann ja in diesem Falle schwerlich mehr mitziehen.«

»Ich habe nicht die Absicht, abzuziehen, Vetter«, sagte Hyllos.

»Und ich nicht die Absicht, zu unterliegen.«

Jetzt mußte Hyllos doch lächeln. »Blondkopf«, sagte er. Man fing hier unten auch schon an, den fröhlichen Helden so zu nennen. »Das ist eine Sache, die bedacht sein will.«

Er hatte selbst schon diesen Ausweg vor Augen gehabt, den einzigen vielleicht, wenn der Zuzug von See her ausblieb. Aber war es nicht noch zu früh, daran zu denken? »Wenn wir zu diesem Mittel greifen, so ist es wohl in erster Linie meine

Sache, den Kampf auszufechten.« Seine Augen wanderten kurz zu der Truhe hinüber, die im Zeltwinkel stand.

»Ich denke eher, daß es die meine ist. Du bist der Hochkönig und hast viele Aufgaben. Dein Leben ist wichtig. Meines kann nur auf diese Art und Weise nützlich sein. Oder zweifelst du daran, daß ich ein guter Fechter bin?«

»Daran zweifle ich nicht. Du bist der beste Schwertkämpfer im Heer.«

»Also«, drängte Harimos. »Warum mir dann nicht erlauben, ein Gottesurteil zu suchen, diesen hochmütigen Kerl da droben herauszufordern?«

»Ich fürchte, er würde nicht wollen.«

»Du meinst, er würde ablehnen? Ein Feigling?«

»Ein besonnener Mann in mittleren Jahren, kein Heißsporn wie du.«

»Um so mehr ein Grund, ihm den Herrn und Meister zu zeigen.« Harimos schlug sich auf die Schenkel. »Versteckt er sich hinter seinen Mauern, dann, König, stürmen wir sie und packen ihn und verklopfen ihm den Hintern und stürzen den Dagdan über die Mauern. Nicht wahr?« drängte er, glühend vor Eifer und Kampf lust.

Nachdem er gegangen war, sagte Jole, die bei ihrer Spindel saß: »Das war kein schlechter Vorschlag, meine ich. Der Blondkopf ist wirklich ein vorzüglicher Fechter. Er macht uns keine Schande, glaub mir. Und sein Vorschlag könnte den armen Corman retten.«

»Dagdan wird immer ein Loch finden, durch das er schlüpfen kann«, sagte Hyllos düster.

In der Nacht gab es eine Störung. Ein Wächter stürzte ins Königszelt. »Herr, die drei Gefangenen sind entflohen.« Hyllos sprang auf und warf sich einen Mantel um. »Habt ihr denn geschlafen?«

»Nein, Herr. Wir wissen nicht, wie sie es gemacht haben, loszukommen. Erman sah sie durch den Mondschein huschen und schrie. Die anderen liefen hinter ihnen drein. Wahrscheinlich haben sie sie jetzt bereits erwischt.«

Hyllos trat vor das Zelt. »Nach welcher Richtung sind sie gelaufen?«

»Der Burg zu.«

Er spähte zum Burghügel hinüber. Das Mondlicht lag voll auf ihm und ließ alle Schrunden und Felsrinnen scharf hervortreten. Auch die jagenden Schatten am Hang waren deutlich zu erkennen. Schreie und Rufe drangen herab.

Hyllos zog den Mantel enger um sich und eilte vorwärts. Etliche Männer, die die Rufe der Wächter aufgeschreckt hatten, folgten ihm.

Er dachte nicht eher daran, daß er der Burg schon allzu nahe war, bis ein plötzlicher Pfeilregen von oben ihn an die Stelle bannte. »Zurück«! rief er seinen Männern zu.

Ein Schrei kam vom Hang. Jemand rief etwas, und von der Mauer wurde geantwortet.

Jetzt flog kein Pfeil mehr. Hoch oben schimmerten die Helme der Verteidiger. Unten tauchten Gestalten ins Dunkel und wieder aus ihm hervor. Sie klonnen höher.

Dann redete oben eine Stimme, überlaut und deutlich klang sie durch die Nacht. Hyllos konnte sogar ein paar Worte verstehen: ». . . nicht öffnen. . .«

Und dann – gleich darauf – stieg vom Hang her ein Schrei auf, wild, hell, scharf wie der eines großen Vogels. Ein Schatten löste sich aus dem Gestein und glitt schnell in die Tiefe. »Da ist einer abgestürzt, Herr«, rief ein Mann hinter Hyllos.

Der lief schon, es litt ihn einfach nicht mehr. Er kletterte über eine grasige Wange empor, dann über Blöcke und verbrannte Erde steil aufwärts. In einer kleinen Mulde unter einem der Felsen lag der Gestürzte. Es war Corman. Neben ihm knieten seine beiden Gefährten. Der Rotkopf hielt den Hingestreckten im Arm. Drei von Hyllos' Wächtern kamen mit lauten Rufen von oben herabgeklettert, da hob der Rote den Kopf. »Still!« sagte er. »Er stirbt.«

Der Gestürzte stieß einen röchelnden Laut aus, der Körper streckte sich, der Kopf fiel zurück auf den Arm des Gefährten. Der strich ihm über die Augen. Dann blieb er still knien.

Hyllos wies die Wächter mit einer Handbewegung zurück. Alle standen stumm und warteten. Endlich legte der Rotkopf den Gestürzten auf die schwarze Erde nieder und stand auf. Mit ihm erhob sich sein Gefährte. Hyllos sah, daß dem jungen Menschen Tränen über die Wangen rannen.

Ohne einen Befehl abzuwarten, ergriffen die Wächter die beiden Jünglinge, die sich nicht wehrten, und fesselten sie. Die Augen des Rothaarigen waren fest auf Hyllos gerichtet. Im Mondschein wirkte sein mageres Gesicht eingefallen mit harten Schatten um Nase und Kinn. »Laß ihn bestatten, König, wie es sich für ihn geziemt«, sagte er mit spröder Stimme. »Er hat es verdient, er war nicht nur ein Königssohn, sondern, was mehr ist, ein tapferer und treuer Mann.«

»Wir werden alles tun, was möglich ist«, antwortete Hyllos. Dann winkte er. »Führt sie ins Lager und nehmt den Toten mit.«

Sie gingen alle. Er selbst blieb noch stehen. Hier unter dem überhängenden Felsstück hätte ihn kein Pfeil erreichen können. Aber es war auch ganz still auf der Mauer, still überall. Die Schatten, die sich mit dem Toten entfernten, machten kaum ein Geräusch.

Der leichte, kühle Wind vom Meer her blies Hyllos ins Gesicht. Von hier aus konnte man weit hinaussehen auf die flimmernde Fläche, aus der, verschleiert und schemengleich, die Formen der Inseln tauchten. Hyllos hörte das ferne Rauschen, das er so gut von zu Hause her kannte. An Toten wenigstens brauche ich keine Rache zu üben, dachte er, Corman soll seinen geschmückten Holzstoß haben. . .

Plötzlich stand Harimos neben ihm. »Jetzt mußt du mich aber kämpfen lassen, jetzt muß es sein, König«, stieß er hervor. Auch sein Gesicht war voller Schatten, aber das Haar sprühte silbern wie das Meer draußen. »Hast du gehört, was der da oben rief: daß sie den Flüchtenden die Tore nicht öffnen dürften? Da steckte Dagdan dahinter.«

»Sie fürchteten wohl, wir würden mit den Fliehenden eindringen. Komm, Harimos, wir müssen zurück. Sonst schießen sie am Ende doch wieder.«

»Die? Die werden heute Nacht bestimmt nicht mehr schießen«, sagte Harimos, während sie bergabwärts kletterten. »Die sind ebenso wütend auf diesen Vater, der seinen Sohn opferte, wie wir, glaub mir das.« Er sprang über einen Steinblock. »Willst du mich nun kämpfen lassen?«

»Wir werden morgen darüber reden.«

»Immer dieses Abwarten, dieses Zögern und sich Bedenken. Du bist wie ein altes Weib«, knirschte Harimos wütend.

»Sei still, Harimos. Es geziemt sich nicht für dich, so mit mir zu sprechen.«

»Alle Götter der Unterwelt mögen mich stückweise zerreißen, wenn ich auf diesen Kampf verzichte«, knurrte Harimos leise hinter Hyllos' Rücken.

Hyllos' Königszelt war in zwei Räume geteilt; in dem einen stand das Lager, auf dem Jole ruhte. Hyllos vergewisserte sich, daß sie fest schlief, dann ging er in den anderen Raum hinüber und befahl dem Wächter, den Gefangenen mit den roten Haaren zu ihm zu bringen.

Der Bursche kam, er stand in Fesseln mitten im Zelt.

»Ich möchte über das alles mit dir sprechen«, sagte Hyllos.

»Sprich, König.« Der junge Mensch räusperte sich, seine Stimme klang heiser. Er sprach jetzt nicht mehr in den weichen Lauten des Südens, sondern wie Corman in dem Dialekt, den man in Albion sprach und der dem der Teuta sehr nahe kam.

»Zuerst will ich wissen, wie du heißt.«

»Dervan. Ich bin Brilons Sohn und ein Vetter zweiten Grades der Königssöhne.«

»Und der andere, dein Gefährte?«

»Mein Bruder Olen.«

»Gut. Willst du mir jetzt, da Corman tot ist, alles sagen?«

Der junge Mann ließ sich auf einen Schemel niederfallen, dort hockte er dann, den Kopf tief über die gefesselten Hände gesenkt. Hyllos ließ es ihm hingehen. Er setzte sich in seinen Faltsessel.

»Es ist einerlei«, murmelte der Junge. »Jetzt, da Corman tot

ist – abgestürzt – ein freies Opfer für jenes Ungeheuer, das er seinen Vater nannte. . .«

»Er hat sich selbst vom Felsen gestürzt?«

»Als er sah, daß ihm die Burg verschlossen bleiben würde.«

»Ihr hättet sie auf keinen Fall erreicht, Dervan. Die Wächter waren euch auf den Fersen.«

»Mag sein. Aber – er wollte das tun. Er sagte es uns schon zuvor. Er wollte nicht, daß sein Vater durch ihn gezwungen werden könne. Als ob dieser feige Hund je an etwas anderes gedacht hätte, als daran, seine eigene Haut zu retten. Er trieb den Sohn ins Verderben und warf ihn weg wie ein untaugliches Werkzeug. Und Corman liebte ihn. Für ihn sprang er in den Tod, aus keinem anderen Grund.«

»Wie gelang es euch, zu entkommen?«

»Ich hatte eine kleine Feile in meinem Gewand verborgen, die habt ihr nicht gefunden.«

»Trägst du auch einen verborgenen Dolch bei dir?«

»Nein. Wenn ich einen hätte, würde ich jetzt vielleicht versuchen, ihn dir ins Herz zu stoßen – es doch noch zu tun. Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht – vielleicht bin ich es endgültig müde geworden, Dagdans Weisungen nachzukommen.«

»Ihr wolltet also . . .?«

»Es ist einerlei«, mit seiner heiseren Stimme wiederholte Dervan immer das gleiche, »du kannst alles wissen, warum nicht? Corman hatte auf einer Insel Zuflucht gefunden, die Korkyra heißt und westlich des Peloponnes liegt. Wir beide waren bei ihm, wie stets seit seiner Flucht aus Albion. Er war der Königserbe, und wir dienten ihm.«

»Ich verstehe«, sagte Hyllos.

»Corman erfuhr, daß sein Vater bei den Athenaiern sei, und trat in Verbindung mit ihm. Vor kurzem kam ein Bote und brachte uns Dagdans Befehle. Wir sollten als Fischer verkleidet bei euch landen und uns verdächtig machen, so daß ihr veranlaßt würdet, uns zu fangen. Niemand dachte daran, daß du Corman erkennen würdest.

»Ihr vergaßt die große Ähnlichkeit, die viele Männer dieses Geschlechts miteinander haben.«

»Ja. Und es dachte auch niemand daran, daß deine Königin so scharfe Augen habe, und daß ihr Cormans Dolch finden würdet.«

»Der Dolch sollte mein Herz treffen?«

»Wenn Corman mit dir allein sein würde, oder wenn du schliefst, ja.«

»Und dann?«

»Dann hätte Dagdan triumphiert, denke ich. Was aus uns geworden wäre, das hätte ihn wahrscheinlich wenig gekümmert.«

Einige Atemzüge lang herrschte Stille. »Und was glaubst du, wird jetzt aus euch werden?« fragte Hyllös dann leise.

Dervan hob die umschatteten Augen zu ihm. »Es ist einerlei, König.«

»Ich werde euch wohl töten müssen, die ihr als Meuchelmörder zu mir kamt.«

»Ich weiß es. Aber auch du weißt, König, daß das Leben eines Gefolgsmannes ohne Wert und Sinn ist, wenn das Schicksal seinen Herrn erschlug.« Dervan erhob sich langsam. Er schwankte und konnte sichtlich kaum stehen vor Mattigkeit. Aber er sagte mit fester Stimme: »Tu mit uns nach dem Recht oder nach deinem Gefallen, König.«

Hyllös ließ ihn in das Gefangenenzelt zurückbringen.

Es war noch dunkel, und er ging in den Schlafrum und legte sich neben Jole. Ihre Atemzüge waren ruhig und gleichmäßig, aber er suchte vergebens nach Schlaf, bis die späte Morgendämmerung anbrach.

3. Besuch

Der Kampfeifer des »Blondkopfs« war nicht zu bändigen, und Hyllös erlaubte ihm, seine Herausforderung auf die Burg zu senden. Also wandelte der Herold wieder den gewundenen Weg empor.

Harimos lief um den Hügel, führte wahre Kriegstänze auf und schrie aus Leibeskräften alles hinauf, was er dem König

der Athenaiier zu sagen wünschte, so daß die Wachen oben längst begriffen hatten, worum es ging, ehe der Herold noch vor dem ersten der Burgtore anlangte.

Aber als er zurückkehrte, brachte er einen abschlägigen Bescheid, der Harimos in äußerste Wut versetzte.

Er rannte, »Feigling, Feigling« rufend, um die Burg, und droben drängten sich die Männer und zeigten mit deutlichen Gebärden, was sie von dem Mut ihres Königs hielten.

Wieder mußte der Herold seinen Weg antreten.

Man ahnte drunten, daß auf der Burg ein Palaststreit ausgebrochen war, und hörte sogar einiges davon herunterdringen. Offenbar rebellierten die Krieger gegen ihren König und vor allem gegen Dagdan, seinen Gast, den sie haßten. Schließlich kam gute Nachricht vom Berg. Es hatte sich ein Kämpfer gefunden, der an des Königs Stelle Harimos gegenüberzutreten wollte. Flüchtlinge aus verschiedenen Achaierreichen weilten hinter den gewaltigen Mauern, und einer von ihnen, Melanthos, der Königserbe von Pylos, hatte sich als Streiter für Ehre und Schicksal der Burg angeboten. Er war nicht vor den Atlanterschiffen, sondern vor den Dolchen eines mißgünstigen Verwandten und Usurpators geflüchtet und hatte seinen kleinen Sohn Kodros in Sicherheit bringen wollen.

Dies alles erfuhr man durch den Herold der Athenaiier, der jetzt seinerseits vom Berg herabgestiegen war, herrlich gekleidet und mit allen Insignien seines Amtes ausgestattet. Hyllos verhandelte in Harimos' Anwesenheit mit ihm. Er hatte dem Drängen des hitzigen Kämpfers nachgegeben, weil er wußte, daß seine jungen Krieger sein Zögern nicht verstehen und ihn verhöhnen würden. Aber er war wieder einmal in Sorge. Wohl hatte sich Harimos als glänzender Fechter erwiesen, aber sein Leichtsinn wie sein Übereifer hielten dem die Waage. Von jenem Melanthos aber hieß es, er sei nicht nur ein ausgezeichnete Schwertkämpfer, sondern auch ein sehr besonnener Mann. Konnte Hyllos wirklich verantworten, Erfolg oder Mißerfolg des ganzen Zuges auf diese eine, allzu hitzig geführte Schwertklinge zu setzen?

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Es ging um jene eine Bedingung, auf der Hyllos bestand: Dagdans Auslieferung im Falle von Harimos' Sieg. Das aber wollte der König Thymoitas nicht zugestehen. Das Ende war, daß der Herold wieder auf seinen Berg stieg, um neue Weisungen einzuholen.

Jole stand auf, als alle gegangen waren, und trat zu Hyllos. »Du willst diesen Zweikampf nicht. Warum? Bedenke doch, er stellt ja ein Gottesurteil dar.«

»Bist du so sicher, daß ein solches Urteil unter allen Umständen zu unseren Gunsten ausfallen würde?«

»Aber ja, ganz sicher. Bei dir, bei uns ist das Recht.«

Hyllos zuckte die Achseln: »Wir wissen, daß die Gedanken der Götter für uns oft rätselhaft und dunkel bleiben« – und daß das Schicksal vielleicht sogar stärker ist als ihr Wille. Aber dies letzte sprach er nicht aus.

»Ich denke, daß sie gute Helfer sind. Vor allem der eine. Rufe ihn an, mein lieber Zweifler, dann wird alles recht werden.« Sie strich ihm über die Stirn, und er küßte sie.

Da aber war Lärm vor dem Zelt. Ein Bote von der Küste bitte vorgelassen zu werden, hörte man. Der Bote trat ein. »Schiffe, König«, rief er. »Segel am Horizont. Sie steuern hierher.« An der Segelstellung könne man erkennen, daß es Atlanterboote seien, keine Kreter, berichtete er weiter.

Hyllos fuhr freudig auf. »Das ist Gadeiros, endlich«, rief er. »Schwarze Schiffe oder buntbemalete?« forschte er.

Bunte, soweit man sehen könne. »Dann sind's die Iberer. – Mein Pferd«, rief Hyllos. Mit kleinem Gefolge sprengte er zum Hafen.

Von der Höhe herabreitend, sah auch er die Segel. Zwei standen noch weiter draußen, drei näherten sich bereits dem Hafen. Fünf? Nur Fünf? Er konnte nicht mehr erspähen, soviel er auch schaute. Hatte Gadeiros seine ganze übrige Flotte im Kampf oder im Sturm verloren?

Die Schiffe waren nicht so groß und lang wie die der Nordleute sonst, wenn auch schön bemalt und mit glänzenden Schilden an der Bordwand. Den erschreckenden Gedanken:

Gadeiros ist tot, und der Rest seines Aufgebots erreicht uns hier, wies Hyllos zurück. Nirgends war da ja ein schwarzer Wimpel zu sehen, die Segel glänzten weiß, von der Mittags-sonne durchleuchtet. Dort auf dem ersten – war das nicht eine Standarte?

»Ein Pferd«, sagte Dymas, der mit zusammengekniffenen Augen in die Helle hinausspähte, »ein weißes Roß auf dunk-lem Grund.«

»Das ist nicht König Gadeiros.«

»Nein, Iberer sind das nicht. Ich würde sagen. . .«

»Albion?« fragte Hyllos rasch.

»Wenn es dort einen König gäbe – ja.«

Das erste der Boote steuerte jetzt mit geblähtem Segel, vor dem starken Südwind dahinfliegend, in die äußere Hafenein-fahrt herein. Es war ein »Schwan«, man erkannte den wei-ßen, geschnäbelten Vogelkopf am aufgebäumten Vorderste-ven. Darüber blitzte und glänzte es, nun das Schiff eine Wen-dung machte. . .

»Eine Sonne«, rief jemand hinter Hyllos.

Eine Sonne! Ein riesiger, strahlender Goldschild, der das über den Wellen spielende Licht fing und zurückwarf. Hyl-los' Herz begann heftig zu klopfen. Sollte. . . Aber es kann doch kaum sein. Joles Worte gingen ihm durch den Sinn.

»Rufe ihn an, dann wird alles recht werden.«

»Poside! Poside!« riefen die Männer um Hyllos.

»Still!« mahnten andere. »Es ist unmöglich. Hierher kommt er nicht.«

»Doch, doch. Seht ihr ihn denn nicht?«

Wie das Schiff näher flog – es lag ziemlich schräg und durch-schnitt das schäumende Wasser wie ein Vogel die Luft – er-kannte man, daß vorne neben der »Sonne« ein Mann im blauen Gewand stand, der die Arme emporhielt und eine funkelnde Strahlenkrone auf dem Haupt trug.

Einer von Hyllos' jungen Kriegern stimmte laut das Lied an:

»Es kommt ein Schiff von Westen her.
Wen trägt das Schiff wohl übers Meer?«

Wie damals, fast wie damals, dachte Hyllos. Da stand ich an der Burglande. Sieben Jahre? Nein, sechs und ein halbes. So heiß wie damals ist es heute nicht. Kalter Südwind. Poside zum Mittwinter? Ist es möglich?

»Jetzt werden wir die Burg nehmen. Wie die Adler werden wir hinauffliegen und über die dort herfallen, jetzt brauchen wir keinen Zweikampf mehr und kein Gottesurteil«, schrie einer der Krieger.

»Jetzt ist es bereits gefällt«, ergänzte Dymas.

Sie sprengten zur Lände hinunter. Das Sonnenschiff kreuzte heran, die anderen vier folgten in Abständen.

Schließlich war es dann soweit. Taue flogen herüber, weiß gekleidete Diener legten das Gangbrett aus. Poside betrat es, leibhaftig er selbst, wie Hyllos ihn zuletzt im »Grab« auf der Königsinsel gesehen hatte, im einfachen hellen Kittel jetzt, mit goldenem Gürtel und Spiralenschmuck, nur eine leichte Strohkrone auf dem Kopf und ohne Maske. Rasch kam er herübergeschritten und streckte Hyllos lächelnd beide Hände entgegen. Hinter ihm folgte ein Knabe, der seine Lyra trug. »Du bist überrascht, Freund?« Poside erschien Hyllos fast unverändert. Das helle Gesicht strahlte dasselbe Leuchten aus wie damals. Gleichzeitig jagte die erschütternde Ähnlichkeit mit Corman Hyllos einen Schauer über die Schultern. Sprachlos beugte er sich über die Hände, die die seinen hielten.

Poside ließ ihn los und segnete ihn und die Männer des Gefolges, die sich tief neigten. Dann fuhr er ernst fort: »Du magst auch enttäuscht sein. Statt des kämpferischen Zuzugs, den du erwartest und erhoffst, kommt nur ein alter Freund, um das Mittwinterfest mit euch zu begehen.«

»Nur«, sagte Hyllos lächelnd. »Sieh dir die Gesichter der Männer hier an, mein Herr und Gott.«

»Um so besser, wenn ich willkommen bin.«
Sie schritten zum Land, die Männer folgten.

Die Knechte führten ihnen die Pferde entgegen. »Wir haben kein weißes Roß für dich«, sagte Hyllos. »Und keinen Wagen außer schlechten Karren hier unten am Hafen.«

»Laß uns zu Fuß gehen«, bestimmte Poside. »Im Wandern spricht es sich besser.«

Dymas bot sich an, am Hafen zu bleiben und sich um die Mannschaften der Schiffe zu kümmern, deren zweites eben anlegte.

»Ihr kommt aus Albion. Geradenwegs?«

»Geradenwegs. Wir sind um den Nabel des Meeres gesegelt und dann durch die Einfahrt, die nach deinem Ahn benannt ist, ins innere Meer gekommen. Wir hatten gute Winde und eine schnelle Fahrt.«

»Und seid nirgends durch Feinde aufgehalten worden?«

»Nirgends. Wir hörten von den Umtrieben der kretischen Schiffe, aber wir bekamen sie nicht zu Gesicht, ebensowenig die der Achaier.«

»Das ist dein Götterglück, Poside.« Hyllos sah den Freund im Gehen von der Seite an. Er fühlte sich ein wenig befangen, fast noch wie der Knabe, der mit Herzklopfen das Gelaß hinterm Tempel betrat, um sich Rat bei dem göttlichen Gast zu holen. »Ich erwarte Gadeiros schon seit fast einem Mond. Du hast nichts von ihm gehört?«

»Nein. Wir hatten Eile und legten in keinem iberischen Hafen an. Erst in Sardana gingen wir an Land, um Wasser, Holz und Lebensmittel einzunehmen. Da erfuhren wir von dem Sieg, den eure Schiffe im Bund mit denen der Thyrrhenier gegen die Kreter erfochten haben. Sie jagten den Feind in die Flucht und versenkten viele seiner Schiffe, aber es war trotzdem ein hart erkämpfter Erfolg. Weißt du, daß König Tyros gefallen und sein Bruder an seine Stelle getreten ist?«

»Tyros? Ach! Nein, ich wußte es nicht.« Unser fröhlicher Sänger, dachte Hyllos traurig. Auch er. »Ach«, wiederholte er. Er wußte nicht, ob er mehr sagen sollte. Würde Poside verstehen, wie sehr ihm der Tod aller derer, die dieser Kriegszug forderte, ins Herz schnitt?

Aber Poside war stehengeblieben. Über dem Laub windzer-

zauster Büsche und Bäume stand der Burgberg mit der Krönung seines Mauerkranzes vor dem blauen Himmel. »Wie fest sie sie gebaut haben«, sagte Poside vor sich hin. »Ihr werdet sie niemals nehmen können.«

Das klang sicher und bestimmt. Hyllos war erschrocken. »Also auch du meinst. . . Selbst wenn wir Zuzug bekämen. . . Neun Tore haben sie an ihrem Aufgang im Westen, alle wie Zangen angelegt und wie Fallen, die Männer zu fangen. Es ist ein wahrer Todesmut in meinen jungen Leuten, Poside. Und vielleicht. . . Aber es würde unsäglich viel Blut kosten. Und – ich mag das nicht. Ich mag diese prächtigen Burschen nicht opfern um Athenais willen. . .«

Sie gingen weiter den Weg unter den Bäumen hin und sprachen leise, der nachfolgenden Männer wegen. Poside fragte: »Wie alt bist du jetzt, Hyllos?«

»Mein Geburtstag jährt sich bald zum einundzwanzigsten Mal. Du weißt, daß ich ein Wintergeborener bin.«

»Deine Reife ist für dein Alter erstaunlich.«

Hyllos lächelte trübe. »Meine jungen Männer sagen, wenn sie böse auf mich sind, ich sei zaghaft wie ein altes Weib.«

»Besonnenheit zielt die Jugend noch mehr als das Alter.«

»Ich habe Nachricht von Gorgone«, erzählte Hyllos. »Er rückt jetzt gegen Asia vor. Dort an den Grenzen sitzen die Nachkommen vor langer Zeit ausgewanderter Sveben, die reich und gastfreundlich sind und ihn und sein ganzes Heer versorgen können. Dort wird er den Zug gegen Hattusa vorbereiten. Denn er sagt, Hattusa und das mächtige Hattireich müsse erst in seiner Hand sein, ehe er gegen Aigyprienland ziehen könne. Solch einen Gegner dürfe man nicht im Rücken haben. So wie ich Athenai nicht im Rücken brauchen kann. Aber denke, dieser große Krieger rät mir, wenn ich die Burg von Athenai unersteigbar fände, keine nutzlosen Anstrengungen zu unternehmen, sondern mich nach Norden zurückzuziehen, dort in den Bergen den Zug der Kimbrier abzuwarten und dann von See her den Peloponnes direkt anzugreifen.«

»Klugheit fehlt Gorgone nicht«, sagte Poside.

»Wir würden dann aber eine Menge Schiffe brauchen.«

»Baut sie.«

»Das verlangt viel Zeit.« Hyllos sah Poside an. »Geduld ist alles, so hat der Schmied im Wald gesprochen. Aber sag selbst, Poside, haben wir denn Zeit? Haben wir sie?«

Der Freund schwieg. Sie schritten weiter auf die unersteigbare Burg zu. Über ihnen kreisten die Möwen vom Meer her.

»Zeit?« fragte Poside dann, vor sich hinblickend. »Lauft so rasch ihr wollt, euer Schicksal, das von Urzeit her gesetzte, holt euch doch ein.«

Das Schweigen dauerte lange. Dann sagte Hyllos: »Und dennoch widerstrebt es mir, so davonzutrotten wie ein begossener Hund. Ich habe darum zugestimmt, als einer meiner jungen Krieger dem König Thymoitas, dem Enkel des Theseus, den Zweikampf anbot.« Er erzählte von Harimos' Eifer und dem jetzigen Stand der Verhandlungen.

»Melanthos von Pylos?« fragte Poside. »Ich habe von ihm gehört. Ein starker Krieger. Übrigens werdet ihr den Kampf verschieben müssen, sollten sie dort oben auch eure Bedingungen annehmen. Du hast die Pflicht, den Gottesfrieden auszurufen, nun ich hier bin. Noch trage ich mein Amt auf den Schultern, Hyllos. Und dort, wo ich bin, darf kein Schwert gezogen werden.«

Sie erreichten das Lager. Die weißen Gottesdiener hatten alles Nötige mitgebracht, um sogleich ein Zelt für ihren Herrn aufzuschlagen. Poside saß mit Hyllos im Eingang des Königszeltes. Sie tranken aus goldenen Bechern Wein, der hier selbst für Eroberer leicht zu bekommen war. Wohl war das ganze Land ringsum verödet, alle Bewohner geflohen – die meisten hinter die starken Mauern der Burg – aber die Händler mit ihren Ziegenschläuchen fanden zwischen Freund und Feind mühelos ihren Weg und schienen gierig nach den Goldringen, die die Nordleute immer noch zu vergeben hatten, wenn sie jetzt auch allmählich knapp wurden.

Die Wächter hielten sich außer Hörweite.

»Ich will dir sagen, weswegen ich hierherkam«, begann Po-

side und trank Hyllos zu. »Dies ist nun der siebte Winter, seit ich mein Amt trage, und in der Nacht der Sonnenwende muß ich es niederlegen, so will es das Gesetz der Weisen Männer von Albion. Wir werden das Spiel vom Sterben des Gottes spielen, wie es Sitte ist. Ich werde die Maske tragen und sie am Ende des Spiels von mir tun. Dann wird der Gott niemals mehr in mir Wohnung nehmen, und ich werde frei sein. Dies ist die neue Art, in dieser Sache zu verfahren. Früher hatte der Mann, der den Gott darstellte, nach sieben Jahren zu sterben. Der Pfeil des blinden Bruders traf ihn zwischen die Schultern. Heute fliegt der Pfeil ins Blaue, das Spiel bleibt Spiel – ein Bild ewiger Dinge, nicht mehr, nicht weniger. Vatos, der Klügste der Klugen, führte vor fünfzig Wintern diese Änderung ein. Er sprach: ›Wer einmal Poside war, bleibt ein Weiser sein Leben lang. Warum sollen wir die Weisheit aus der Welt schaffen und junges Blut töten, das lebend vieles bewirken kann? Der Frühling wird dennoch kommen und Gras und Saat dennoch wachsen. Laßt, was nur ein Gleichnis ist, auch ein solches sein. Opfert Blumen und Früchte, die Zeit der Menschenopfer ist vorüber.‹ Also werde ich weiterleben und das andere Amt ergreifen können, das, du weißt es, in Albion auf mich wartet.«

»Und hier muß das Spiel gespielt werden?«

»Hier vor der Burg. Ihr werdet einen heiligen Bezirk mit Haselruten abstecken. Dann werdet ihr in der Nacht der sterbenden und auferstehenden Sonne dem Spiel beiwohnen. Aber ich muß euch warnen. Es ist Brauch, daß man unbewaffnet im Heiligtum stehe. Doch laßt die Waffen nicht zu ferne liegen.«

»Du fürchtest eine Störung?« fragte Hyllos erregt.

»Ja. Es ist einer in der Nähe, der Übles sinnt, du weißt es.«

»Er sitzt in der Burg wie die Spinne im Netz, ja. Aber wird er es wagen, es nochmals wagen, aus seiner sicheren Höhle hervorzukommen?«

»Er muß. Sein Schicksal zieht ihn wie mit Stricken. Er gehört mir, meiner Rache.« Poside sagte das ganz ruhig mit leiser Stimme. »Er wird kommen.«

»Aber wird er uns nicht Netze spinnen und Fallen legen?«
»Allerdings. Er wäre nicht, der er ist, wenn er nicht das Äußerste versuchte.«

»Er hat uns schon die ganze Zeit über Fallen gestellt. Meine Nachrichtenbringer sagen, er kam vor Jahren als Flüchtling übers Meer nach Athenai, verwildert, ausgehungert, mager wie ein Wolf, der lange kein Futter gefunden hat. Und dennoch verstand er es, sich in die Gunst des Königs Thymoitas zu schmeicheln, der ihn herausgefüttert hat, als Gast hält und Wachs in seinen Händen ist. Er schürt den Widerstand der Athenai, er ließ die große Mauer gegen uns errichten, an der sie drei Jahre bauten. Er verriet dem König alle Pläne, die beim Thing der Könige auf der Heiligen Insel zur Sprache gekommen waren. Er hieß Athenai sich an die Spitze des Bundes der Achaïschen Fürsten stellen, und ihm verdanke ich es, daß meine Boten fast überall übel empfangen wurden und daß nur wenige der Herren und Könige zu Verhandlungen bereit waren. Ich forderte ja nichts als freien Durchzug, aber selbst den wollten sie mir nicht gewähren, so daß wir uns unsere Gasse mit dem Schwert hauen mußten. Gorgone ließ einige ihrer Burgen besetzen, um Bahn für mich zu schaffen, aber nach Gorgones Abzug wurden die Besatzungen überall niedergemacht. Das alles ist Dagdans Werk.«
Poside nickte. »Er wird es jetzt zu vollenden suchen. Darum – Vorsicht, Hyllos. Ihr müßt bereit sein.«

»Bist du um seinetwillen gekommen, das Spiel hier zu spielen?«

»Ja. Es wird sonst im großen Sonnenrund zu Albion gespielt. Oder beim heiligen Drachenstein südlich des Saxenlandes. Aber die Weisen Männer gaben mir die Erlaubnis, es diesmal im Achaierlande zu vollenden. Sie wissen wohl, daß alle Entscheidungen über die atlantischen Völker heute im Süden gefällt werden. Und auch dies gehört dazu. Denn Dagdan, der Verräter, ist der Widersacher aller atlantischen Völker geworden, wie er der Widersacher des Gottes ist. Der Gott aber will, daß ich, sein Bild, mich ihm hier stelle. Er zeigte unserer Seherin im Traum den Burgberg von Athenai. Darum bin

ich hier. « Poside sagte es schlicht. Er trank nachdenklich von dem dunkelroten Wein.

»Aber die Athenaier selbst? Werden sie den Gottesfrieden annehmen?«

»Ich denke schon. Zwar halten sie nicht viel von Poside, wie ihr ihn kennt. Den sie mit diesem Namen nennen, ist freilich der gleiche, aber sie wissen es nicht mehr und glauben, er beherrsche vor allem das Meer und bewirke die Erschütterungen der Erde, die doch von den Bewegungen der großen Schlange verursacht werden. So feiern sie auch seine Feste nicht, wie ihr sie feiert.«

Hyllos lächelte plötzlich. »In dem kleinen Heiligtum nördlich von hier, wo ich das Orakel befragte, wußte man von dir. Du seist auf einem Delphin nach Kreta geritten, erzählte der Priester.«

Auch Poside lächelte. »Es mag ein anderes Bild dessen, den ich vertrete, gewesen sein. Viele Bilder und viele Namen hat der Gott, der doch immer nur der eine bleibt – jenseits aller Bilder, durch die er sich kundtut. Du verstandest das einst, verstehe es auch jetzt.«

»Ich verstehe es. Doch werden die Athenaier es tun?«

»Nein. Aber auch in ihnen wohnt Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Sie werden den Frieden halten, solange er dauert. Doch vergiß nicht, wenn ich die Maske ablege, zerbricht er. Dann regiert das Schwert. Daran müßt ihr denken.«

In diesem Augenblick trat Jole ein. Sie trug ihr schönsten Kleid und eine Silberkanne mit Wein. »Ich grüße dich, mein Herr und Gott«, sagte sie. Ihre Stimme klang so hell wie einst. Die Wölbung ihres Leibes war unter dem losen Gewand noch kaum erkennbar.

Poside legte ihr die Hand aufs Haar. »Du erwartest ein Kind, Jole. Möge der Segen der Himmlischen auf ihm ruhen.«

»Ich denke, er wird es tun, da du mich jetzt gesegnet hast«, sagte Jole heiter. Sie füllte die geleerten Becher nach.

»Schonst du dich auch genügend, Jole? Ich hörte, daß du ein Draufgänger seist wie jener Harimos, von dem Hyllos mir erzählte.«

Jole lachte. »Kein Draufgänger. Ich war nur der Schildträger meines Herrn und Gatten, den ich schützen mußte – das ging nicht anders.«

»Ja«, fiel Hyllos ein. »Sie beschützte mich wie jene Göttin mit Schild und Helm, die sie dort oben in Athenai verehren, und blieb selbst wie durch Zauber unverletzt.«

»Und du?«

»Meine Verwundungen waren leicht. Einmal traf mich ein Pfeil in die Schulter, ein andermal verstauchte ich mir das Fußgelenk – eine Schwäche von mir, wie es scheint. Jole pflegte mich, da war es schnell wieder gut.«

Poside sah den herzlichen Blick, den die beiden Gatten tauschten.

»Es kommt mich jetzt schwer an, dem Kampf fern zu bleiben. Aber Hyllos sagt: das Kind will es, und er hat recht. Nur auf dem Packwagen mag ich nicht fahren wie die anderen Frauen. Das Kind will lieber reiten. Die Wagen stoßen und rütteln auf den harten, ausgefahrenen Wegen. Auf dem Pferderücken wird das Kleine gewiegt – hin und her – das hat es gern.«

»Es wird ein Reiter werden«, sagte Poside.

»Du bist ein Wagenfahrer, Gott mit dem lichten Zweigespann.« Jole lachte ihn an. »Verstehst du trotzdem, daß man gerne reitet? Ich wollte, wir zögen bald weiter«, fuhr sie fort und setzte sich zu den Männern, »aber zuerst müssen wir ja die Veste da nehmen. Ich werde dabei leider im Zelt sitzen und zusehen müssen.«

»Ich höre, daß selbst Gorgone diese Mauern für uneinnehmbar hält und zum Rückzug nach Norden rät.«

»Ach was«, sagte Jole und schüttelte sich die wirren Haare aus dem Gesicht, »für Atlanter ist nichts unmöglich. Gorgone? Der hat sich, ohne überhaupt zu fragen, zum Heerkönig aller Atlanter ausrufen lassen, was ich – im Gegensatz zu meinem Gatten – gar nicht billige.«

»Ich meine, er habe ein Recht dazu«, sagte Hyllos.

»Das hat er nicht«, fiel Poside bestimmt ein. »Ein Heerkönig kann in den Ländern der Posidesöhne nur ernannt werden,

wenn der gekrönte und geweihte König nicht selbst ins Feld zieht. Du aber stehst als Heerführer im fremden Land, also ist Gorgones Handlung unrechtmäßig.«

»Sie wird nötig gewesen sein – dem großen Aufgebot der Krieger gegenüber, die er führt. Und auch dem Feind gegenüber. Er brauchte die volle Autorität, die nur der Königstitel gibt, denke ich.«

»Er findet immer eine Entschuldigung für diesen anmaßenden Menschen, der es sogar wagt, dem Hochkönig Befehle zu erteilen«, rief Jole.

»Ratschläge«, verbesserte Hyllos lächelnd.

Poside sagte: »Gorgone ist anmaßend. Er greift nach den Sternen. Er will seine Hand auf alle Länder des Erdkreises legen. Es gibt ein altes Wort, das sagt, ein Haupt sei den Blitzen des Vaters um so näher, je höher es sich erhebe. Deine Bescheidenheit, Hyllos, ist den Himmlischen lieber, glaube es mir. Sie sehen zu, aber sie vergessen nichts«, setzte er dunkel hinzu.

Hyllos sagte leise: »Die Götter mögen die Bescheidenheit lieben. Ich habe aber noch nie gesehen, daß sie sie belohnen, und setze mehr auf Gorgones weitsichtige Kühnheit. Mag Jole sagen, was sie will. Hier vor euch, meine Lieben, kann ich es aussprechen: Die Sorge um die Heimat quält mich alle Tage. Jolaos ist zu schwach. Und da sind Helia und Bukos. . .«

»Du hast die beiden verbannt?«

»Ja, ihrer Umtriebe wegen. Sie sitzen auf irgendeiner Burg im Daenenland. Da Skyld sie aufnahm, konnte ich dagegen nichts tun. Aber ich fürchte sehr, sie werden dort nicht bleiben, und Jolaos dürfte ihren Ränken nicht gewachsen sein.«

»Das fürchte ich auch. Unklare Gerüchte über Wirren auf der Königsinsel sind nach Albion gedrungen. Von einer schönen Frau war die Rede, die alles auf der Welt haben wolle und nach dem Königssitz trachte. . .«

»Seht ihr!« Hyllos biß hart die Zähne zusammen.

Poside schwieg und sah zu der Burg auf, von der jetzt wieder die Hörner riefen. Dann sagte er leise: »Mein Hyllos, laß dir

eines sagen, obwohl es kaum ein Trost für dich sein wird: Große Veränderungen liegen in der Luft, riesige Wolken steigen über den Meeren auf. Es kommt jetzt nicht mehr viel darauf an, ob Jolaos oder Helia auf der Königsinsel herrschen. So oder so, die Herrschaft wird kurz sein.«

Hyllos und Jole starrten ihn an. »Und dann?« fragte Jole mit bebenden Lippen.

Poside schwieg.

»Die Flut?« sprach Hyllos vor sich hin.

»Vielleicht. Aber was dich betrifft, Hyllos: Gebiona hat dir gesagt, dein Ziel liege im Süden. Gehe ihm entgegen, tapfer, wie du bist, und ohne dich von Sorgen und Skrupeln niederdrücken zu lassen. Du wirst es erreichen, es sei, was es sei. Folge deinem Herzen, auch wenn die anderen dich nicht verstehen. Jole, ich bitte dich, rede ihm nicht zu, wie die Heißsporne tun. Rede ihm zu, Geduld zu haben.«

»Dann wird alles gut werden?« fragte Jole und sah ihn mit weitgeöffneten Augen an.

»Dann wird alles gut werden«, bestätigte Poside.

Er tat es aber mit so schwerem Ernst, daß Hyllos wieder ein Schauer überlief. »Was ist gut?« flüsterte er, doch so leise, daß die beiden anderen ihn nicht verstanden.

Da aber störten Rufe die Stille. »Ich muß zum König.« Ein Mann kam über den Platz gelaufen, er schwenkte die Arme.

»Der Heißsporn,« sagte Hyllos zu Poside. Er winkte.

Harimos stürzte heran. »König«, jubelte er atemlos, »sie nehmen unsere Bedingungen an! Die Hörner haben es soeben verkündet. Bald wird der Herold da sein. König, nun kommt es zum Kampf. Und bald, sehr bald wird dieser Dagdan in deiner Hand sein und Athenai dazu.«

Hyllos sah Poside fragend an, der schüttelte den Kopf.

»Du mußt warten, Blondkopf«, sagte Hyllos.

Harimos prallte förmlich zurück. »Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, daß wir göttlichen Besuch haben, und daß ich den Gottesfrieden ausrufen lassen werde – für die ganze heilige Zeit. Kein Schwert darf dann gezogen werden, das weißt du.«

Harimos starrte Poside an, auf den Hyllos hinwies. Poside hatte sich erhoben. Die Aura von Würde und Autorität, die ihn heute wie einst umgab, erstickte Harimos' Auflehnung. Er stotterte ein verwirrtes »Aber. . .« und ließ dann die Arme hilflos fallen.

»Harimos, du mußt Poside, unserem Herrn, Ehrfurcht erweisen«, mahnte Jole.

»Willkommen, Herr«, murmelte der Blondkopf widerwillig. »Aber – König, dieser Dagdan. . . Mittwinter ist ja erst übermorgen. Ich könnte doch vorher. . .«

Hyllos schüttelte den Kopf. »Der Gottesfriede herrscht von dieser Stunde an.« Ein Lächeln hellte sein herbes junges Gesicht auf. »Blondkopf, sei vernünftig. Geduld ist alles, glaube daran.«

»Ach!« Harimos hing traurig den Kopf. »Wer weiß denn. . . ?« murmelte er. Dann verneigte er sich vor Poside und vor dem König und ging.

Hyllos winkte den Wächtern und gab seine Anweisungen.

»Und wenn der Herold von der Burg kommt, führt ihn sofort zu mir«, endete er.

Gleich darauf riefen die Hörner aus dem Lager den Gottesfrieden aus.

4. Mittwinter

Der Herold von der Burg hatte die Einwilligung der Athenai-er gebracht, den Gottesfrieden zu achten und zu halten. Hyllos vermutete, daß auch sie den Zweikampf nicht ungern hinausschoben – des Machtstreites wegen, der offenbar im Augenblick in den inneren Palasträumen ausgefochten wurde.

In aller Eile wurde nun ein Heiliges Rund für das Spiel »vom Sterben des Gottes« abgesteckt und von Poside geweiht.

Poside stellte Hyllos jene Leute vor, die das Spiel mit ihm zur Darstellung bringen sollten und die mit seinen Schiffen gekommen waren. Zu Hyllos äußerstem Erstaunen trat zuerst

Ganna in sein Zelt; sie war, begleitet von einigen Mädchen, auf dem zweiten Schiff gefahren und begrüßte Hyllos mit ernster Zurückhaltung. Ihre dunkle Schönheit hatte sich noch vervollkommenet, und Hyllos sah die bewundernden Blicke seiner Männer. Ganna hatte auch in Albion als Tempeljungfrau gelebt und würde die Schwester und Gattin des Gottes darstellen. Jole belegte sie mit Beschlag und führte sie in ihren Zeltraum.

Auch einen Sänger hatte Poside mitgebracht. Am Abend trug er Lieder vor, die aus den Bergen von Albion stammten. Er war blind, ein großer, schöner Mann, den nur die erloschenen Augen entstellten. »Er also wird der blinde ›Bruder‹ des Spiels sein«, sagte Poside.

Hyllos hatte einst bei seiner Einweihung, die ihn in den Kreis der erwachsenen, wehrfähigen Männer und sogleich auf seinen Königssitz führte, das Mysterium vom sterbenden Gott bei Fackelschein gesehen. Er hatte damals, gänzlich verstört durch alle die erschreckenden Dinge, die man mit ihm, dem unerfahrenen und schlecht vorbereiteten Kinde, anstellte, wenig davon aufgefaßt. Das Grauen jener Tage und Nächte aber hatte sich so in ihn eingefressen, daß er selbst jetzt noch diesem Mysterium ohne Freude oder Neugier entgegensah. Davon konnte er aber zu niemand sprechen.

Er fragte nur, als er mit Poside die Haselung des Rundes besichtigte: »Und wie ist es eigentlich mit der Auferstehung?« Poside antwortete: »Das Spiel von der Geburt und Neuwerdung des jungen Sonnenhelden wird in dieser gleichen Nacht zu Albion im großen Heiligtum gespielt werden. Du weißt: Der göttliche Sonnenheld stirbt zu Mittwinter und ersteht wieder am Ende der zwölf heiligen Nächte. Er taucht in die Welt der Schatten und steigt aufs neue aus ihr hervor. Mein Weg als Gottesbild aber endet jetzt und hier.«

Sie besichtigten nicht nur die Festvorbereitungen, sondern das ganze Lager. Sie gingen zu den Köchen an ihrem großen Feuer, zu den Knechten, die die Pferde striegelten und die Räder der Streitwagen reinigten, deren Fahrer eben von einer Übung zurückgekommen waren. Alles mußte blitzen und

blank sein, denn es würde morgen auch Wettspiele und Wagenrennen geben.

»Wir haben große Mühe gehabt, die Wagen hierherzubringen«, sagte Hyllos. »Wären sie nicht so leicht, daß die Pferde sie tragen können, es wäre wohl gar nicht gelungen. In einem gebirgigen Land wie diesem sind sie weit eher ein Hindernis als eine Hilfe. Aber daran denkt man nicht, wenn man aus unseren Ebenen aufbricht.«

»Vielleicht werden sie euch trotzdem noch einmal gute Dienste tun. Mitten in deines Vaters Land, in Arkadien, liegt eine große Ebene, zum Schlachtfeld wie geschaffen.«

»Du glaubst, ich werde dort Widerstand finden?«

»Dachtest du, du könntest friedlich auf weißem Pferd einziehen, umgeben vom Jubel der Einheimischen?«

»Nein«, sagte Hyllos nur. Es blieb wohl dabei, sein Erbrecht würde nicht anerkannt werden. Er würde als waffenklirrender Eroberer in seines Vaters Land eindringen müssen, wenn auch alles in ihm sich gegen diesen Gedanken sträubte.

Zuletzt gingen sie zu den Schmieden. Diese hatten sich seitab vom Lager unter Olivenbäumen einige leichte Hütten gebaut.

Hyllos öffnete eine niedere Tür und ließ Poside eintreten.

»Hier arbeitet Daidalos«, sagte er. »Du weißt, ich habe ihn mir von dem alten Schmied im Wald erbeten, und er ist gekommen und mit uns gezogen. Der beste aller jungen Schmiede. Der Mann, der eiserne Schwerter fertigen kann.« Daidalos saß unter der Fensterluke und beugte sich über einen kleinen Amboß. Es war ein silberner Armreif, den er mit ganz leichten Schlägen zurechthämmerte. Er schmiedete ihn kalt, es brannte kein Feuer in der Hütte. Er blickte nur kurz auf, nickte, da er Poside erkannte, erhob sich aber nicht, sondern fuhr in seiner Arbeit fort.

Poside sah ihm zu und sagte dann lächelnd zu Hyllos: »Wie es scheint, fertigt er noch anderes als nur eiserne Schwerter.«

»Er hat auf dem ganzen Zug noch kein einziges Eisenschwert geschmiedet, und keiner meiner Männer besitzt ein solches – außer mir.«

»Und warum?« fragte Daidalos leichthin, ohne aufzusehen. »Weil ich kein Eisen habe. Niemand kommt und legt das Erz in meine Hand. Irgendwo schlummert es in den Gebirgen, aber man müßte erst danach suchen. Und dazu fehlt es, wie ich höre, an Zeit.« Es klang etwas wie Hohn in seiner Stimme mit. »Und Sumpferz?« setzte er noch hinzu. »Wo sind die Sümpfe? Ausgetrocknet – zuviel Sonne, zuviel Sonne«, murmelte er noch vor sich hin und hämmerte wie unmutig weiter.

»Das wird sich ändern, Freund«, sagte Poside ernst. »Geduld ist alles.«

Der junge Mann sah schnell auf. »So pflegte mein Meister zu sagen. Und du mußt es wissen.« Zum ersten Mal blickte er Poside voll an.

»Ja, ich weiß es«, antwortete der einfach. Im Hinausgehen sagte er zu Hyllos: »Das Erz wird sich finden – zu seiner Zeit. Und ihr – jetzt – braucht es nicht. Gegen die Pfeile von dort oben« – er wies nach dem Burgberg – »hilft höchstens ein guter Schild. Und eure weiteren Wege. . .« Er stockte, schwieg und blickte vor sich hin, als suche er ein weit in der Ferne Liegendes zu erkennen.

Von der Höhe herab riefen, als sie zu den Zelten gingen, die Hörner. Die Behelmteten hielten die Hände an die Mäuler, auch Sprechtrichter erschienen. Schließlich wurde es deutlich, was sie riefen: »Wir kommen«, hieß es, »wir kommen zum Fest. Wir kommen.«

Hyllos sah Poside an. »Ist das wünschenswert?«

Der wiegte den Kopf. »Laß sie kommen.« Damit war es entschieden.

Bei den Sportwettkämpfen, die am nächsten Tage unter Posides Augen im neuen Heiligen Rund stattfanden, waren die Atlanter unter sich. Erst in der frühen Dämmerung des Winterabends bewegte sich von der Burg herab ein langer Zug, feierlich und von ernster Hörnermusik begleitet. Voraus gingen zwei Priester in langen Gewändern, Rauchfässer schwingend. Dann folgten einige großgewachsene Männer, Anführer offenbar, prächtig gewandet, aber ohne Rüstun-

gen. Unter ihnen fiel ein kräftiger, dunkelhaariger Mann auf, der einen kleinen Knaben an der Hand führte. Der Herold, der neben Hyllos stand, raunte ihm zu, das sei Melanthos aus Pylos, der im Zweikampf gegen Harimos habe antreten wollen, und das Kind sei Kodros, sein Söhnlein, vier Winter alt. Daß er das Kind mitbringt, ist ein Zeichen, daß er keinen Verrat plant, und ist auch wohl als solches gemeint, dachte Hyllos.

Hinter den Hornbläsern folgte dann die lange Reihe der Krieger. Sie trugen ihre Helme und die seltsam mit Bronzeplatten benähten Panzer, die die Achaier liebten und die Nordleute als zu schwer und hindernd im Kampf ablehnten. Aber Waffen sah man nicht bei ihnen, weder Schwerter noch Bogen noch Schilde. Fackelträger geleiteten den Zug. König Thymoitas und Dagdan waren nicht mitgekommen. Wenn es Dagdan nun doch vorzog, hinter den sicheren Mauern zu bleiben, wie sollte dann – nach dem Ende des Spiels – der aus seinem Amt Befreite zu seiner Rache kommen? Poside war so sicher gewesen. Aber nun weilte er in seinem Zelt, abgesondert von allen, und Hyllos konnte ihn nicht fragen.

Poside hatte auch zwei Lurenbläser mitgebracht, und die feierlichen, weichen Klänge der großen Instrumente antworteten auf die Rufe der athenaischen Hörner. Posides Diener wiesen den Gästen den Weg. Für die Anführer waren Sitze an der der Burg zugekehrten Außenseite des abgesteckten Runds vorbereitet, ihnen gerade gegenüber hatte Hyllos seinen Königssitz.

Langsam schritt er, Jole an seiner Seite und gefolgt von seinen Unterführern, hinüber. Seine Männer schlossen sich an, alle in der Tracht, die Gorgone den »Sonnenkriegern« bestimmt hatte: dem eng anliegenden Panzer aus weichem Leder, dem kurzen gegürteten Rock und der Sonnenkrone, die jetzt aus dem Haar der kleinen zähen Nordlandspferde bestand, wie sie noch in manchen Gegenden des Atlasreiches in halbwilden Rudeln lebten, und die nach Gorgones Befehl für diesen großen Männerzug viel Haar hatten lassen müssen. Die Pfer-

dehaare waren so an den Kopfbinden der Männer befestigt, daß sie in einem dichten Büschel kronenartig in die Höhe standen. Sie ersetzten die Strohhalme oder Schilfblätter, aus denen man früher die Kriegerkronen gefertigt hatte. Als Träger dieser neuen Kronen nannten sich die atlantischen »Sonnenkrieger« jetzt »Rosse des Gottes«, eine Bezeichnung, die zuerst scherzhaft gebraucht worden war, sich nun aber allgemein einbürgerte.

Als Harimos erschien, klangen auf der Nordseite Rufe auf, Arme wurden emporgereckt. »Blondkopf, heil, Blondkopf«, wurde gerufen. Melanthos von Pylos stand sogar auf und erhob den Arm mit der offenen Hand zum Friedensgruß. Harimos winkte seinen Verehrern freudig zu und gab den Gruß des Königssohnes aus Pylos feierlich zurück. Harimos hatte am Morgen in den Wettspielen etliche Siegeskränze errungen und strahlte wie die Sonne. Immer wieder hob er die Hände, als wolle er die ganze Welt umarmen.

Dann aber riefen die Luren wieder, und einer der weißen Diener aus Albion trat vor und sprach mit hallender Stimme den alten Spruch, der zum Schweigen und andächtigen Sehen und Hören aufforderte. Diese wie alle anderen Worte des Heiligen Spiels wurden in dem alten Teuta-Dialekt gesprochen, den die frühen Einwanderer einst nach Albion getragen hatten; die Athenaiern mochten wohl nicht viel davon verstehen. Trotzdem wurden sie still und schauten und lauschten.

Von den Zelten her kamen die Spieler, sie zogen langsam in das Heilige Rund ein. Fackelträger begleiteten sie, denn es war jetzt ganz dunkel geworden. Die Lurenbläser schritten voraus; Posides Diener folgten paarweise, auf ihren Häuptern saßen spitze Mützen, ihre weißen langen Gewänder leuchteten rötlich im Fackellicht, wie sie sich in einem uralten Tanzschritt die Rundung entlang bewegten. Als letzte folgte eine sehr große, schwarz verummte Gestalt, die einen Bogen über der Schulter trug, und dann die »Schwester«, eine zierliche maskierte Frau, grün gekleidet, ein Rehfell um die Schultern – Ganna. Hinter ihr ging der Mann, der unaufhör-

lich die Tempeltrommel schlug und dem Tanz der Füße den Rhythmus gab. Einige der weißen Diener traten aus dem Kreis und entzündeten in der Mitte des Runds ein Feuer. Es brannte vor einem niederen Steinblock, den Poside am Tage eigens geweiht hatte, und der jetzt, ebenso wie der »Sonnenstein« in Atlantis und der im Heiligen Rund zu Albion den Mittelpunkt der Welt, ihren »Nabel«, darstellte.

Hyllos dachte an jenen kleinen Block im Bergheiligtum, wo die Dämpfe aus der Erde stiegen.

Für Augenblicke hob er den Kopf und sah über das beleuchtete Rund weg. Dahinter ragte schwarz der Burgberg auf, auch dort oben glühten Fackeln, und wenn man scharf hinblickte, konnte man vor ihrem roten Licht ein dichtes Gedränge schwarzer Köpfe erkennen. Weiter hinten zeichneten sich die sanftgeschwungenen Konturen der Berge vom blassen Sternenhimmel ab.

Die Nacht war angenehm kühl, vom Meer her blies ein leichter Wind und spielte mit dem aufsteigenden Fackelrauch, der in Schwaden über dem Spielplatz schwebte. Jole sagte leise: »Wie schön das alles ist, wie feierlich. Eine gute Mittwinternacht. Sieh, jetzt kommt Poside.«

Er kam allein von den Zelten her, im Tanzschritt wie alle. Die Luren bliesen eine neue Weise. Leicht wie eine Erscheinung glitt er heran und tauchte ins rote Licht, wieder fast nackt, mit dem weißen Lendenschurz und den Goldringen um Hals, Arme und Beine und der aufglänzenden Maske. Auf dem Haupt aber trug er jetzt statt dem Hörnerhelm ein riesiges Hirschgeweih. In Albion war Poside der »Sonnenhirsch«, wie seine Geliebte die »Hindin« war. Und hier im Südländ tanzte nun der »Sonnenhirsch« aus den fernen Wäldern von Albion dem »Jäger«, der ihm den Tod bringen würde, entgegen.

Hyllos fühlte in sich eine beklemmende Spannung, so als warte etwas in ihm, warte angstvoll auf einen Schlag, der die Feierlichkeit wie ein Blitz zerteilen würde. Erst allmählich wurde ihm klar, daß er – trotz allem – für Poside fürchtete, der sich hier mit nackter Brust und waffenlos dem Pfeilschuß

eines unheimlich Vermummten aussetzte. Der »Jäger« war blind, aber konnte nicht gerade darum sein Pfeil auch einmal wirklich jene ungeschützte Brust treffen?

»Heute stirbt Poside nicht mehr.« Aber – wer konnte denn wissen . . . ?

Poside stand hinter dem Steinblock, die Arme emporgestreckt, regungslos. Die Trommel verstummte, die »Schwester« trat vor. Mit hoher, lauter Stimme rief sie ihm Worte zu, die zu verstehen Hyllös Mühe hatte. Doch begriff er, daß es genau das war, was er gerne selbst zu der bewegungslosen Gestalt hinübergerufen hätte, Warnungen vor einem Bösen, das im Dunkel laure, um das Licht zu töten.

Von der anderen Seite trat einer der weißen Diener heran, dessen Kopfbinde ein blitzendes Mondhorn schmückte. Auch er warnte: Im Traume sei ihm geweissagt worden, der Herr der Sonne werde ins Dämmerlicht der Unterwelt niedertauchen, sagte er.

Poside senkte die Arme. Er sprach nur wenige Worte, aber sie waren klar zu verstehen: »Was verhängt ist, geschehe.« Nun ging die »Schwester« in gleitendem Tanzschritt hin und wider durch das Rund und sprach einen um den anderen der unbeweglich stehenden Spieler an. Sie bat um einen Schwur, den Herrn des Lichts nicht zu verletzen, weil die grüne Erde sonst im Dunkel bleiben müsse. Sie redete die Männer mit »Holz«, »Stein«, »Kupfer«, »Bronze«, sogar mit »Eisen« an. Jeder zeigte ihr, was er in der Hand hielt, ein Stück Holz, ein Stück Metall. . . Und alle leisteten den Schwur außer dem letzten. Er hielt einen leichten Schilfstengel mit spitzem Blatt vor sich hin. Die Schwester winkte ihm ab, als verachte sie die allzuzarte Waffe und tanzte zur Seite.

Dunkel und leise begann die Trommel wieder. Jetzt setzte sich der große Vermummte in Bewegung. Auch er glitt langsam durchs Rund. Er taumelte und streckte suchend eine Hand aus, um darzutun, daß er blind sei. Wie damals beim »Sonnentanz« auf der Königsinsel, als der Drache erschien, ging auch jetzt durch den Kreis der Zuschauer ein schmerzlicher Seufzer. Sie wußten ja, was kommen mußte.

Im Vorübertanzen nahm der »dunkle Bruder« dem letzten der weißen Männer das Schilfrohr aus der Hand und steckte es in den Köcher, der ihm an der Seite hing. Wieder seufzten die Zuschauer.

Der Dunkle taumelte hier und dort gegen den Kreis der Weißen und wurde von ihnen zurückgestoßen. Wieder spürte Hyllos die warnende Stimme in sich: Es war etwas in den Bewegungen des großen Mannes, das ihm bekannt vorkam. Er sah kein Gesicht, nur schwarzes Tuch, das flackernde Fackellicht mochte trügen – aber die innere Warnung wurde immer deutlicher, er biß die Zähne zusammen. . .

Poside tanzte nun auch. Das mächtige Gehörn glitt durch den roten Schein, der Dunkle blieb in einem gewissen Abstand hinter ihm, der »Jäger« verfolgte den »Hirsch«. Einmal ging es in die Runde, dann rief der »Schwarze«: »Bruder.« Dumpf klang es: »Bruder, Bruder!« Er hob das Schilfrohr.

Poside stand. Er hatte sich umgedreht. Der bewegte Schimmer glitt über die Goldmaske, es war, als lächle sie. Bereit sein, hatte er gesagt.

Hyllos fuhr auf. »Achtung«, rief er gedämpft seinen Männern zu. »Haltet die Augen offen. Es wird etwas geschehen, das nicht in der Ordnung ist.«

Aber es war, als habe er nicht gesprochen. Niemand sah ihn auch nur an. War seine Stimme zu leise gewesen? Doch er begriff, daß die Männer so im Bann des Spiels waren, daß sie nichts sonst hörten und sahen. Es half nichts, daß er Dymas, der neben ihm saß, an der Schulter rüttelte.

Nur Jole umkrampfte seine Faust. »Hyllos, was wird geschehen?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte er. Er dachte atemlos: Hätte ich eine Waffe, ich griffe ein.

Der »dunkle Bruder« hatte den Bogen gespannt. Was er aufgesetzt hatte, war ohne Zweifel ein richtiger Pfeil, kein leichter Stengel, auch wenn die Spitze wie ein Blatt geformt war. Aber das gehörte zum Spiel. . .

»Hyllos, er schießt!« Jole schrie. »Halt«, gellte ihre Stimme auf. »Nicht schießen. Halt!« Auch Hyllos schrie jetzt.

Aber ihre Stimmen waren nicht die einzigen, die im Umkreis des Spielfeldes aufklangen. Viele Zuschauer riefen laut: »Gib acht, du Gott«, und »Lauf weg, Hirsch!« Die Rufe galten nicht dem Freund, sondern wahrhaft dem Gott, ohne den die Welt im Dunkel bleiben mußte.

Der Schwarze schoß. Der Pfeil schwirrte durch Licht und Rauch. Ein einziger Aufschrei aller Zuschauer, Poside war gestürzt. Er lag über dem Stein, eine hingestreckte, helle Gestalt, die Brust wölbte sich empor, das Haupt mit der Maske hing zurückgesunken und berührte die Erde.

Dem Schrei folgte Stille, dann neues Schreien. Hyllos aber sprang von seinem Sitz auf, drängte zum Haselzaun vor, den er zerriß. Er prallte gegen die Kette der weißen Diener und – blieb regungslos stehen.

Poside lag nicht mehr, er stand. Ganz ruhig löste er die Maske und hielt sie vor sich in beiden Händen. Die Hirschkrone lag am Boden. Er neigte sich über den Stein und legte die Maske sanft darauf nieder. Dann hob er das große Gehörn auf, schwang es mit beiden Händen empor und schritt damit langsam auf den Dunklen zu.

Der hatte wie erstarrt gestanden. Jetzt reckte er sich auf, auch von seinem Gesicht glitt das Tuch, plötzlich hielt er ein glänzendes Schwert in der Hand. Er brüllte: »Auf, ihr Männer! Helft mir! Schlagt und stoßt und stecht!« Er brach ab. Poside stand vor ihm. »Schweige, Dagdan.« Das war eine Stimme von solch durchdringender Schärfe und Gewalt, daß jeder Laut wie abgeschnitten verstummte. In die furchtbare Stille hinein sprach die Stimme: »Jetzt richte ich dich, dunkler Bruder.« Die Spitzen des Hirschgeweihs zielten auf Dagdans Brust.

Das Schwert klirrte zu Boden. Und gleichzeitig schrie jemand: »Ja, richte ihn!«, und ein kreischendes Gelächter folgte. Die Frau mit der Maske hatte bisher bewegungslos gestanden, jetzt warf sie jauchzend beide Arme in die Höhe. Die Geweihenden bohrten sich in Dagdans Brust, die sich nun ebenso frei und nackt darbot wie die Posides. Dagdan rührte sich nicht, bis das Blut hervorschoß. Erst im Zusam-

menbrechen stöhnte er auf. Es klang wie das schmerzvolle Weinen eines zu Tode erschrockenen Kindes. Dann lag er blutüberstömte zu den Füßen seines Gegners. Der setzte langsam einen Fuß auf den hingestreckten Körper, das Gesicht sah weiß und ruhig geradeaus.

Gannas Jauchzen war verstummt, die Stille vollkommen. Da aber durchschnitt sie eine Männerstimme. »Auf, Athenai-er! Habt ihr nicht gehört? Schlaft ihr?« Und im gleichen Augenblick brach der Tumult los. Es war ein Ringen und Brüllen und Tosen in der halben Finsternis. Fackeln erloschen. Dicht vor Hyllos blitzte eine Dolchklinge auf. Er konnte gerade noch den Arm, der den Stoß führen wollte, packen und so drehen, daß der Dolch zu Boden fiel. Er stieß den Angreifer mit dem Fuß von sich, sah, daß der stürzte, und versuchte sich durch das wilde Gedränge der Männer zu Jole durchzuringen.

Aber da war sie schon bei ihm, ein Schwert in der Hand. »Diese Wortbrüchigen, diese Verräter!« Sie führte Hieb um Hieb.

Auch Poside hielt ein Schwert, vielleicht war es das Dagdans. Er schwang es im Kreis über seinem Kopf. »Her zu mir, Atlanter! Schlagt die Verräter!«

Hyllos und Jole waren dicht hinter ihm. Hyllos noch immer waffenlos. Sie bahnten sich eine Gasse durchs Gewühl.

Hyllos hörte, daß irgendwo irgend etwas laut gerufen wurde, daß freudiges Geschrei aufschwoll, er merkte, daß die Gegner plötzlich wichen. Doch gleichzeitig fühlte er sich von Joles Seite abgedrängt, er schlug mit den Fäusten um sich, erhielt einen mächtigen Stoß und schlug auf den Boden auf. Atemzüge lang lag er betäubt. Dann erklang in seiner nächsten Nähe eine fremde und doch bekannte Stimme: »Wo ist der König? Hyllos!«

Er riß den Kopf in die Höhe. »Hier.« Schon packten ihn zwei Arme. »Unverletzt? Ach, wieder der Fuß?«

Das war schon einmal so, durchschloß es ihn. Der Stier! Und der Fuß schmerzte wie jetzt. Ja, und es war auch derselbe Mann wie damals, der ihm aufhalf. »Gadeiros?«

»Ich bin's. Du staunst? Spät wie immer, aber doch noch zur rechten Zeit. Dieses Gesindel flieht, wie? Und du? Nur der Fuß? Deine schwache Stelle.« Gadeiros lachte sein altes, unbeschwertes Lachen.

»Ihr seid da«, sagte Hyllos. Er stand, aber die Betäubung war noch nicht ganz von ihm gewichen. »Wo ist Jole?«

»Dort vorn. Eine große Kämpferin. Schau, wie sie rennen, die Lumpen. Meine Männer tragen Waffen – auch in der Mittwinternacht. Aber ich muß zu ihnen, Hyllos. Die lustige Hatz kann ich mir nicht entgehen lassen. Auf, auf! Wir dringen mit ihnen in die Burg und nehmen sie im Sturm.« Er lief lachend davon.

»Sie haben neun Tore«, rief ihm Hyllos nach. Gadeiros hörte schon nicht mehr.

Ein paar Schritte versuchte Hyllos zu tun. Dann wurde ihm schwarz vor den Augen. Gleich darauf saß er auf einem Stein und konnte wieder sehen. Dunkles Gewoge am Berge. Pfeile zischten von oben, aber gleich verebbte der Regen, die Schützen fürchteten wohl, die Eigenen zu treffen.

Auf halber Höhe des Berges klomm ein Mann, ein Kind im Arm, leicht wie eine Gemse übers Geröll aufwärts. Man konnte ihn gut sehen, denn oben wurden große Fackeln über die Mauer geschwungen, das Licht tanzte weit den Hang hinab. Ein anderer Mann verfolgte den Fliehenden, er kam ihm näher, er schrie, eine Waffe schimmerte auf. Plötzlich aber taumelte dieser andere. Ein wohlgezielter Pfeil hatte ihn getroffen. Er fiel rücklings, mit ausgebreiteten Armen, über den Felsen herab, eine helle Gestalt, die stürzte und stürzte und im Buschwerk verschwand.

Hyllos starrte hin und hatte begriffen. Er senkte den Blick und verstand noch mehr: dort im Gras – wenige Schritte von ihm – lag etwas, halb von Tüchern bedeckt.

Wieder stemmte er sich auf. Der König gehörte an die Spitze der Kämpfenden. Und er saß hier – in der von fernem Getöse und fernem Fackellicht durchzitterten und doch so seltsam stillen Nacht, im Heiligen Rund auf dem Nabel der Welt – allein mit einem Toten, den sein Dämon endlich verlassen

hatte, und um den man nun – vielleicht – trauern durfte. Dagdan, ein Mann, schön wie Poside, zu Großem bestimmt, einer, dem starke Kräfte dienten – gefällt von seiner eigenen Machtgier. . .

Hyllos seufzte und humpelte vorwärts, so schnell er konnte. Endlos dehnte sich das umzäunte, gehaselte Feld.

Aber jemand kam ihm entgegen, atemlos laufend. »Hyllos, Hyllos.« Jole fiel ihm in die Arme. Sie keuchte lachend: »Da bist du. Ich bin von dir abgedrängt worden, du warst auf einmal fort. Aber da bist du. – Hyllos, Gadeiros ist gekommen, Gadeiros hat uns gerettet.«

»Ich weiß es«, sagte er.

»Die Unseren verfolgen, soweit sie irgend Waffen haben – und sogar ohne Waffen – die Verräter. Sie werden mit ihnen in die Burg eindringen. Die Burg wird unser sein. Glaub es, Hyllos, glaub es!«

5. Das Unheil

Der Morgen war ein Morgen der Trauer. Es war den Atlanten nicht gelungen, in die Burg einzudringen. Sie hatten große Verluste gehabt, ebenso die Athenaiern. Die unten beim Fest gewesen waren, hatten fast alle das Leben verloren. Aber was half das?

Gadeiros war von einem Speer getroffen worden, als er auf das erste Burgtor zustürmte. Er war unter den Mauern verblutet. Den Blondkopf Harimos hatte man im Gestrüpp am Fuß des Berges gefunden, einen Pfeil im Herzen, mit zerschmettertem Hinterkopf. Er hatte Melanthos verfolgt, so erzählte man. Doch Melanthos war nicht stehengeblieben, jeder begriff: Sein einziger Gedanke hatte seinem Erben gegolten, den er in Sicherheit bringen mußte. Die Athenaiern hatten ihn über die Mauer gezogen, er war einer der wenigen Entkommenen.

Von der Burg bliesen die Hörner, Standarten erschienen. Der König werde seinen Herold schicken, hieß das.

Der Herold kam, feierlich in Rot und Gold. Der König Melanthos lasse dem Könige des großen Atlasreiches seinen Gruß entbieten, verkündete er. Er, Melanthos, habe keinen Teil an dem geschehenen Bubenstück gehabt und bedaure es. Er bitte um Waffenruhe, so daß seine Leute unbelästigt die Leichen der athenaischen Freunde bergen und zur Bestattung in die Burg bringen könnten. Was an gegnerischen Toten zwischen den Toren liege, werde den Beauftragten des Königs Hyllos übergeben werden. Er selbst aber sei nach wie vor bereit, sich einem von der gegnerischen Seite erwählten Kämpfer zum Gottesurteil zu stellen. »Also spricht mein Herr, der König Melanthos«, endete der Herold, wie es die Sitte gebot.

»König?« fragte Hyllos, der mit verbundenem Knöchel in seinem Lehnstuhl saß.

Nun kam es zutage, daß die athenaischen Krieger, die in der Burg geblieben waren, noch in der Nacht den König Thymois abgesetzt und in Fesseln gelegt und Melanthos von Pylos zu ihrem König gewählt hatten. Sie wollten keinen Anführer haben, der sich der Feigheit und des Wortbruches schuldig gemacht habe, sagte der Herold.

Hyllos gab seine Zustimmung zu der Waffenruhe. Auf die Herausforderung des Königs Melanthos ging er nicht ein. Der Herold zog ab, und Hyllos erteilte seine Anordnungen für die Leichenfeiern.

Poside kam, ernst und ruhig. Im Gegensatz zu Hyllos zeigte er keine Erschütterung.

»Ich werde dich nun verlassen«, sagte er. »Jetzt, da ich meine Rache vollzogen habe, treibt es mich zurück in mein Königreich. Dort brauchen sie mich. Sie haben lange unter einer schlechten, verräterischen Regierung in Rechtlosigkeit und stillem Aufruhr gelebt, ich muß nun sehen, die Schäden zu heilen und die Ordnung wieder herzustellen.«

»Ich hoffte«, sagte Hyllos, »du würdest bei uns bleiben. Weisheit an meiner Seite wäre mir nur allzu nötig.«

»Nein, ich kann nicht. Im Gegenteil, ich habe Eile. Du weißt, was am Horizont steht. Vielleicht bleibt mir dort in der Hei-

mat doch noch ein wenig Zeit, meine Vorbereitungen zu treffen. Wenn das Unheil kommt, muß ich bei meinem Volk sein.«

»Und uns überläßt der Gott dem Unheil?«

»Nicht der Gott mehr, wenn auch dein Freund wie ehemals. Die Maske ist niedergelegt, der Gott kehrt in ein anderes Gefäß ein. Ich bin Reginor, König von Albion nach dem Gesetz der Erbfolge, nicht mehr, nicht weniger.«

»Aber wer einmal Posides Gefäß war, bleibt ein Weiser sein Leben lang«, zitierte Hyllos, trübe lächelnd, des Freundes eigene Worte.

Reginor, König von Albion, legte Hyllos die Hand auf die Schulter. »Der Freund bleibt dir, wenn er auch fern ist. Und der Gott. . . ? Mein Hyllos, sei ehrlich, du hast nie – auch damals auf der Insel nicht – in Wahrheit den Gott in mir gesucht, sondern stets nur den beratenden und helfenden Freund. Vor dem Göttlichen, in welcher Gestalt es dir auch begegnen mochte, hast du dich immer gefürchtet. Selbst die goldene Maske flößte dir Grauen ein, und du siehst lieber Reginors Menschengesicht, als das goldene Posides.«

»Du hast recht«, antwortete Hyllos leise. »Und doch – ich glaube, es ist in letzter Zeit etwas mit mir geschehen, das ich selbst nicht erwartete. Du hast mir einmal gesagt, man habe mir das Beste vorenthalten, da ich bei meiner Einweihung den göttlichen Vater mit seinem Speer nicht schauen durfte wie andere. Ich tat, als glaubte ich dir. Aber tief in meinem Herzen wußte ich: Ich hatte ihn nicht sehen wollen, ich fürchtete ihn. Als Jole und ich aber in jenem kleinen Heiligtum dort in den Bergen standen – ich erzählte dir davon – und ich eine Frage an die Erdmutter stellen sollte, da stieg es plötzlich in mir auf – unerwartet, und doch so, als sei es im Grund immer dagewesen, ein überwältigendes Gefühl der Sehnsucht, diesen Gott, gerade ihn, zu schauen. So« – Hyllos suchte nach Worten – »als ob ich niemals ganz ich selbst werden könnte, wenn ich dies letzte, dies einzige, nicht erreichte.«

Der Freund sah ihm in die Augen. »Du hast den Mut zu deinem Schicksal gewonnen. Du bist ein Mann geworden. Du

wirst ihn schauen.« Es waren drei Sätze voll schweren, feierlichen Ernstes. Dann seufzte Reginor. »Laß uns von dem sprechen, was dicht vor dir liegt. Wenn du, wie du sagst, noch ein wenig Weisheit in mir vermutest, so folge meinem Rat. Brich die Belagerung ab. Selbst die Kühnsten unter deinen Männern haben jetzt gesehen, was ein Versuch, die Burg zu nehmen, kostet. Die Lebensmittel werden euch bald knapp werden. Nachschub und Zuzug von der See her ist nicht mehr zu erwarten. Gadeiros kam nur mit zehn Schiffen. Mehr als die Hälfte seiner Gefährten sind tot wie er. Die anderen wollen, so hörte ich, sich mir auf der Rückfahrt anschließen, um Gadeiros' Oheim, der der nächste Thronerbe ist, die traurige Nachricht zu überbringen. Auch deine Schar ist zusammengeschmolzen. Zieh nach Norden, wie Gorgone es geraten hat. Wandere wieder am Parnassos und Olympos vorüber und tief in die Berge hinein. Wenn du dich nordwestlich zum Haliakmon wendest, wirst du in ein Gebiet kommen, wo große Felswände gen Himmel streben. Sie bergen Höhlen, die denen, die ihn brauchen, Schutz geben werden. Dort bleibe. Laß deine Leute feste Hütten bauen. Ihr seid dort nicht fern der großen Nord-Süd-Straße und werdet es erfahren, wenn der neue Zug aus dem Atlasreich naht. Und dann. . . später. . .« Er stockte, sein Blick ging in die Ferne. »Dann wird wohl dein Weg offen vor dir liegen, und Athenais Mauern werden keine Gefahr mehr für dich sein.« »Ich denke, ich werde deinem Rat folgen«, sagte Hyllos nach einem kleinen Schweigen.

Die Holzstöße für das Leichenbegängnis wurden geschichtet, die Toten zuhauf getragen und aufgebahrt. Eine einzige Leiche blieb liegen nahe dem Stein, der den Nabel der Welt vorstellte, den Vögeln zum Fraß, die sich bereits um sie sammelten.

Am Abend sagte Jole zu Hyllos: »Ich bin froh, daß Ganna wieder mit ihrem Bruder wegfährt. Sie sitzt immer in einer Zeltecke und starrt vor sich hin. Die Rache war ihr einziges Lebensziel. Nun weiß sie nichts mehr mit sich anzufangen.

Sie ist wie ausgeleert. – So darf man nicht werden, glaube ich«, setzte Jole nachdenklich hinzu.

Hyllos schlang den Arm um sie. »Nein«, sagte er.

»Wir sind anders,« fuhr Jole fort. »Weißt du, als er so aufweinte, da, als er stürzte, da tat er mir unsagbar leid, Hyllos. So ist es eben, ich kann es nicht ändern«, fügte sie hinzu.

Hyllos legte den müden Kopf auf Joles Schulter. »Ich habe um ihn getrauert«, gestand er.

Dann erhob er sich, mühsam auftretend. Doch im Weghumpeln drehte er nochmals den Kopf nach Jole: »Wir werden ihn wenigstens mit Erde zuschütten lassen«, sagte er leise.

»Und er ruht auf geweihtem Boden«, schloß Jole.

Harimos' Leiche ließ Hyllos auf einer Bahre rund um den Berg tragen. Man hörte, wie die Wachen droben laut um ihn klagten.

Gewaltig schlugen die goldenen Lohen über die Holzstöße empor, und auch auf der Burg flammten die Feuer. Als die Stöße nur noch glommen, führten die jungen Krieger zu Pferde ihren Fackeltanz rund um die Brandstätten auf.

Die Leichenspiele wurden am anderen Tag abgehalten. Die Athenaiier blickten dicht gedrängt über die Mauern herab, um etwas von den Wettkämpfen zu erspähen. König Melanthos sandte dem Sieger einen vergoldeten Lorbeerkranz.

Dann rüstete Reginor zur Abfahrt. Hyllos hatte ihm von Dervan und Olen, den Gefangenen, gesprochen. »Sie hätten während des Kampfes zweifellos die Möglichkeit gehabt, zu entfliehen. Sie haben es nicht getan. Was soll ich nur mit ihnen anfangen?«

»Gib sie mir. Ich bin wie du der Meinung, daß Treue eine Eigenschaft ist, die man nicht bestrafen sollte.«

Als die beiden jungen Männer vor ihm standen, sagte er:

»Wollt ihr mir dienen, wie ihr jenem gedient habt? Ihr wißt, daß ich jetzt euer König bin, und daß das Recht bei mir ist.«

Die beiden besannen sich. In ihrem leeren Blick glomm etwas wie Hoffnung auf. Nach einigem Zögern sagte Dervan:

»Ja, König Reginor, wir wollen. Und du wirst dich auf uns verlassen können.«

»Das weiß ich«, antwortete Reginor.

So fuhren sie mit auf dem Schwanenschiff.

Hyllos geleitete den Freund zum Hafen. Er wußte, er würde ihn niemals wiedersehen, und sein Herz war schwer.

»Erhebe dein Haupt, Hyllos«, sagte der Mann, der Poside gewesen war, zum Abschied. »Du gehst deinem Ziel entgegen, auf welchem Weg auch immer. Und es wird ein gutes Ziel sein, also lege die Trauer ab und blicke vorwärts!«

Zu Jole hatte er gesagt: »Gib acht auf dich, Königin! Dein Kind soll in einer Höhle geboren werden wie der Himmelsvater selber, denke daran!«

Ein letztes Winken, ein Lurenruf, die Schiffe glitten ins Hafenbecken hinaus und weiter über das tiefblaue Meer. Nach langem Kreuzen verschwanden die Segel schließlich im Dunst der Ferne.

Zwei Tage später kam ein einzelnes Boot zurück. Einer von Reginors Dienern brachte eine Nachricht, die seinem Herrn auf hoher See durch ein Fischerboot übermittelt worden war: Die Flotte der Atlanter und Armoricaner hatte sich ostwärts Troja zugewandt. Sie hatte die Aufgabe, Gorgones Weg durch Asia vorzubereiten. Sie würden die Küstenstädte, soweit möglich, nehmen und Depots von Lebensmitteln und Waffen am Strande und im Landinnern anlegen. Die kretische Flotte aber machte Miene, sich der attischen Küste zu nähern, um Athenai zu entsetzen und Hyllos' Heer in den Rücken zu fallen.

Da aber waren Hyllos' Leute schon dabei, die Zelte abzubauen.

Es war ein mühevoller Rückzug. Die Boeotier, durch Boten der Athenai aufgestachelt, stellten Hyllos nochmals ein Heer entgegen. Zum Glück fand die Schlacht auf einer Ebene statt, so daß Hyllos die Streitwagen einsetzen konnte. Sie erfochten einen knappen Sieg, aber die Verluste waren wiederum groß.

Dennoch – der Feind war zersprengt, der Weg frei, sie konnten weiterziehen.

Je mehr das Jahr anstieg, desto unerträglicher wurde die Hitze. Zwar gelangten sie nun ins Bergland, und die Wälder gaben wenigstens Schatten. Aber meist waren sie so ausgedörrt, daß Blätter und Nadeln von den Bäumen fielen. Man mußte sehr vorsichtig sein, was Lagerfeuer und Fackellicht anbetraf, ein Funke konnte dies dürre Gehölz zum Brennen bringen. Führte ein Bergbach noch Wasser, zeigte sich irgendwo ein Tümpel, so stürzten sich die Krieger darauf, um zu trinken und die Glieder zu netzen.

Es war nicht nur Hitze, was das kleine wandernde Heer bedrängte, sondern auch und mehr noch eine sonderbare und schreckliche Schwüle, die die Glieder zu lähmen schien und den Atem benahm. Da man nicht mehr genügend Zugtiere hatte, mußten die stärksten Männer auch noch die Streitwagen ziehen; sie waren leicht, aber dennoch an den Steilhängen eine arge Last. Die vierrädrigen Wagen aber faßten das Gepäck kaum, und man brachte sie nur mit äußerster Mühe über die schmalen, hartausgefahrenen Pfade, über Geröll und Felsgestein. Da stockte oft der Zug, und viele mußten zugreifen, auch die Frauen.

Jole ritt. Sie war guten Muts trotz allem. Hyllos machte sich Sorgen ihretwegen, aber sie lachte ihn aus. »Mein Pferdchen ist so fromm, es trägt mich und das Kind so gut, was wollen wir mehr?« Wenn sie unter der Hitze litt – und das tat sie sicherlich – so zeigte sie es nicht.

Hyllos war niedergeschlagen. »Lege die Trauer ab«, hatte Reginor gesagt, den sie in ihren Gesprächen immer noch Pösede nannten. Aber es gelang ihm nicht. Er dachte oft an Gadeiros. So lange hatte er auf den heiteren Gefährten gewartet. Und dann – eine Hand an seinem Arm, eine fröhliche Stimme im Dunkel: »Die lustige Hatz kann ich mir nicht entgehen lassen« – und dann? Nichts mehr. Nichts als ein entstellter Leichnam hoch auf einem Scheiterhaufen. Tyros war auch tot, Harimos – viele, allzu viele.

Und es kamen täglich weitere Opfer dazu. Einige ältere unter den Heergenossen starben auf dem Marsch am Herzschlag, auch einer von Hyllos' besten Unterführern sank plötzlich

um und atmete nicht mehr. Sie schaufelten ihnen Gräber am Wege und zogen weiter. – Auf einem Paß flogen Pfeile hinter Felsblöcken hervor, aber die Angreifer ließen sich nicht fassen. Dergleichen geschah einige Male.

In einem Tal, wo es wahrhaftig noch Wasser gab, rasteten sie einige Tage. Hyllos und Jole saßen abends im Zelteingang und plauderten. Jole versuchte immer wieder, Hyllos aufzuheitern, was ihr manchmal sogar gelang.

Sie sprachen auch von den Dingen, die vor Athenai geschehen waren. Jole erzählte: »Poside hat gesagt, er habe es gewußt, daß Dagdan in den Hüllen des Dunklen Bruders steckte, er habe selbst die Gelegenheit zu diesem Rollentausch geschaffen und seinen Blinden in Sicherheit gebracht. Und er habe sich, als Dagdan schoß, über den Stein niedergeworfen. Eigentlich war Dagdan dumm, trotz seines listigen Spiels. Er hätte sich das alles denken müssen.«

»Er hat sich ausgesetzt, nicht anders als Poside. Er hat sich ihm gestellt. Seine Schuld zog und zerrte an ihm.«

Und nun, wie es weiter durch die Landschaft Thessalien ging und sie in belebtere Gegenden kamen, schien die Schwüle alle bösen Geister in den jungen Kriegern zu wecken. Sie schwärmten aus und begannen zu plündern. Hyllos wollte einschreiten. Aber Dymas sagte: »König, dergleichen ist Kriegsbrauch, wovon sollen die Männer leben? Wir wollen froh sein, wenn sie nicht anfangen, gegeneinander oder sogar gegen dich und mich zu wüten.«

Aber auch das taten sie. Streitfälle, ja Totschlag und Zweikampf nahmen im Heer überhand, und wenn Hyllos die Totschläger richtete, so bekam er böse und drohende Reden zu hören. Hier und dort wurden bei der Rast die heißen Köpfe zusammengesteckt – er hatte das Gefühl, es brauche auch hier nur eines geringen Funkens, um die Flamme des Aufruhrs hochschlagen zu lassen. Ein Unterführer sagte es ihm ins Gesicht: Die Leute seien verärgert, weil der Angriff auf Athenai so schmachlich gescheitert sei, und sie glaubten, er, Hyllos, habe sein Königsheil verloren und könne sie nur noch ins Unglück führen.

Wieder galt es, die Schranke eines Gebirges zu überwinden. Bergketten zeigten sich. Doch schließlich mußte man jenem Ort jetzt bald nahe sein, den Poside bezeichnet hatte.

Täler und Schluchten. Dann weitere Berge, ein Fluß. . .

Aber dann tauchten sie in ein Bergland ein, dessen Wälder grün im Frühlingslaub standen, in dem die Vögel sangen und Quellwasser, als gäbe es keine Trockenheit, über moosige Steine rieselte. Und da standen die Felswände, von denen Poside gesprochen hatte, deren Kronen wie Schutzdächer überhingen, und da waren auch die Höhlen und Grotten.

Eine Wiese voller kleiner Blumen, die würzig dufteten, breitete sich vor den Felsen aus, und man konnte von hier aus weit in die bergige Landschaft hinaussehen. Hyllos befahl, die Zelte aufzustellen. »Hier ist der Ort, wo wir vorerst bleiben und feste Unterkünfte bauen werden, um den Zuzug unserer Brüder aus dem Norden abzuwarten«, sagte er.

Seine Kundschafter durchstreiften die Gegend, und es zeigte sich, daß dies Gebirge nur von armen, einfältigen Hirten bewohnt war, die von dem Lauf und den Händeln der Welt kaum etwas wußten. Sie kamen und staunten die fremden Kriegsleute an und boten ihnen gastfreundliche Hilfe.

Hyllos verbot seinen Männern streng, diese Leute zu beunruhigen. Und jetzt gehorchten ihm die Krieger. Obwohl die Schwüle auch hier spürbar war und sich sogar von Tag zu Tag steigerte, schwanden Widerstand und Wildheit wie durch Zauber. In dieser friedlichen Welt wurden die aufsässigen Krieger in wenigen Tagen wieder zu den braven, gutmütigen Bauernsöhnen, die sie daheim gewesen waren.

Die Hirten wohnten in Höhlen oder armseligen Hütten, aber sie waren sich ihrer Armut gar nicht bewußt. Wer nur drei magere Ziegen besaß, rühmte sich seiner schönen Herde. Von ihrem Reichtum an Milch und Käse gaben sie gerne den Fremden. Sie verlangten keine Gegengaben dafür, bekamen sie aber doch: Die letzten Goldringe aus der Heimat wanderten in die Hirtenhöhlen und erhöhten den Ruf der Fremden, denn wer so Schönes zu vergeben hatte, der wurde hier einem Gott gleichgeachtet.

Bald waren die atlantischen Burschen fast mehr in den Siedlungen der Hirten als in den eigenen Unterkünften zu finden. Sie halfen das Vieh hüten und erinnerten sich ihrer Kindheit dabei. Zarte Bande spannen sich an, in den Grotten und an den buschüberwölbten Quellen kicherte, küßte und seufzte es, und da die Hirtenväter und -brüder offenbar nichts dagegen hatte, ließ Hyllos gern seinen jungen Leuten diese langentbehrten Freuden. Inzwischen bewachten die Kundschafter die große Straße aus dem Norden, die nicht allzu ferne, jenseits einiger Bergzüge und Täler, den Fluß Haliakmon entlangführte. Auf dieser mußte einmal der Zug aus der Heimat herannahen, Kymbrier aus dem Nordwesten der Teuta und auch svebische Scharen. König Hermolaos Enkel würde sie führen. Das waren die Freunde, die auf dem Ostweg kamen.

Die Ambronon hatten zusammen mit den Suidonen aus dem hohen Norden auf der Bernsteinstraße das große Gebirge, das wie ein Riegel vor allen Ländern der Mitte lag, überstiegen. Die Saxen dagegen waren dem Rhenusstrom aufwärts gefolgt und dann auf Schiffen, die die Armoricaner stellten, den Rodanos hinab bis zum Inneren Meer gefahren. Dieser Zug hatte sich mit den Schiffen der Tyrrhenier vereinigt, die auch jetzt noch gemeinsam mit sächsischen, daenischen und armoricanischen Booten das Achaiermeer unsicher machten. Es war ein riesiges Aufgebot. Immer neue Scharen, vielfach mit Frauen und Kindern, Vieh und Hausrat, würden auf vielen Wegen nach Süden ziehen. Bald würden alle Küsten des Inneren Meeres in ihren Händen sein. Hyllos sah sie vor sich, die langen Reihen der Wagen, die über Stock und Stein rumpelten, glühend in der Sonnenhitze, Bäche und Ströme unter Gefahren und Mühen überquerten, sich des Abends zur Wagenburg zusammenfügten – in der Mitte brannte das Heilige Feuer. . . Immer wieder galt es, feindliche Angriffe abzuschlagen, Hügel und Urnengräber wurden gegraben, Totenspiele abgehalten, weiter ging es, weiter und immer weiter. . . Eine Welt war in Bewegung geraten, nichts und niemand konnte die Fahrenden mehr aufhalten, die neuen

fruchtbaren Boden und – die lockende und wundersame Fremde suchten, wie die Atlanter sie seit Tausenden und aber Tausenden von Jahren gesucht hatten. Wer hält den Zug der Vögel, die sich zum großen Zug vereinigt haben?

Und da saß er nun, Hyllos, der Hochkönig aller Atlanter, verloren im Bergland der liebenswürdigen Hirten wie in einem freundlichen Zauberland, dennoch vor Hitze und Begierde nach Botschaft aus der Heimat fast vergehend. Versprengt und irregeleitet kam er sich vor, er, der vor den Athenaiern schmachvoll Reißaus genommen hatte – so schien es ihm jetzt – er, der hier wartete – worauf? Der Zuzug konnte von feindlichen Scharen aufgerieben sein, oder die Fahrenden lagen am Ende irgendwo verdurstet an der Straße, der Glut, dem Wassermangel erlegen. Und wenn sie kamen, würden die Mauern der Achaierburg deswegen besser zu ersteigen sein?

Er saß und grübelte, während die Vögel über ihm sangen und Jole, deren Körper jetzt sehr schwerfällig geworden war, drinnen im Zelt ein Lied summt. Eine alte Frau war bei ihr, eine Hirtenmutter, die sich eng an die »schöne Königin des Nordens« angeschlossen hatte, ihr täglich frische Milch brachte und ihr diente aus Liebe und freien Stücken. Oft kamen ihre Enkel mit ihr, fröhliche, fast nackte Kinder, die zu Hyllos' Füßen spielten.

Es kamen Tage, an denen die Luft zu kochen schien. Im Zelt war es nicht mehr auszuhalten. Hyllos und Jole zogen – um des Kindes willen, wie Jole sagte – in die tiefste und kühlsie der Höhlen und richteten sich dort ein, so gut sie konnten. Auch die Männer suchten überall nur noch den Schatten. Hyllos dachte: Und dabei haben wir erst Frühling. Wie soll das im Hochsommer werden?

Es wurde von einem dunkelroten, riesigen Drachen gesprochen, der jetzt des Nachts am Himmel zu sehen sei. Einen glitzernden Schweif ziehe er hinter sich drein. Nein – eigentlich sei es ein feuriger Wagen, sagten manche, der mit rasender Schnelligkeit über den Himmel fahre, der Wagen eines Flammengottes aus dem äußersten Süden, wo die vernich-

tenden Feuergötter wohnten. Die Hirten aber sagten: Nein, es sei der Sonnenwagen selber, den ein junger Sohn Apellons zu steuern versuche, und der aus der Bahn geraten sei.

Eine Abordnung der Krieger kam zu Hyllos und trug ihm ernsthaft ihre Frage vor: Ob er, der Hochkönig, nicht diesen Feuerdrachen bändigen könne, von dem man fürchte, er werde alles verschlingen. Und wenn das nicht möglich sei, ob man nicht Poside Botschaft senden könne, daß er den Drachen erschlage? Einer sagte, er persönlich glaube nicht, daß selbst Poside das vermöge, der feurige Drache sei zu hoch oben am Himmel, aber er meine, es sei vielleicht besser, sie alle zögen wieder nach Norden, wo sie hergekommen seien; hier sei man doch wohl zu nahe an das böse Glutreich des Südens geraten.

Hyllos beruhigte sie, so gut er konnte. Er sagte, der Feuerball sei kein Drache – trotz des Schweifes – sondern ein Stern, der für Menschen und Götter unerreichbar sei. Ob die Hitze etwas mit diesem Stern zu tun habe, wisse man nicht. Jedenfalls werde sie wohl bald vorübergehen, und was das südliche Glutreich anbelange, so läge Aigypthenland noch viel weiter im Süden als ihr Bergland hier und verbrenne dennoch nicht. Und sie sollten froh sein, daß sie hier solch schönen Waldschatten, kühle Höhlen und fließende Quellen hätten.

Sie nickten. Er war klüger als sie, das wußten sie, und er hatte sicherlich recht. »Aber«, sagte der eine, der zuletzt gesprochen hatte, »sie sagen eben, es werde etwas kommen.«

»Etwas?« fragte Hyllos. »Was denn? Was wird kommen?«

»Ja, das weiß niemand. Aber etwas Gutes kann es kaum sein. Es liegt an dieser Luft, die einem den Atem verschlägt, sagen sie.«

»So antworte ihnen, sie sollten sich Wasser über die Köpfe gießen. Sind wir Atlanter oder Angsthasen? Und wenn etwas käme, etwas, was die Götter über uns verhängt hätten, seid ihr und ich, sind wir alle nicht Manns genug, es zu bestehen und uns durchzuschlagen, wie wir uns schon durch so manchen Kampf durchgeschlagen haben?«

Beschämt zogen die jungen Krieger ab, gossen sich Quell-

wasser über die heißen Köpfe und sagten: »Der König hat recht, die Schwüle macht Memmen aus uns.«

In der Nacht trat Hyllos aus seiner Höhle und sah den Feuersdrachen über den Himmel hinjagen, blutrot, gefahrdrohend. Seine jungen Männer hatte er beruhigen können, nicht aber sich selbst. Er wußte: Jetzt kam es, das, was so lange als geheimnisvolle Drohung am Horizont der bewohnten Welt gehangen hatte. Es würde über sie alle kommen, und niemand würde es aufhalten können. Aber Jole sagte, für sie beide, ihn und sie, gäbe es einen Trost: Poside habe sie nicht umsonst hierher zu den Felswänden geschickt. Und er habe gesagt: Joles Kind werde in einer Höhle geboren werden wie der Himmelsvater selber. . .

An einem Morgen voll grauenhafter Schwüle zeigte sich eine seltsame Unruhe unter der Tierwelt der Berge, die immerfort zunahm. Vogelschwärme jagten nach Norden, überall raschelte es im Gesträuch, das Erstaunliche geschah, daß die Tiere des Waldes sich zu den Menschen flüchteten. An den Felswänden konnten die Krieger die Rehe, Hasen, sogar Hirsche in Mengen erlegen, wie bei einer Treibjagd. Sie brauchten nicht einmal Pfeil und Bogen dazu, die Speere genügten, denn das verschreckte Wild versuchte gar nicht zu fliehen. »Wir werden für lange Zeit Nahrung haben«, hieß es, »die Hirten geben uns Salz. . .« Hyllos versuchte nicht, dem Morden Einhalt zu gebieten. Wer wußte denn, ob man das Fleisch nicht nötig brauchen würde?

Jole rettete ein Rehkitz zu sich in die Höhle. Sie hielt es im Arm, es mußte sich neben ihr Lager niederlassen. Joles schwere Stunde war nahe, sie sagte es Hyllos in aller Ruhe. Die alte Hirtenmutter war bei ihr, außerdem zwei Frauen aus dem Lande der Ambronon, die mit im Kriegszug waren. »Es wird alles gut gehen, Sorge dich nicht«, sagte Jole, da Hyllos »gerade jetzt, gerade jetzt« murmelte und die Hände vor das Gesicht schlug.

Er ging aber wieder hinaus, um zu schauen. Ein feiner Schleier zog sich mehr und mehr über den sonst so blauen Himmel.

Die Luft war ganz unbewegt. Ein Vogel schrie laut, dann herrschte wieder Stille.

Und dann kam der erste Erdstoß. Der Boden bäumte sich unter den Füßen, die Felswand schien sich zu neigen, Steine prasselten von oben herab. Hyllos schrie Befehle. Alle hatten sich in die Höhlen oder wenigstens unter die überhängenden Felswände zu flüchten.

Sie taten es, aber sie lachten noch: Es war ja nichts weiter geschehen. Ein paar Steine. . .

Dann aber kam es wieder, stärker jetzt. Ein Stoß um den anderen. Nun waren es ganze Felsblöcke, die zu Tal rauschten. Getöse erfüllte die Luft. Stämme krachten.

Dymas kam zu Hyllos, um zu melden, daß zwei Männer, die sich zu weit vorgewagt hatten, verletzt worden seien. Einige der Frauen, die den Zug begleiteten, waren heilkundig. Sie verbanden die Blutenden in einer der Höhlen.

»Sich zu, daß niemand die Deckung verläßt«, sagte Hyllos mit trockenem Mund. »Dies war erst der Anfang.«

Dann ging er in die Höhle, um nach Jole zu sehen. Die Wehen hatten eingesetzt, aber sie war guten Mutes. »Mir kann hier nichts geschehen«, sagte sie und streichelte das Rehkitz. »Sorge für die anderen, Hyllos.«

Wieder kamen Stöße, leichtere und schwere. Der Himmel schien sich jetzt über die Berge niederzusenken. Es wurde immer dunkler. Eine tiefe Schwärze stand hinter den Höhen, so als wolle es schon – kurz nach Mittag – finstere Nacht werden.

Dann erhob sich ein Sturm. Während die Erde schütterte und sich schüttelte – Hyllos klammerte sich an die Steine des Höhleneingangs – fuhr der Wind mit Pfeifen und Heulen durch die Täler und über die Höhen. Wieder krachten Baumstämme zu Tal und rasselten Felsblöcke hinterdrein. Die Steine, die von oben herabfielen, schienen nicht nur von den Berghöhen, sondern jetzt geradewegs aus dem Himmel zu stürzen. Hyllos sah, daß Funken aufsprangen, wo sie niederfielen. Doch in dem kurzen Berggras der Wiese und auf den kahlen Steinen fanden sie keine Nahrung und verglommen. An der jenseitigen Bergwand aber schien der Wald Feuer ge-

fangen zu haben, in der Düsternis züngelten dort rote Flammen auf, in die der Sturm sausend hineinfuhr.

Das ist der Untergang der Welt, das ist er wirklich, dachte Hyllös. Er spürte jetzt keine Furcht mehr. Dies alles war zu gewaltig, um noch erschrecken zu können. Jetzt war es da, das Ungeheure. Die Gewalt des Schicksals, die selbst Götter nicht wenden konnten. Jetzt mußte man es bestehen oder untergehen, es blieb nichts anderes.

Der Sturm heulte. Die ganze Welt schien ein einziges Brausen und Krachen zu sein. Unten flammten die Wälder. Und dann sah Hyllös, wie sich, ihm gerade gegenüber, jenseits des Tales eine Bergspitze löste, sich langsam neigte und zu Tal krachte.

Er hörte Schreien. War es draußen? War es in der Höhle? Schnell wandte er sich zurück.

Nein, drinnen in dem tiefen, dunklen, bergenden Raum schrie niemand. Hier brannte das Heilige Feuer, das der Sturm nicht erreichen konnte, ruhig und sanft. Und hier, umsorgt von den Frauen, mitten im Tosen und Heulen und Prasseln und im Schwanken des Erdrunds gearbete Jole ihr Kind. Es war ein Knabe.

6. Durch die Götter behütet

Die Erdstöße hatten aufgehört. Auch glühende Steine fielen nicht mehr vom Himmel. Aber die Dunkelheit blieb. Sie wurde sogar noch tiefer. Man konnte nicht mehr unterscheiden, ob Tag war oder Nacht.

Hyllös tastete sich aus der Höhle. Im Finstern tappte er an der Felswand entlang. Ein seltsames Geriesel war um ihn, ein Knistern wie von Regentropfen, es legte sich wie Staub auf seinen Kopf und seine Schultern, er spürte den Aschengeschmack in seinem Mund.

Er fand Dymas. Der hatte eine Fackel entzündet und versuchte mit ihr Hyllös entgegenzukommen. Aber der rote

Punkt verlosch. Hyllos fühlte sich gepackt und in eine Grotte gezogen. »Das ist eine schöne Geschichte, König«, sagte Dymas. »So etwas hätte doch kein Mensch für möglich gehalten. Bei den Göttern droben muß irgend etwas geschehen sein, ein Umsturz oder dergleichen. Vielleicht leben sie gar nicht mehr. Ich glaube, daß auch wir etliche Verluste haben. Ich konnte es in dieser grausigen Nacht noch nicht feststellen. Einer der Jungen zum Beispiel rannte mir mitten im wildesten Getöse hinaus. Er schrie, er müsse zu seinem Mädchen, irgend so einer Hirtendirne drunten in den Hütten. . .«

Hyllos merkte jetzt, daß sich die Männer in der Grotte drängten. Mit Asche im Mund sprach er zu ihnen. »Ein Glück im Unglück, daß wir hier guten Unterschlupf haben. Ihr wißt, der Mann, der Poside war, hat uns hierher geschickt. Ich glaube nicht, daß die Götter tot sind. Und auch nicht, daß sie uns verlassen haben. Das Unheil wurde der Welt zur Prüfung gesandt und vielleicht auch zur Strafe für die Sünden derer, die sich gegen die göttlichen Gesetze vergingen. Aber wir sind Atlanter, Leute, die sich auch vor dem schwärzesten Dunkel nicht fürchten. Das Schlimmste ist vorüber, ihr seht es selbst.«

Ein beifälliges, wenn auch zaghaftes Gemurmel lief um. Dann aber sagte aus der äußersten Finsternis heraus eine ruhige Stimme: »Wir haben gehört, Hochkönig, daß dir ein Sohn und Erbe geboren wurde, und möchten nicht versäumen, dir unseren Glückwunsch auszusprechen.«

Plötzlich, als sei ein Bann gelöst, brachen die Männer in laute Rufe aus. Eine Welle von Mut und Freudigkeit schien durch die Grotte zu fluten. »Heil«, wurde gerufen, »Heil dem jungen Königssohn! Geboren im Unwetter, möge er ein starker Kämpfer werden!«

»Und das gute Herz, die Treue und Klugheit seines Vaters mögen auch ihm eigen sein«, ergänzte eine andere Stimme. »Ja, so sei es. Die Güte seines Vaters, die Stärke seiner Mutter möge er haben. Heil, König Hyllos, heil dir, der uns führt, auch durch die Nacht des Grauens als ein Freund der Götter, als einer, der uns wieder zum Licht geleiten wird.«

Die Heilrufe wollten kein Ende nehmen. Sie schienen auch aus anderen, entfernteren Grotten herüberzuklingen, ja sogar aus der aschigen Finsternis draußen.

Hyllos stand wie gelähmt. Daß gerade jetzt, mitten im äußersten Schrecken des Unheils, das Vertrauen dieser Menschen so spontan und beglückend ausbrach, erschütterte ihn bis ins Tiefste.

»Ich danke euch, ich danke euch«, murmelte er.

Ein wunderbarer Trost in allem Unheil ging für Hyllos von diesem Vertrauen seiner Männer aus. Ein anderer kam ihm von Jole und dem Kleinen, die in der Hut der ruhigen, von allen Schrecken nahezu unberührten Frauen friedlich schliefen und nach der Versicherung der Hüterinnen so gesund und schön waren, wie sie nur sein konnten.

Und dennoch – ihrer aller Mut und Stärke wurden auf eine harte Probe gestellt. Die Dunkelheit blieb, als wolle sich die Welt nie mehr erhellen, und unaufhörlich tobte der Sturm und weckte einen grausigen Widerhall an den Felsen, wie auch ständig ein Dröhnen und Krachen aus den Tälern heraufklang. Der schwarze Staub rieselte immer weiter vom Himmel, mit der Zeit verwandelte er sich in eine Art klebrigen Regens, der jeden, der sich ins Freie wagte, wie mit einer schmierigen Haut überzog. Wer den Unterschlupf verlassen hatte, kroch bald schwarz und entmutigt wieder in seine Höhle zurück.

Nur die alte Hirtenmutter fand sich wunderbarerweise durch Nacht und Verwüstung zu den Ihrigen hinab und wieder zurück. Sie brachte Milch in einem sicher verschlossenen Gefäß mit und erzählte, ihre Angehörigen samt allen Enkeln seien wohlauf, säßen ebenfalls in einer Höhle und hätten auch die Ziegen hineingerettet. So sei dort unten also alles in bester Ordnung. Übrigens sage man unter den Hirten, der Sonnenwagen sei abgestürzt und das Licht gestorben, so daß man sich fürderhin im Dunkel werde zurechtfinden müssen.

Den Männern in den Grotten schien dies keine gute Botschaft zu sein. Dymas berichtete, ihre Stimmung werde schlechter, sie hockten niedergeschlagen herum, einige seien schon ganz

apathisch und schweigsam geworden, und alle meinten, Poseidon habe die Erde im Stich gelassen, er sei entweder tot oder habe sich in ferne Regionen der Sternenwelt zurückgezogen und wolle seinen Wagen nie mehr über den Himmel führen. Dymas hatte alle Höhlen und Unterschlupfe besucht, nach seiner Rechnung fehlten nur acht Mann – »aber wenn das so weitergeht, werden wir noch mehr verlieren, denn etliche sind schon krank, und andere sagen, es sei besser, sich das Schwert ins Herz zu stoßen, als ohne Sonne zu leben.«

Auch Hyllos ging von Höhle zu Höhle und sagte Dinge, an die er selbst nicht glaubte. Er hatte große Mühe, noch einen geringen Rest von Zuversicht in sich zu finden. Das Schlimmste für sie alle war wohl, daß sie sich das Geschehene im Grund so gar nicht zu erklären wußten.

Nur Jole, die schon wieder auf den Füßen war, in der Höhle umherwirtschaftete und ihr Kind wiegte, wußte eine Erklärung. »Ich denke«, sagte sie, »das Ganze kommt von dem Feuerdrachen her. Er ist den Bergen zu nahe gekommen oder gar auf die Erde gestürzt und hat viele Wälder und Felder in Brand gesetzt. Dürr genug dazu waren sie. Durch die großen Brände ist eine Menge Asche in die Luft gewirbelt worden, die fällt nun als schwarzer Regen herab. Der Wind hat sie verweht. Aber du sagst ja, Hyllos, der Sturm tobe draußen immer noch. Gut. So, wie er die Asche hergeweht hat, wird er sie auch wieder wegblasen. Und dann werden wir die Sonne wieder sehen. So denke ich.«

Diese Erklärung erschien Hyllos so überaus vernünftig, daß er sie sofort allen Männern mitteilte, so, als sei sie ihm von einer Göttin ins Ohr gesprochen worden. Und viele sagten, ja, so müsse es wohl sein, und schöpften neuen Mut.

Jole hatte auch noch weiteren Trost bereit. Sie saß, den winzigkleinen Jungen in den Armen, neben Hyllos auf dem Lager aus Stroh und dünnen Blättern, über das man Decken gebreitet hatte. »Hyllos«, sagte sie, »wir sind beieinander, du und ich. Und wir haben das schönste Kindlein, das man sich denken kann. Und Milch und ein Feuer. Was wollen wir denn mehr?«

Er legte, bezwungen von ihrer sanften Stimme, den Arm um ihre Schulter. Sie blickte auf das Kind herab, das sie soeben gestillt hatte und das schlief, die winzigen Händchen zu Fäustchen geballt. Das Köpfchen war mit einem ganz dünnen, hellen Flaum bedeckt. Jole sagte leise: »Weißt du noch, was Poside zu dir gesagt hat, damals im Tempel, daheim, als wir mit ihm sangen? Erwinnere dich daran. Du solltest singen, hat er dir gesagt, wenn die Sorgen zu groß würden. Dann würde alles leichter werden und du würdest klarer sehen. Hast du je gesungen?«

»Nein«, gestand er.

»So mußt du es jetzt tun. Singe wenigstens mit mir. Ganz leise. Wir summen dem Kleinen gemeinsam ein Schlaflied, ja?« Und dann – nach einer unwägbaren Zeit – hellte sich der Tag doch wieder auf. Die Finsternis schwand, graublasses Licht lag über den Bergen. Das war ein so erlösendes Wunder, daß alle Männer ins Freie stürmten, obwohl der Regen grau und schmutzig auf sie fiel. Manche umarmten einander – man konnte die Welt wieder sehen, und sie bestand noch, Felsen, Berge, Täler, und selbst der Himmel war nicht eingestürzt. Sogar die Sonne zeigte sich für kurze Zeit. Seltsam rot, ein unbestimmter kleiner Kreis im Nebel, wurde sie sichtbar, verschwand aber dann wieder. Doch sie lebte. »Auch sie hat gebrannt«, sagten die Männer. »Man sieht es. Sie glüht noch. Hoffen wir, daß sie sich gänzlich erholt.«

Einstweilen war man froh, sich in der Umwelt wieder zurechtfinden zu können. Etliche gingen sofort daran, die zerstörten Hütten neu zu erbauen. Der Sturm hatte sich endlich gelegt.

Die Hirten kamen, über herabgestürzte Blöcke kletternd, herauf. Man hörte, daß auch sie fast alle überlebt hatten. Sie, die die Zeichen der Natur kannten, hatten früh genug sich selbst und auch das Vieh und sogar die bei ihnen eingestellten Pferde der Krieger in Sicherheit gebracht. Aus ihren Vorräten trugen sie jetzt Honig und Salz und sogar Mehl herauf, und erhielten dafür von dem Wildbret, das die Atlanter reichlich gestapelt hatten.

Traurige Pflichten gab es allerdings auch zu erfüllen. Man fand die Leichen von sieben erschlagenen Freunden, die der Steinregen von oben getroffen und niedergestreckt hatte. Der achte der Vermißten, jener Bursche, der in das tobende Unwetter hinausgelaufen war, tauchte gesund und munter wieder auf, schwarz von Kopf bis Fuß und verlegen grinsend. »Ich mußte doch nach ihr sehen«, entschuldigte er sich. »Sie trägt schließlich ein Kind von mir. Ich bin auch ganz gut durchgekommen, habe nur eine Beule an den Kopf gekriegt.«

»Der Gott der Liebe hat dich beschützt«, sagte Dymas. Und alle Umherstehenden grinsten, froh, einmal wieder lachen zu können.

Man verbrannte die Toten und richtete ihnen Male auf. An Leichenspiele zu denken, verboten die Umstände.

Unter den Überlebenden gab es Kranke. Hyllos erkannte die Ursache. Der graue Regen hatte einen seltsamen Geruch, der sich überall verbreitete und auch in die Höhlen drang. Das Wasser, das in Steinlöchern und Pfützen stand, wie auch das des Baches stank geradezu. Wer davon trank, bekam Durchfall und Erbrechen.

In der großen Höhle neben der Königsunterkunft sprudelte eine Quelle direkt aus dem Berg hervor. Hyllos hatte die ganze Zeit über das Trinkwasser von dort holen lassen. Es war klar und rein und ohne Geruch. Nun verbot er, irgendein anderes Wasser zu trinken. Alle Gefäße, die man besaß, mußten gereinigt werden, und in ihnen konnte sich jeder sein Trinkwasser aus jener Höhle holen.

Mit dem Wasser dieser Quelle besprengte Hyllos Stirn und Brust seines Sohnes, als er ihm den Namen gab, den der Vater seines Vaters getragen hatte: Kleodaios. Er stand im Eingang der Höhle, die Männer allesamt draußen im Regen. Auf beiden Armen hielt er ihnen das ruhig fortschlummernde Kind entgegen und sagte: »Hier ist die Zukunft. Sie wurde mitten im Unheil geboren. Sie wird wachsen und gedeihen, daran wollen wir glauben und den Mut nicht verlieren. Nichts ist zu Ende, alles beginnt erst, denkt daran.«

Es schien den Männern nicht schwer zu fallen, daran zu denken. Der Lebensmut ihrer Jugend bewährte sich jetzt. Sie waren im Grunde alle einfache, nüchterne, tatkräftige Leute, die gerne schafften und fröhlich wurden, wenn es Schwierigkeiten zu überwinden gab. Hyllos dachte manchmal an das Wort Gorgones, das dieser damals nach der Sturmflut auf der Königsinsel gesprochen hatte: »Sobald Unglück sie trifft, erwachen ihre Kräfte, sie vollbringen Wunder. Ein Volk, mit dem man etwas anfangen kann.«

Der schlimmste Feind, dem es jetzt Trotz zu bieten galt, war dieser kalte und schmutzige Regen, der ohne Unterlaß vom grauen Himmel rann. Nachts stürzten oft wahre Wolkenbrüche herab. Die kleinen Bäche wurden zu reißenden Strömen, es tropfte von den Felsen, Erde wurde in Mengen zu Tal geschwemmt. Selbst in die Höhlen drang die Feuchtigkeit, die triefenden Kleider dampften am Feuer vor Nässe; Stoff, Leder und Nahrungsmittel schimmelten. Es war kaum zu fassen: Jahre, Jahrzehnte lang hatte man verzweifelt um Regen gefleht, jetzt hatte man ihn und fluchte ihm.

Und dabei wurde es von Tag zu Tag kälter. Niemand erinnerte sich, je einen so kalten Winter erlebt zu haben, wie nun dieser Sommer wurde. Die Atlanter ebenso wie die Hirten zitterten vor Kälte. Sie alle waren an die große Hitze gewöhnt, und der unbegreifliche Umschwung machte ihnen schwer zu schaffen. Sie husteten, fieberten und schlotterten. Aber sie arbeiteten auch. Aus Tierfellen, mit Steinmessern gegerbt, entstanden warme Umhänge und Decken. Man band sich Felle um Beine und Füße und fertigte sich Pelzmützen an, nach dem Vorbild der runden Filzkappen, die die Leute aus dem Norden früher sogar im Kampf getragen hatten. Es wurden feste Hütten gezimmert, in die der Regen nicht eindringen konnte. Aus den überall umherliegenden ausgeglühten Steinen und den abgesprengten Felsbrocken baute man Herdstellen, nicht außerhalb wie zuvor, sondern in den Hütten. Erfindungsgeist und Arbeitslust regierten, es wurden Rauchabzüge aus Lehm gebaut, in die kein Tropfen von oben gelangen konnte, um das Feuer zu löschen.

Die Frauen sammelten Holz und trockneten es, sie kochten und brieten, um den durchnäßten Männern eine kräftige Mahlzeit zu bieten. Geräuchertes und eingesalzenes Fleisch hatte man ja immer noch genug.

Abends kam man in den geräumigsten der Höhlen zusammen. Hyllos hatte einen jungen Mann aufgetrieben, der schön singen konnte und viele alte Lieder und Sprüche wußte, auch Gesänge von Vorzeithelden und Göttern und Göttinnen. Der sang nun einmal in dieser, einmal in jener Höhle, und hier und dort bekam auch ein anderer Mut und tat es ihm nach. Einige verstiegen sich schließlich zu Liedern von ganz wunderlichem und unglaublichem Inhalt, und man kam dann dahinter, daß sie sie von keinem Sänger gelernt, sondern einfach selbst erfunden hatten. So waren es also nichts als Lügengeschichten, aber man ließ es lachend hingehen. »Wer weiß denn, ob das andere alles wahr ist?« fragte einer und erhielt Zustimmung – vor allem von Hyllos und Jole, die mit im Kreise saßen.

Man sang auch gemeinsam, und sogar Hyllos tat dabei mit. Oder aber man gab einander Rätsel auf, darin waren die Leute des Nordens von jeher groß gewesen. Und während dieser Unterhaltungen wanderten Becher in die Runde, mit jenem Trank aus gegorener Milch und Honig, den die Hirten so gut zu brauen verstanden.

Diese Abende schlossen alle die von der Welt abgeschnittenen, in Dunkelheit, Regen und Kälte gebannten Menschen eng zusammen und klangen in dem fröhlichen Gesumm nach, das die schwere und nasse Arbeit des Tages begleitete. Und immer mehr Frauen saßen an den Abenden mit im frohen Kreis. Wenn ein Krieger sich selbst eine feste Hütte gebaut und sie, so gut es gehen wollte, eingerichtet hatte, dann ging er zu den Hirten und holte sich das Mädchen seiner Wahl. Der Hirtenvater legte die Hände der beiden jungen Leute ineinander und gab ihnen gerührt seinen Segen.

Hyllos mußte wohl oder übel – sozusagen als Bräutigamsvater – dasselbe tun. Er war sich klar darüber, daß an ein Weiterziehen wohl noch lange nicht zu denken sein würde. Noch

weniger an ein Kriegführen. Wie sollten sie es anstellen, Ländern zu erobern, ein kleiner Haufen, der sie waren, mit Felllumpen bekleidet und mit Waffen, die in der Nässe rosteten? Und sie wußten ja nicht einmal, wie die Welt außerhalb ihrer Bergtäler jetzt aussah, ganz abgesehen davon, daß ihnen vorerst alle Wege verstellt und verschüttet waren.

Hyllos hatte einen Trupp Männer ins Tal gesandt, um zu erforschen, wie es um die Wege bestellt sei. Sie kamen wieder und erklärten, es gäbe weder Weg noch Steg mehr. Von den Bergen brausten die Bäche, das ganze Tal war von wild strudelndem, schwarzem Wasser erfüllt. Der ausgedörrte Boden hatte es nirgends versickern lassen. An den Bergwänden lagen Felsstücke und ausgerissene Bäume, die ihr Wurzelwerk gen Himmel streckten, ein wüstes Durcheinander, unübersteigbar überall. Wände ragten auf, wo früher sanfte Hänge gewesen waren. Erdspalten klafften – eine veränderte wilde Welt, durch die sich einen Weg zu bahnen kaum möglich schien.

Die Hirten erklärten, nach Norden zu gäbe es einen gangbaren Pfad. Also sandte Hyllos einen neuen Trupp aus, starke, gewandte Männer, die im Klettern geübt waren. Sie sollten versuchen, bis zur Straße vorzudringen, die den Fluß Haliakmon überquerte. Dort sollten sie nach dem Verbleib jener Leute forschen, die Hyllos schon vor einem Mond ausgeschickt hatte, das Eintreffen des großen Trecks abzuwarten und die Verbindung zwischen den Zuwanderern und ihm herzustellen.

Mit einem Seufzer blickte Hyllos den Männern nach, die pelzvermummt und bewaffnet, von einem leichtfüßigen Hirtenknaben geführt, über die Felsen emporklommen. Der Treck aus dem Norden – Kymbrier, Sveben –, wo mochten sie ihr Ende gefunden haben? Im Feuer? Im Wasser? Die Heimat lag so fern, es war, als gäbe es sie gar nicht mehr. Sinnlos schien es, sich zu fragen, wie es dort jetzt wohl aussähe. Der Zorn der Götter hatte weltweit gewütet, dessen war Hyllos sicher. Gebiona hatte alles gewußt. »Laß sie ziehen, Poside. Einige werden übrigbleiben.« Sie hatte ihn, Hyllos,

weggeschickt. »Dein Ziel liegt im Süden.« Hatten vor ihrem inneren schauenden Auge diese Felswände hier, diese schirmenden Grotten gestanden? Hatte sie gewußt, daß er und die Seinen bewahrt würden? Aufgespart – wozu? Ein kleiner Rest eines großen, stolzen Volkes?

Und Gorgone? Dieser sichere Mann, der alles lenkte, alles voraussah? Konnte man es sich vorstellen, daß er zerquetscht unter einem Felsstück lag oder steif und stumm ein wildstrudelndes Gewässer hinabtrieb? Und die vielen, vielen Menschen, die er bei sich gehabt hatte, die Streitwagen, die Ochsenkarren, die schönen, raschen Pferde, das Vieh, das man mittrieb?

Die letzte Botschaft Gorgones hatte Hyllos noch vor Athenai erreicht. Damals hatte Gorgone mit seinem Heer nahe der Meerenge des Dardanos gestanden, bereit zum Übergang nach Asia. Seither waren mehr als fünf Monde vergangen. Selbst wenn Gorgone lebte, es würde keine Botschaft mehr kommen. Alle Wege verschüttet und verstellt. . .

Aber dann kam sie doch. Freudiges Geschrei rief Hyllos aus seiner Höhle. Und da standen wahrhaftig die Boten, drei junge Männer, die er kannte, da sie stets die Nachrichten zwischen ihm und Gorgone hin- und hergetragen hatten.

Blaß und hohläugig, überanstrengt, die Lederwämser zerfetzt, verneigten sie sich doch vor ihm in der gleichen guten Haltung wie immer. Der Anführer überreichte den Botenstab mit dem eingeritzten Zeichen und begann dann, in die Höhle tretend, seine Botschaft mit eintöniger, klarer Stimme vorzutragen: »Also spricht mein Herr Gorgone, der Heerkönig aller Atlanter: Meinen Gruß zuvor dem Hochkönig Hyllos wie seiner Gattin, der verehrungswürdigen Jole. Ich befinde mich noch bei unseren Stammverwandten, den Askaniern, an dem selben Platze, von dem aus ich meine letzte Botschaft an dich sandte. Inzwischen haben sich große Unwetter ereignet, Stürme, Meeresüberschwemmungen und Erdbeben. Wie wir erfuhren, ist aus mehreren Bergen am Inneren Meere Feuer hervorgebrochen, und einer, der sich auf einer Insel nahe Kreta befand, soll sogar gänzlich in die Luft

gesprengt sein. Gestein, Asche und Feuer trieben weithin, verursachten gewaltige Brände, sowohl in Städten wie in Wäldern. Auch in Asia sollen viele Orte in Trümmern liegen. Eine große Menge Menschen ist bei diesen Ereignissen umgekommen. Uns allerdings haben die Götter wohl behütet. Ich und mein Heer befanden uns in einer Gegend, die vor dem Wasser sicher und vom Feuer nicht berührt war. Unsere Schilde und Wagen boten uns Deckung. Wir haben Verluste gehabt, jedoch in Grenzen.

Ich hoffe, daß auch du samt den Deinen Schutz finden konntest und wohlauf bist. Da ich nicht weiß, wie die Lage sich bei dir gestaltet hat, kann ich dir vorerst keine Ratschläge erteilen. Du mußt selbst beurteilen, wann du in der Lage sein wirst, deine ursprünglichen Pläne weiterzuverfolgen, sie werden sich jetzt, da die Länder verwüstet und die Völker geschwächt sind, leichter verwirklichen lassen, als es zuvor möglich schien.

Ich selbst denke aus dieser Lage der Dinge Vorteil zu ziehen. Sobald die frühere Ordnung in meinem Heere wieder gänzlich hergestellt sein wird, und ich weitere Nachrichten über die Lage bei Freund und Feind erhalten habe, werde ich in Asia einmarschieren und mich, wie geplant, gegen Hattusa wenden, das jetzt leicht zu nehmen sein wird.

Botschaft erhielt ich bisher nur von den Daenen. Unter Führung ihres Heerkönigs Hor, Skylds Sohn, konnten sie mit ihren Schiffen nur einen Tag vor dem Unwetter die Insel Alasia nehmen. Sie hatten ihre Schiffe hoch aufs Land gezogen, doch diese verloren sie fast alle, da die Insel zu großen Teilen überflutet wurde. Die Männer samt dem König aber blieben verschont. Sie hatten sich als erstes in ein Heiligtum begeben, das im Landinnern auf einer Höhe liegt, um Poside ein Opfer zu bringen. Dort konnten sie das Unheil überdauern. Hor ließ mir sagen, es sei offenbar, daß Poside die Seinen unter den Schild nehme. Er werde ihm zum Dank das Heiligtum ausbauen und durch seine Schmiede, deren berühmteste sich bei ihm befinden, mit Bildern des Gottes schmücken lassen, sobald der Aschenregen zu fallen aufgehört habe.

Dies ist, was ich dir mitteilen kann. Ich erwarte deine Antwort und wünsche den Segen der Götter über dein Haupt und das deiner Gattin. Also«, endete der Bote mit der gewohnten Formel, »hat mein Herr Gorgone zu mir gesprochen, und ich habe es dir getreulich Wort für Wort berichtet, so wahr der Himmel über mir ist.«

Die Boten erhielten nun zu essen und durften ruhen. Hyllos fragte sie: »Wie habt ihr uns gefunden? Es scheint mir wie ein Wunder, daß ihr überhaupt durch all diese Verwüstung durchgekommen seid.«

Aber die Boten waren nun wortkarg, sie hatten ihre Pflicht erfüllt und gaben ihrer Müdigkeit nach. »Wir kannten die Richtung. Wir können schwimmen und klettern. Und wir trafen Hirten, die uns Auskunft gaben.« Mehr konnte Hyllos nicht aus ihnen herausbringen. »Meine Boten kommen überall durch«, hätte Gorgone wahrscheinlich gesagt, »und ich möchte ihnen auch nicht raten, unverrichteter Dinge zurückzukehren.«

Als die Boten sich erholt hatten, ließ Hyllos ihren Sprecher die ganze Botschaft nochmals vor den versammelten Männern wiederholen.

Der Jubel war groß. »Poside beschützt seine Kinder, man sieht es. Dieser König aus Daenenland hat recht, über uns Nordleuten waltet der Schutz der Götter.« Man beschloß, sich von den Hirten ein weißes Lamm zu erbitten und ein feierliches Opferfest zu veranstalten.

Am nächsten Tag zogen die Boten im grauen Regen wieder davon, Hyllos hatte ihnen eine ausführliche Botschaft mitgegeben und auch nicht vergessen zu melden, daß ihm ein Sohn geboren worden sei.

7. Botschaft aus dem Norden

Aber es geschah noch Wunderbareres. Zunächst freilich wurde Hyllos durch die trübselige Rückkehr der nach Nor-

den geschickten Kundschafter aufs neue enttäuscht. Sie hatten sich mit großen Mühen zu der Heerstraße durchgekämpft. Die Straße sei durch Bergrutsch und Felsblöcke fast gänzlich gesperrt. Von den Männern, die dort auf den Treck warten sollten, hatten sie keine Spur gefunden, auch niemand getroffen, den sie fragen konnten. Einen einzigen Menschen hätten sie von ferne erspäht, einen zerlumpten Hirten, der eilig vor ihnen Reißaus genommen habe.

»Wir werden die Freunde, die ich aussandte, wohl verloren geben müssen«, sagte Hyllos traurig zu Jole, »und den Treck aus der Heimat dazu.«

»Warte noch ein wenig«, erwiderte Jole.

Der Sommer, der niemandem wie ein Sommer erschien, ging hin. Es regnete immer noch, und im Tal schwellen die Fluten.

Trotzdem ließ Hyllos, als alle Hütten fertig waren, die zertrümmerten Wagen wieder instandsetzen. Es war wichtig, daß die Männer Arbeit hatten. Einige Kinder waren schon in den Hütten geboren worden, und da sich auch wieder Wild in den verwüsteten Wäldern zeigte, litt niemand Not. Vorerst mußte man sich wohl damit zufrieden geben.

An einem Tag aber – es ging schon auf den Abend, und der verhangene Himmel zeigte, wie es jetzt oft geschah, ein seltsam tiefes, düsteres Rot – hörte er sich von der Höhe des Felsens herab mit seinem Namen anrufen. Es regnete ausnahmsweise nicht, und er war aus der Höhle getreten.

»Hyllos!« Hoch oben auf einem Felsvorsprung stand ein Mann, der beide Arme ausstreckte.

Ein Fremder? Für Augenblicke war er versucht zu glauben, ein Gott rufe ihn aus der Höhe an. »Hyllos!« Er starrte nach oben.

Aber nun begann der Mann herabzuklettern, er verschwand, tauchte wieder auf, sprang und lief, glitt über die Steine herab, ein junger Mensch, aber keiner von Hyllos' Kriegern, das war zu sehen; Lederkleidung, ein Schwert, das Haar lang, verwirrt, grau vom Regen. . .

Jetzt langte er bei Hyllos an, atemlos, das magere junge Ge-

sicht gerötet, mit strahlenden Augen. »Hyllos! Ich habe dich gefunden. Und du lebst.«

»Doros!« murmelte Hyllos. Er glaubte zu träumen. Doros stand vor ihm, der junge Vetter, den er auf der Königsinsel zurückgelassen hatte, damit er ihm erst folge, wenn er älter und stärker geworden sein würde. Doros, groß jetzt und ein Mann, sehnig dürr, mit schlammbedeckten Fellschuhen. Er fiel Hyllos um den Hals, der küßte ihn, es war ein Wiedersehen mit Lachen und Tränen.

Dann schob Hyllos den Jungen von sich. »Du bist mit dem Treck der Kymbrier gekommen? Ihr seid da? Alle? Endlich?«

»Nein, o nein. Ich bin allein. Das heißt, nicht ganz.« Er pfiß auf den Fingern.

Wie ein Pfeil schoß da von oben etwas Dunkles über die Steine herab, sprang und kollerte und war da – ein Hund. Er fuhr blaffend erst an Doros, dann an Hyllos in die Höhe.

»Ist das am Ende Limm?«

»Siehst du, Limm, unser Hochkönig erkennt dich wieder, obwohl du jetzt schwarz bist statt weiß.« Doros drückte – ganz wie einst – den Kopf des jaulenden und winselnden Hundes an sich. »Es werden aber noch mehr kommen«, sagte er dann und pfiß wieder.

Jetzt erschienen oben am Felsrand vier Männer, die winkten und sich an den Abstieg machten.

»Also doch nicht ganz allein«, sagte Hyllos lächelnd.

»Nein. Allein wäre ich nicht durchgekommen. Wir sind unser jetzt noch fünf. Zwei haben wir verloren. Einen rissen die Wasser weg, den anderen erschlug ein stürzender Fels.«

»Doros, Doros, was für einen Weg hast du hinter dir!«

»Das kann man wohl sagen, Hyllos. Wir hätten es selbst fast nicht mehr geglaubt, daß wir durchkommen würden.«

»Und warum hast du dich nicht dem großen Treck angeschlossen?«

»Ich erzähle dir alles. Später.« In der Stimme des jungen Menschen klang die Erschöpfung mit.

»Du hast recht. Komm in die Höhle, erfrische dich, dann erzähle.«

Aber nun zögerte Doros. Die Hand auf dem Kopf des Hundes, blickte er vor sich nieder. »Hast du – schon eine Nachricht aus dem Norden erhalten – seit. . .«

»Nein. Nichts. Du bist also erst nach dem großen Unheil aufgebrochen?«

»Ja. Du – weißt noch nicht. . .?«

»Ich ahne«, sagte Hyllos leise aber gefaßt, »daß auch dort Schlimmes geschehen ist. Es kann kaum anders sein. Schone mich also nicht, Doros.«

»Das halbe Land ist weggerissen – vom Meer. Wo die fruchtbaren Felder waren, schäumten jetzt die Fluten. Bis hinauf zu dem Sandrücken und den Heiden, Hyllos. Die roten Felsen ragen noch halb versunken aus der Flut – sonst. . .«

»Die ganze Königsinsel?« Hyllos zitterte nun doch. Ein Schauer nach dem anderen lief ihm über den Rücken.

»Die ganze. Versunken, überspült. Nichts, gar nichts mehr ist von ihr da außer den Felsen. Kannst du dir das vorstellen? Ich selbst bring's nicht fertig, obwohl ich es mit eigenen Augen gesehen habe – das wogende Meer und nichts mehr sonst. . .« Doros hatte die Augen mit der Hand bedeckt, er lehnte am Stein. »Die Heimat, Hyllos. Unsere Heilige Insel. Ich könnte weinen wie ein Weib.« Er blickte auf. Die Tränen liefen ihm über die eingefallenen Wangen.

Hyllos legte den Arm um ihn. »Ich ahnte es«, sagte er. »Sei still, Doros, wir können es nicht ändern.«

Da aber kamen Doros' Gefährten über die letzten Blöcke herabgeklettert. Doros faßte sich, rieb die Augen und stellte sie mit Namen vor. »Meine getreuen Gefährten. Ohne sie hätte ich nicht zu dir gefunden.«

»Und wir nicht ohne ihn«, sagte der älteste der Jünglinge, ein ernst blickender Mann mit zerzaustem Haar und Bart.

»Und nicht ohne Limm«, fiel ein zweiter ein, den Hund streichelnd. »Er war unser bester Führer, fand alle Fährten, witterte das Jagdwild, wärmte uns bei Nacht. . .«

»Ihr seid halb verhungert und halb erfroren, wie es scheint«, sagte Hyllos. »Kommt. Wir haben Feuer, und wir haben Fleisch.«

»Jole?« fragte Doros noch immer zögernd. Hyllos nickte: »In diesem Palast hier erwarten euch meine Königin und mein Sohn.«

»Dein Sohn? Hyllos!« Wieder fiel Doros dem Vetter um den Hals. »Glück im Unglück. Die Atlantiden sterben nicht aus!« Dann aber strich er sich über den Bart, der auch ihm, etwas spärlich zwar, ums Kinn wucherte. »Höre, wir können so nicht vor deiner Königin erscheinen, bärtig wie die Barbaren, schwarz wie die Leute im Land der Schattenlosen. . .« »Ach, Doros, auch bei uns hat es Asche geregnet, Tag und Nacht. Aber wenn ihr wollt – es sind Frauen da, die euch helfen werden.«

»Habt ihr reines Wasser?«

»Dort – in jener Höhle. Eine Quelle.«

»Gut.« Doros kramte schon sein schön verziertes Rasiermesser aus der umgehängten Ledertasche. Jetzt lachte er wieder. »O Hyllos, wie froh bin ich doch, daß ich dich finden konnte. Jetzt werden wir zusammen das Achaierland erobern. Denn ich sehe, du hast doch einen Teil deines Heeres durch die Wetter des zürnenden Gottes gebracht«, setzte er hinzu, da er die Männer erblickte, die überall aus Höhlen und Häusern kamen und ihn anstauten, als trauten sie ihren Augen nicht. Später saßen sie dann ums Feuer bei Jole und dem Kleinen, der in seinem Heubettchen schlief, weswegen sie alle leise sprachen. Hyllos' engste Freunde waren dabei, Dymas und ein paar andere Unterführer. Doros' Begleiter hockten bescheiden im Hintergrund, zwei von ihnen hatte der Schlaf übermannt.

Hyllos hatte Doros schonen wollen, aber der wollte erzählen. Und alle lauschten zutiefst niedergeschlagen, durch die bösen Nachrichten wie von Keulenhieben getroffen, von denen sie sich noch nicht erholen konnten. Kopfschüttelnd starrten sie vor sich hin. Eine der jungen Frauen weinte leise.

Wie immer zeigte Jole sich gefaßt. »Man kann es sich nicht vorstellen, ja«, sagte sie. »Der Tempel, die Häuser. . . Aber etwas ist doch gut: daß du nicht dort warst, Doros, als das Böse geschah, und somit gerettet wurdest.«

»Das verdanke ich Helia aus Daenenland«, murmelte Doros grimmig. »Du hast recht, Jole, kein Unglück ist so groß, daß es nicht noch zu etwas gut wäre.« Er saß vornübergebeugt, das Kinn auf die Fäuste und die Ellbogen auf die Knie gestützt; sein gewaschenes Haar hing ihm naß in die Stirn.

»Das weißt du doch wohl, Hyllos, daß sie deinen Königssitz raubte und sich darauf breitmachte mit ihren glänzenden Gewändern und goldblitzend wie ein Götterbild?«

»Auch das habe ich nur ahnen können. Poside – ich meine Regnor von Albion – sprach von Gerüchten. . .«

»Was wir erlebt haben, waren handfeste Dinge und keine Gerüchte. Mit zehn Schiffen voller Daenenkrieger landeten sie des Nachts im Nordhafen, dort, wo sonst nie ein Schiff anlegt, und schlichen sich zur Burg, Bukos und Helia. Im Morgengrauen drangen sie ein, die paar Wächter machten sie nieder. Bukos führte Helia an der Hand in die Halle und setzte sie auf den Königsstuhl. Und dann wurden wir alle aufgerufen, ihr und ihm zu huldigen. Was sollten wir tun? Überall standen die Daenenkrieger mit gezogenen Schwertern, uns nahm man die Waffen ab. Herron, Noreios' Sohn, wehrte sich, ihn überwältigten sie und legten ihn in Fesseln. Später ließ sie ihn töten, das böse Weib. Sie hielten regelrecht Gericht über ihn und ertränkten ihn als einen Verräter, wie so viele andere. Da war ich aber schon fort, ich hörte nur davon erzählen.«

»Und niemand wehrte ihnen?« fragte Hyllos mit geballten Fäusten.

»Niemand. Immer noch weitere Daenenkrieger rückten an, Schiff um Schiff. Und unsere besten Männer waren ja bereits fortgezogen. Wer blieb denn? Greise und junge Burschen wie ich.«

»Und Skyld? Er steckte wohl hinter der Sache?«

Es war Dymas, der fragte. »Ich habe dem Schlaupkopf nie getraut. Er war immer dahinter her, seine wunderschöne Tochter auf dem Atlantidsitz zu sehen.«

»Öffentlich behauptete er, nichts von dem Handstreich gewußt zu haben. Er verfluchte sogar seine Tochter. Aber ich

glaube auch: Im Geheimen wünschte und förderte er die Sache. Wenn ihr mich fragt: Die Daenen waren schon lange darauf aus, die Herrschaft über den ganzen Norden zu gewinnen, so wie die von Albion es auch waren. Und dann: unser Reichtum, die Schätze Posides. Das erste, was Helia tat, war, daß sie ins Schatzhaus ging und zählte, was da war. Und dann ließ sie die wertvollsten von Posides Weihegaben auf den Königshof bringen.«

»Das ist nicht möglich«, rief Jole. »Poside bestehlen? Nein.«

»Bei Helia war vieles möglich. Nun, sie hat ihre Strafe bekommen. Und übrigens« – Doros lachte – »nicht alle Schätze fielen in ihre gierigen Hände. Weißt du, was geschah, Hyllos? Deine Krone, die Strahlenkrone der Atlantiden, verschwand spurlos.«

»Sie verschwand?«

»Ja. Sie hatten sie in die Halle bringen lassen. Bukos, dieser Lump, sollte feierlich gekrönt werden. Und aus der Halle verschwand sie – auf rätselhafte Weise. Du kannst dir denken, was das für einen Aufstand gab. Ich hörte sie bis zu meinem Haus herüber kreischen. Ich saß dort, bewacht von Daenenkriegern. In der Nacht floh ich, zusammen mit Antheas, Noreios' jüngstem Sohn. Es war klar, daß sie uns beiden an den Hals wollten. Aber wir bestachen die Wächter, und ein Boot war leicht aufzutreiben, da alle Welt den Usurpatoren fluchte.«

»Habt *ihr* die Krone in Sicherheit gebracht?« fragte Jole.

»Leider nicht wir. Wer es tat, weiß ich nicht. Ich floh zuerst zu Hymon, Noreios' Ältestem. Du kennst seinen Hof, Hyllos. Er liegt hoch und hat übrigens der Überflutung getrotzt. Wie auf einer Insel blieb er liegen, ein einsames Denkmal des Vergangenen, nur noch mit Booten zu erreichen. Damals, als ich dorthin kam, war Hymon dabei, ihn mit starken Palisaden noch besser zu befestigen. Er sagte, er glaube nicht, daß Bukos und Helia lange zögern würden, ihn anzugreifen. Der alte Noreios war auch dort. Hymon sagte, daß man ihn verdächtige, die Krone geraubt zu haben. Ob er sie wirklich hatte, weiß ich nicht. Er sandte mich weg. Er sagte, ich sei nicht

sicher genug in seiner Burg, und schickte mich südwärts zu seinem Vetter Agantyr, der, wie ihr wohl wißt, eine starke Burg an der Grenze zwischen der Teuta und dem Sachsenland bewohnt.«

Hyllos sagte mit gesenktem Kopf: »Und alledem, diesen Wirren und Untaten, habe ich mein Reich ausgesetzt, das ich ungeschützt zurückließ.«

Jole antwortete ihm sofort: »Du weißt, was Poside beim Abschied sagte: Es kam in Wahrheit nicht mehr darauf an. . .«

»Nein«, bestätigte Doros, »es kam nicht mehr darauf an. Die Strafe folgte den Untaten auf dem Fuß. Ich hörte einen alten Mann sagen: Dies ist das Gericht der Götter, das über uns alle kommt, da die Kinder Posides ihre göttliche Herkunft vergessen und verspielt haben, und der Bruder gegen den Bruder gewütet hat. Bist du auch dieser Meinung, Hyllos?« Doros starrte Hyllos an. Eine schmerzliche Frage stand in seinem Gesicht. Man merkte, er mochte über all dies nachgegrübelt haben, es bewegte ihn und stritt sich in ihm mit der Unbekümmertheit seiner Jugend.

Jole sagte nach kurzem Schweigen, indem sie die Hand leicht auf das Bettchen des Kindes legte: »Nein. Das Gericht ist über alle Völker des Erdkreises gekommen, soweit wir wissen. Nicht nur über den Norden, nicht nur über die Atlantiden. Sie mögen sich vergangen haben, aber es liegt kein Fluch auf ihnen. Poside hätte das gewußt. Er hat Kleodaios gesegnet, noch ehe er geboren wurde. Durch ihn wie durch dich, Doros, wird unser Geschlecht weiterblühen und einmal auch in den Norden zurückkehren.«

In Hyllos stieg eine Erinnerung auf, er hörte Poside Gebionas Worte wiederholen: »Einer wird zurückkehren.« Er atmete tief.

Auch Doros reckte sich. »Mir soll es recht sein. Du bist klug, Jole. Und jedenfalls – Strafe oder nicht, ihr Schicksal erreichte Bukos und Helia sehr schnell. Ich habe einen Mann gesprochen, der behauptete, er habe Helias Leiche auf den Wellen schaukeln sehen. Ich bin zu ihm geritten, um ihn zu sprechen. Ich wollte dir doch genaue Kunde von allem brin-

gen, Hyllos.« »Auf Agantyr's Burg geschah nichts Böses?«
»Der Sturm deckte das Dach ab. Den Brand konnten wir löschen.«

»Also ist auch bei euch Feuer vom Himmel gefallen?«

»Nicht überall. Im Sachsenland mehr als in der Teuta oder nördlich von ihr. Der Eisenwald soll erhalten sein. Im Sachsenland verbrannten fast alle Wälder, heißt es. Der Regen bezwang ja schließlich die Glut, aber der Brandgeruch war noch in der Luft, als wir abreisten.«

»Was sagte jener Mann, der Helias Leiche treiben sah?« fragte Dymas dazwischen.

»Er behauptet, er sei mit einem Floß draußen gewesen – zum Fischen – als das Unheil losbrach. Es sei ein ganz kleines Floß gewesen aus leichten Latten, durch die das Wasser abfließen kann. Ihr wißt, daß die Fischer an der Teutaküste solche Flöße haben und daß sie sehr sicher sind und durch keinen Wellengang unterzukriegen. Der Mann erzählte, das Meer habe sein Floß zuerst ganz weit hinausgerissen und dann mit einer Riesenwoge wieder gegen das Land gespült. Nun müßt ihr wissen, daß diese Wellen mehr als berghoch waren. Du entsinnst dich, Hyllos, wie es war, als die Erde das erste Mal bebte, damals als Poside noch bei uns war. Nun, die Leute sagen, man kann jene Flut überhaupt nicht mit der, die diesmal kam, vergleichen. Eine gläserne Wand, himmelhoch – so hoch, wie kein Vogel fliegt, sagen sie. Ob ein Floß auch solchen Wogen trotzt? Kann sein, der Mann wollte sich nur wichtig machen. Er sagte: Als das Meer ihn zum zweiten Mal hinausriß, da habe er das Königsboot mit den Wellen kämpfen sehen. Helia wußte von Gebionas Weissagungen und ließ am Tage, ehe das Unwetter kam, ein großes Boot auf das Dach des Tempels setzen, und sie ließ an Gold und Silber hineinbringen, was nur Platz hatte. Und als die Erde bebte und der Sturm zu brüllen anfang, setzten sie und Bukos sich hinein. Und dieses Boot sah er, behauptet der Mann, er sah, daß es überlastet war, und daß sie dort Gold ins Wasser warfen, um die Fracht zu erleichtern, und daß eine Woge es unter sich begrub, und daß es dann kieloben schwamm. Und eine Weile

darauf, sagte er, trieb eine Frauenleiche daher, die Wellen warfen sie auf und ab, sie spielten Ball mit ihr, sie berührte fast sein Floß und glitt wieder weg, Helia, das wunderschöne weiße Gesicht nach oben gerichtet, die Haare ausgebreitet, um sie her das blaue Gewand, als trage es sie. »Das war eine, die die Meertöchter nicht wollen«, sagte der Mann, »eine, die nicht untergehen kann und auf den Wellen treiben muß bis in alle Ewigkeit«. . .«

Es war still, das Feuer knackte.

Dann sagte Jole: »Davon glaube ich gar nichts. Der Mann hat geträumt oder gelogen. Aber daß Helia tot ist, das scheint mir sicher, und das ist gut so.«

»Es müssen unzählig viele Menschen umgekommen sein«, murmelte Hyllos.

»Unzählige«, bestätigte Doros. »Alle, die auf der Insel waren, und viele, viele vom Festland. Gebiona hat wohl gewußt, warum sie euch fortschickte, dich, Hyllos, und alle die Männer. Du hast mich gefragt, weshalb ich noch mit keinem Treck fortgezogen bin? Ich wollte mich schon den Ambrosen anschließen, die den Südweg zogen, nicht sehr lange, nachdem du fort warst. Aber Jolaos wollte es nicht und sagte, ich müsse noch älter und stärker werden. Und dann brach ich beim Weitsprung den Arm und ging darum auch nicht mit dem großen Treck der Kymbrier, der vor bald vierundzwanzig Monden abzog.«

»Dieser Treck ist hier bisher nicht angekommen, soviel wir wissen. Habt ihr ihn auf dem Wege überholt, du und deine Freunde?« fragte Dymas.

»Nichts von ihm gesehen. Aber wir haben nicht immer die Straße benutzt.«

»Jolaos«, sagte Hyllos, der nicht zugehört hatte. »Der ist nun auch tot. Und Gebiona. . .«

»Gebiona starb nicht sehr lange nach deinem Abzug, Hyllos, am Hustenfieber, weißt du das nicht? Wir betrauerten sie alle sehr. Das Schlimmste war, daß es keine Nachfolgerin für sie gab – das wurde allgemein als ein böses Vorzeichen angesehen. Keins der Feuermädchen hatte die Gabe der echten

Weissagung. Man sagte, Ganna habe sie gehabt, aber sie war in Albion. Diese Mädchen taugten überhaupt nicht viel, heißt es. Irgendwer erzählte mir, nach Gebionas Tod hätten sie die alten Regeln nicht mehr eingehalten. Und dann ließ Helia sich von ihnen bedienen. Sie mußten ihr die Füße salben und Schönheitstränke für sie brauen. Und darum sei auch das Unheil gekommen. An jenem Tag, als die Erde zu beben anfang, sei eine der drei Feuerhüterinnen zu Helia geholt worden, um ihr ein Zaubersong zu singen, die zweite habe sich zu ihrem Liebsten gestohlen, die dritte aber sei eingeschlafen. Und so sei das Feuer erloschen, und die alte Prophezeiung habe wahr werden können: Wenn einmal das Feuer im Tempel durch Unachtsamkeit verlösche, dann werde die ganze Insel im Meer versinken.«

»Das ist eine Lüge«, rief Jole so laut, daß das Kind sich rührte. Sie deckte den Kleinen fester zu und dämpfte ihre Stimme. »Niemals würden die Mädchen so ihre Pflicht vergessen. Und überdies: Wer kann denn von all dem gewußt und es weitererzählt haben, da alle umkamen?«

»Du hast recht, Jole«, sagte Hyllos. »Solche Märchen entstehen, wenn großes Unglück die Menschen trifft. Sie suchen Schuldige – auch am unrechten Ort.«

»Du nanntest Jolaos«, sagte Doros zu ihm. »Ob er tot ist oder lebt, kann man nicht wissen. Bukos und Helia töteten ihn nicht, sondern jagten ihn fort. Mit Hohn und Gelächter. Ich hörte, sie ließen sogar die Hunde auf ihn hetzen, und der arme alte Mann rannte wie ein Hase über die Brücke und die Straße hinab.« Doros streichelte den Kopf des Hundes, der auf seinen Füßen lag. »Limm hätte ihm nichts getan, nicht wahr, Limm? Aber er war nicht dabei, er behütete mich in meinem Gefängnis. – Ich hörte übrigens, Jolaos irre im Sachsenland von Hof zu Hof und bitte um Brot und einen Schlafplatz«, fügte er noch an.

Mit dem Messer des klugen Schmieds im Gürtel, dachte Hyllos. Er erinnerte sich so gut an dessen Abschiedswort: Um dein Bettelbrot damit zu schneiden. . . Und jemand hatte gesagt, Jolaos grüble diesem Wort nach. . . Wie er so am Feuer

saß, überliefen Hyllos Schauer über Schauer. Trotz allen Redens – diese Nachrichten waren nicht zu begreifen, nicht zu fassen. Es hatte Warnungen gegeben und Vorahnungen, und dennoch. . .

Dymas sagte mit belegter Stimme: »Nun mußt du uns noch erzählen, wie du uns fandest, Königsengel. Sag es in kurzen Worten – du bist müde. Wir alle müssen ruhen – diese Nachrichten überschlafen. . . Morgen werden sie vielleicht leichter zu ertragen sein. . .« Er fuhr sich über die Stirn.

»Was soll ich erzählen? Wir brachen von Agantyr's Hof auf. Antheas hier«, er wies auf einen blassen Jungen, der neben ihm saß, »hat mich von der Königsinsel an begleitet, er half bei meiner Befreiung mit, mein Freund, treu wie Limm in allen Nöten. Der dort ist Agantyr's Neffe«, es war der große, ernste Jüngling, der Hyllos zuerst aufgefallen war. »Aurin entschloß sich, mit mir zu kommen, und Agantyr gab ihm Urlaub. Die anderen sind seine Gefährten. Ich sagte wohl schon, daß wir zwei verloren.« Er stützte wieder den Kopf in die Hand. »Wir trauern noch um sie. Doch – zu unserer Reise: Zuerst kamen wir gut voran. Wir hatten Pferde. Manchmal spritzte uns das Wasser um die Hufe, manchmal mußten wir uns mit nassen Tüchern gegen Funken schützen, denn an einigen Stellen brannten die Wälder immer noch. Aber im ganzen waren die großen Straßen gangbar. Und was die Nachtlager anbetraf – man sollte es nicht glauben, aber überall, wo wir einkehrten, wurden wir mit einer Güte und Freundlichkeit aufgenommen, die wir nicht erwartet hatten. Allenthalben herrschten Not und Verwirrung, die Häuser und Hütten waren halb oder ganz zerstört, überall beklagte man tote Verwandte. Und dennoch teilten alle gern mit uns ihr spärliches Mahl, wollten hören, wie die Dinge im Norden stünden, fragten ohne Ende, nannten uns tüchtige, brave Jünglinge, die gingen, ihren König zu suchen, und halfen uns auf jede Weise. Und je weiter wir kamen und je ärmer die Leute wurden, desto gastfreundlicher fanden wir sie.«

»Das Volk in der Not«, sagte Hyllos, und Jole nickte dazu. »Sie zeigten uns, wo man am besten über die Flüsse setzte

und welche Wege noch gangbar waren. Trotzdem wurde die Reise schwieriger, je weiter wir nach Osten und in bergiges Gelände kamen. Da meine Gedanken dir ja immer folgten, Hyllos, hatte ich mir alle Namen der Flüsse und Berge und Länder eingeprägt, über die und durch die unser Weg führen mußte. Ich hatte viele Leute befragt, irre konnten wir nicht gehen. Aber oft waren die Wege verschüttet und die Bäche zu reißenden Strömen geworden. Eins unserer Pferde brach ein Bein und mußte getötet werden. Ein anderes riß der Wildbach weg – samt unserem Gefährten, ehe wir helfen konnten. Als wir endlich an den Danubios kamen, verkauften wir die Pferde gegen Lebensmittel und bauten uns ein Floß. Umgerissene Stämme lagen dort in Mengen, und die Gefährten hatten Äxte bei sich. Der Fluß führte durch die Regenfälle viel Wasser, wir kamen gut und schnell auf ihm weiter. Mit Hilfe freundlicher Fischer fanden wir die Stelle, wo wir den Fluß verlassen und südwärts ziehen mußten. Sie rieten uns, nicht den Axios hinabzufahren, der mit seinen Felsenufern einen zu gefährlichen Weg für ein Floß bilde. Ich muß es noch einmal sagen, Hyllos, es gab keine Feinde in all diesen Ländern, nur hilfreiche Freunde, die uns gut rieten. So zogen wir zu Fuß weiter und bestanden manches Abenteuer. Einen Bären erlegten wir, dem Steinschlag entliefen wir, verirrt uns im wilden Wald, aber kurz und gut, wir kamen durch. Freilich, wo ich dich nun suchen sollte, das wußte ich nicht. Doch wie es so geht, wir hatten Glück. In einem halbzerstörten Haus, in dem wir nächtigen wollten, trafen wir drei Nordmänner, die den entgegengesetzten Weg wie wir verfolgten, Boten Gorgones, sie waren zu irgendeinem Illyrerfürsten unterwegs. Ob du noch lebstest, wußten sie nicht. Doch konnten sie berichten, du habest Athenai belagert, und Gorgone habe dir geraten, von dem vergeblichen Beginnen abzulassen und in den Bergen auf den Kymbrierzug zu warten. Und als wir dann in dies Gebirge kamen, da war es allerdings nicht mehr schwer, dich zu finden. Ihr seid bekannt hier wie bunte Hunde. »Die fremden Götter«, hieß es überall. Uns betrachteten sie voll Ehrfurcht, wenn sie hörten, daß wir

zu euch gehörten, so als seien wir selbst Götter, obwohl wir wirklich nicht danach aussahen.«

»Ihr also habt Menschen getroffen in den Bergen? Die Leute, die ich nach Nordosten sandte, sahen nur einen Mann, und der lief vor ihnen davon.«

»Die fremden Götter mögen wohl nicht nur verehrt, sondern auch gefürchtet sein bei diesen Hirten. Vor uns lief niemand davon, schmutzig und bärtig wie wir waren. Und so«, schloß Doros, »war es eine leichte Sache, euch aufzuspüren, und das Ganze nicht allzu schwierig zu nennen.« Der Stolz auf die vollbrachte Leistung leuchtete aus dem jungen, übermüdeten Gesicht.

»Es war eine große Sache, diese Fahrt, die euch so leicht keiner nachmachen wird«, sagte Hyllos ernst.

»Zwei Monde und zwei Dekaden, – ein Treck braucht ebensoviele Jahre«, bestätigte Doros.

»Man wird noch lange davon erzählen. Nun lege dich schlafen, Doros. Du und die Deinen, ihr habt es verdient.«

»Hyllos – es werden uns viele folgen.« Doros erhob sich mühsam. »Überall sagten die Nordleute, daß sie nicht bleiben, sondern auch nach Süden ziehen wollten, nun, da ihr Land verwüstet ist.«

Hyllos fuhr auf. »Sie sollen bleiben, wo sie sind. Wissen sie nicht, daß hier die Verwüstungen womöglich noch größer sind als in der Heimat?«

»Nein, das wissen sie nicht. Sie träumen immer noch vom unversehrten, glücklichen Süden, mehr denn je jetzt, da die plötzliche Kälte über uns hereingebrochen ist.«

Als Hyllos und Jole alleingeblichen waren, sagte Hyllos:

»Doros war zu meinem Nachfolger ausersehen. Er hätte im Norden bleiben und die Zügel in die Hand nehmen sollen. Sie sind jetzt ohne König dort. . .«

»Dazu ist er zu jung. Und von Noreios' Söhnen leben noch einige. Sie werden das Ihre tun«, antwortete Jole tröstend. Hyllos redete fort, während er das Lager für Jole und sich zu-rechtmachte: »Kannst du es fassen, Jole? Alles versunken und verloren. Wie konnte der Gott das zulassen? Sein Heiligtum,

das er selbst sich geschaffen hatte! Die Säule, die den Himmel stützte. Nun ist er eingefallen. . .«

»Nein. Er ist grau geworden, aber er besteht, du siehst es doch. Wir werden eine neue Säule aufrichten, du und ich. Und sollte es uns nicht beschieden sein, dann wird Kleodaios es tun. Wo? In deines Vaters Land, denke ich. Die Heimat wird mir im Traum erscheinen, ich weiß es. Aber ich weiß auch, was Gorgone gesagt hat: Wo das Volk ist, ist Heimat. Wir werden eine neue Welt bauen, Hyllos, und in ihre Mitte die Säule stellen, die den Himmel trägt und das Recht hütet.« Er küßte sie. »Wenn ich dich nicht hätte«, sagte er. Aber daran, daß ihre Worte Wahrheit werden könnten, glaubt er nicht.

8. Kriegerrecht

Hyllos entschloß sich, den Winter noch in der Zuflucht am Fels zu verbringen. Er tat wohl daran. Es wurde ein Winter, wie ihn sich niemand zuvor hätte vorstellen können. Jetzt lernten sie kennen, wovon im Norden die Alten erzählt hatten: Den Schnee, der statt des Regens vom Himmel fiel und alle Dinge wie in einen naßkalten Mantel hüllte. Aber er war nicht weiß, sondern schwärzlich und einige Male sogar rot wie Blut, so daß es den Leuten vor ihm graute.

Trotzdem aber tummelten sich die Männer oft in ihm, sie rangen miteinander, formten Schneebälle und bewarfen sich damit. Sie rutschten auf glatter Bahn die Hänge hinab und schleiften und schlitterten auf den gefrorenen Seen unten im Tal herum. Es gab Bein- und Armbrüche, aber Hyllos verbot das wilde Treiben dennoch nicht. Er ließ die Leute sich auch in den Waffen üben, das vertrieb die Kälte aus den Knochen und erhielt munter. Abends unterhielt man sich am Feuer, sang und erzählte.

Hyllos war stolz darauf, daß seine Männer besser durch den kalten Winter kamen als die Hirten. Bei diesen gab es Krankheiten und Erfrierungen und leider auch ein großes Viehster-

ben. Die Tiere hatten von dem vergifteten Wasser in den Pfützen getrunken, und schon im Sommer waren viele Schafe und Ziegen verendet. Jetzt ging zudem noch eine Seuche um, und manche der guten Leute verloren ihre ganzen Herden. Die Nordmänner trauerten mit ihnen, aber obwohl man sie »Götter« nannte, konnten sie den Armen nicht helfen.

Hyllos sah: Sobald es nur möglich sein würde, mußte man aufbrechen, denn auch im Lager am Fels wurden die Lebensmittel knapp, die Jagd gab nicht viel her, und von den Hirten war nun kaum mehr etwas zu erhalten.

Der Frühling kam mit Schneeschmelze, wärmeren Tagen und sogar einer blassen Sonne. Aber nun brausten die Bäche und Ströme in die Täler; ausgesandte Boten behaupteten, es gebe nirgends ein Durchkommen.

Hyllos berief den Rat der Unterführer ein, und es wurde beschlossen, daß man trotz allem den Abmarsch vorbereiten müsse. Das geschah. Und als die Wasser endlich gefallen waren, brach man auf. Es gab einen tränenreichen Abschied von den Hirten. Die Frauen, die Nordmänner geheiratet hatten, zogen mit, aber sie weinten sehr, und auch die Männer blickten oft zurück – es war, als verlasse man aufs neue eine Heimat.

Der Zug über die Höhen wurde zu einer äußerst mühseligen Wanderung. Auf den schlüpfrigen Bergpfaden mußte man die Wagen halten oder schieben. Drunten blieben die Räder im Morast stecken, über reißende Bäche mußten Stege gelegt werden, Stämme und Steine versperrten die Pfade, die erst in harter Arbeit beiseite geräumt werden konnten. Und dazu regnete es wieder unentwegt, und der Wind wehte so kalt, daß die Hände erstarren.

Hyllos und die Seinen waren zunächst nord-ostwärts gezogen, da nach Süden kein Durchkommen möglich schien. Es brauchte fast einen Mond, bis sie schließlich die große Nord-Südstraße erreichten.

Da aber erwartete sie eine Überraschung. Im Talgrund neben der Straße sahen sie eine Wagenburg, wie sie nur die Atlanter

auf der Fahrt aufbauten: Die schwerrädrigen Karren mit Planen überdeckt, im Kreise sternförmig aufgestellt, in der Mitte ein Rund, auf dem Zelte standen.

Ihrem Hornruf antwortete ein schwaches Blasen aus der Burg, aber wie Doros und seine Freunde allen voran den Berg hinab und auf die Wagen zustürmten, kamen ihnen von dort Männer und Frauen entgegengeläufen, die die Arme ausstreckten und lachten und weinten. »Endlich, endlich«, hörte man sie immer wieder rufen.

Es handelte sich, so erfuhr man dann, bei diesen dreiunddreißig Wagen um den letzten Überrest des großen Trecks, der vor bald drei Jahren aus dem Land der Kymbrier nördlich der Teuta aufgebrochen war, auf dem Weitemarsch verstärkt durch eine svebische Schar von Jungmännern sowohl wie von Familien. Ein riesiger Zug, man hatte fast einen ganzen Tag gebraucht, um an ihm von der Spitze bis zum Ende entlang zu reiten: Planwagen, Streitwagen, Reiter, die wohlgemut auf den alten heiligen Straßen dahingezogen waren, um schließlich bei den Landsleuten im schönen Tal des Margus eine gute Winterrast zu halten, wie es üblich war.

Dann aber – auf dem Weitemarsch nach Süden – war das Ungeheuerliche auch über diese Menschen gekommen. Ein Bergrutsch hatte den langen Zug in zwei Teile gespalten, was aus den Zurückgebliebenen geworden war, wußte niemand. Man hatte einander nicht mehr erreichen können. Weniger gut geschützt als Hyllos und die Seinen, hatten die Männer, Frauen und Kinder des Trecks sich all den Unbilden des Götterzorns, der Finsternis, den Felsstürzen, dem Giftwasser und schließlich dem Regen, der Kälte und dem Hunger, fast wehrlos ausgeliefert gesehen. Menschen und Tiere waren elend umgekommen, erschlagen, ertrunken, an Krankheiten gestorben, erfroren. Die Überlebenden waren trotz allem weitergezogen, sehr langsam, aber doch weiter und weiter unter unsäglichem Mühsalen. Feinde? Nein, von Feinden hatten sie nichts gesehen. Im Gegenteil, manchmal hatten Eingeborene, fast so elend wie sie selbst, die aber doch noch ein paar Stück Vieh besaßen, den Kindern etwas Milch gegeben.

Und dann hatten auch dunkelgeraute Nachrichten über göttlich schöne Fremde, die irgendwo in den Bergen hausen sollten, ihnen ein klein wenig Mut gegeben. Sollte es ihnen am Ende doch noch gelingen, den Hochkönig der Atlanter mit seinen Scharen zu erreichen? Hatte er überlebt und wohnte er hier wie ein Zaubergott irgendwo im zerstörten Bergwald?

Der hochaufgeschwollene Fluß Haliakmon hatte ihnen Halt geboten. Aber am kältesten Wintertag hatten sie es tatsächlich fertiggebracht, das Eis, zu dem er erstarrt war, zu überschreiten. Den Rest des Winters hatten sie hier in der Wagenburg überdauert, so gut es eben gehen wollte. Und nun – nun hatte ihre Hoffnung sie doch nicht getrogen, sie hatten die Freunde, die Landsleute, hatten ihren König getroffen, sie waren geborgen – endlich. . .

Ebenso erschüttert wie entsetzt hörte Hyllos die Berichte der Unglücklichen an. Sie setzten nun ihre ganze Hoffnung auf ihn. Er würde sie mitnehmen müssen. Schwere Wagen, wenige, zum Erbarmen magere Zugtiere, kranke, kampfunfähige Männer, Frauen und Kinder, die erwarteten, daß er sie nähre und heile. Und dabei waren die wenigen Lebensmittel, die man vom Berge hatte mitnehmen können, so gut wie aufgezehrt.

Zunächst teilte man nun, was man noch hatte, mit den Freunden. Hyllos ließ neben der Wagenburg ein Lager für sich und die Seinen aufschlagen. Die Jungmänner schwärmten zur Jagd aus. In Hyllos' Zelt wurde Rat gehalten.

Die beiden Führer des großen Trecks, der Kymbrier sowohl wie der Svebe, König Hermolaos' Enkel, waren tot. Die Führung der dreiunddreißig Wagen hatte Soos übernommen, ein Svebe, kein Edler, ein einfacher Bauer, aber ein sehr besonnener Mann, den nichts aus der Ruhe bringen konnte. »Ich weiß«, sagte er, »daß wir kein Beistand, sondern nur eine Belastung für euch sein können. Dennoch darfst du die Hoffnung, die meine Leute auf dich setzen, nicht enttäuschen. Der Gedanke an dich hat uns aufrecht erhalten in den langen Zeiten der Prüfung. Nun mußt du uns mit dir führen

in das Land deines Vaters, von dem in der Heimat soviel Gutes gesprochen wurde. Man sagt, daß der Gott des Himmels mit dir sei. Also mußt du es wagen, wie wir es wagen wollen.«

Von dem Untergang der Heiligen Königsinsel im Nordmeer und den Verheerungen in der Heimat hatten diese Leute noch nichts erfahren. »Wir wollen es ihnen langsam und schonend beibringen«, sagte Soos. »Es könnte sonst sein, daß mir einige, die sowieso schlecht daran sind, auf der Stelle stürben.« In der Nacht lag Hyllos wach, grübelte und sorgte sich. Wie hatte Gorgone durch den Mund des Boten gesprochen? »Unter diesen Umständen werden sich deine ursprünglichen Pläne leichter verwirklichen lassen, als es zuvor schien.« Das wirkte jetzt wie Hohn. Länder erobern wollen mit einer kleinen Schar halbverhungelter, zum Teil kranker Männer, belastet auch noch mit Weibern und Kindern? Ihm war, irgendwo hinter dem regenverhangenen Himmel saßen die Götter und lachten laut über ihn, den Gernegroß, der sich Hochkönig und Göttersohn nennen ließ und nun hier lag und sich nicht zu helfen wußte.

Ganz aber schienen ihn die göttlichen Mächte doch nicht verlassen zu haben. Noch eine Überraschung gab es: Fern auf der regennassen Straße klang es plötzlich auf wie dumpfer Hufschlag, und ehe noch die ausgestellten Wachen mit dem Schreckensruf: »Reiter, Reiter von Norden her« das Lager in Verwirrung stürzen konnten, galoppierten sie schon heran, weiße Fahnen schwingend, »Freunde, Freunde!« rufend, eine Abteilung von hundert thrakischen Reitern aus dem Stamm der Brygier, die von Oloros, dem Sohn des Brygierkönigs, geführt, sich dem Hochkönig aus dem Norden anschließen wollten.

Das war eine erstaunliche Sache. Offenbar hatte man im Brygierlande, das nicht weit im Norden lag, die böse Zeit weit besser überstanden als anderswo. Die starken, jungen Krieger waren wohlgenährt und schön gekleidet, mit ihren langen, blonden, zu Schöpfen hochgebundenen Haaren, ihren bunten Mänteln und Halbstiefeln sahen sie prächtig aus.

Ihre Pferde waren flink und kräftig, und was das beste war: Sie hatten noch eine ganze Anzahl ledig mitlaufender Rosse bei sich, die nun den Atlanter zur Verfügung standen.

»Warum wir gekommen sind?« fragte Oloros in Hyllos' Zelt. »Weil wir zu euch gehören. Einst wohnten auch unsere Ahnen am Okeanos nahe den euren. Und seit wir hier im Thrakerlande hausen, sind wir wie alle die anderen Stämme den hochmütigen Achaïern feind, gegen die unsere Väter als Bundesgenossen Trojas gefochten haben. Wir alle haben euren großen Heerkönig Gorgone freudig begrüßt, ihm den Durchgang gestattet, und viele Männer unserer Stämme, sogar meine eigenen Brüder, sind mit ihm gen Asia gezogen. Wir Zurückgebliebenen aber hörten von dir und den Deinen, König, und sogleich brachen wir auf, mit euch zusammen die stolzen Frechlinge dort am Meer das Fürchten zu lehren.« Die Thraker waren ein Gottesgeschenk. Niemand gab es in dem regennassen Lager der Atlanter, der nicht tief aufatmete. Selbst die Müdesten belebten sich. Jole strahlte und sagte: »Siehst du wohl, mein Zweifler?« Und Hyllos nickte, auch er konnte wieder ruhiger schlafen.

Also begann man den Zug. Die Wagen mit den Frauen und Kindern in der Mitte, wie es Brauch war, die Kundschafter voraus, Hyllos und Jole an der Spitze der Hauptmacht, endlich wieder zu Pferde und glücklich darüber, Doros, ebenfalls beritten, als Führer der Nachhut, den Hund Limm zur Seite, so setzte man sich in Bewegung. Die Thraker umschwärmten den Zug, waren einmal vorn, einmal hinten, Mut und Lachen ausstrahlend mit ihren frechen Späßen, die sie in der Thrakersprache den Frauen zuriefen, Späßen, die niemand verstand, und über die doch jedermann lachte.

Man zog nicht nach Süden, sondern ostwärts auf Wegen, die die Brygier kannten und wiesen. Denn Oloros hatte Hyllos gesagt, was der überhaupt nicht gewußt hatte: Daß dort hinter den nahen Bergen ein Land lag, das einst seinem Ahn Herakles zugesprochen worden sei, der es aber, durch die böse List seiner Gegner überwältigt, nicht mehr habe in Besitz nehmen können. Oloros wußte sogar, daß Hyllos' Vater

Herakleitos auf seinem Südzuge zuerst seine Hände auf dies Gebiet, das man die Hestiaiotis nannte, gelegt und dessen Hauptstadt Aiginia erobert habe. Nach seinem Weiterzug allerdings sei ihm das Land dann wieder aus den Händen gegliiten.

Hyllos schämte sich sehr, daß er von all dem nie etwas gehört hatte. Im Kriegsrat wurde er gedrängt, sich zunächst einmal dieses Landes, das ja zu seinem Vatererbe gehöre, zu versichern. Die Gründe lagen auf der Hand. Das Heer hungerte, man mußte so rasch wie möglich in eine Gegend gelangen, die Lebensmöglichkeiten bot. Hyllos sah es ein, und so zog man nach Osten.

Das Heer marschierte in das Gebiet der Hestiaiotis ein, ohne von irgendwelchen Grenzwächtern belästigt zu werden. Kahle, verbrannte Hänge sah man, schwarzverkohlte Baumstümpfe, versumpfte Wege, schwer zu überwindende, reißende Bergbäche – es war wohl überall das Gleiche. Dann aber öffnete sich doch ein Tal, das etwas Grün zeigte. Auf die ersten Bauernhöfe, die in Sicht kamen, stürzten sich die Thraker, ohne einen Befehl abzuwarten. Die Atlanter, um nicht zu kurz zu kommen, jagten hinterdrein.

Hyllos schrie vergebens Befehle in den Regen. Die Thraker taten sowieso stets, als verstünden sie nichts, und jetzt stellten sich auch die Seinen taub.

Die wilde Meute jagte von Hof zu Hof. Sie fanden meist nur verlassene Ruinen. Doch hier und dort war ein Haus noch bewohnt, da trieben die Männer zusammen, was sie an Vieh finden konnten, und durchsuchten die Häuser nach Eßbarem.

Hyllos, der heransprengte, rot vor Zorn, sah eben, wie einer seiner eigenen Leute eine alte Frau niederschlug, die ihr letztes Huhn an die Brust gedrückt hatte und es nicht hergeben wollte. »Halt!« schrie Hyllos. »Seid ihr reißende Wölfe? Zurück! Hört ihr denn nicht?«

Neben ihm zügelte Oloros, der Königssohn, sein Pferd. Er beugte sich tief herab, ergriff ein Kind, das angstvoll vor den Hufen auswich, beim Bein, schwang es in die Höhe und

schmettete seinen Kopf gegen die Hauswand, daß Blut und Gehirn hervorspritzten. »So muß man mit diesem Gesindel tun, Herr«, schrie er Hyllos lachend ins Gesicht.

Der wurde weiß wie Kalk. Er riß sein Schwert aus der Scheide. Aber Doros, der plötzlich neben ihm war, hielt seinen Arm fest: »Was willst du tun, Hyllos? Die erwünschten Bundesgenossen. . .«

Oloros war schon weitergejagt. Er verfolgte ein paar davongaloppierende Fohlen. Hyllos schrie: »Laß mich. Es sind Wehrlose, die sie ohne Sinn und Verstand töten. Ich will das nicht.« Er keuchte.

»Es sind Feinde«, sagte Doros ernst, immer noch die Hand auf Hyllos' Arm.

»Nein. Es sind. . .« Hyllos brach ab. Was hat es denn für einen Sinn? dachte er verzweifelt. Sie verstehen mich nicht. Und ist dies denn wirklich meines Vaters Land?

Die wilde Jagd war davongetobt. Sie hielten allein zwischen Ruinen. Ein paar Tote lagen da, die alte Frau, der verkrümmte Körper des Kindes. . .

»Komm«, sagte Doros, sanft wie man zu einem Kranken spricht. »Wir müssen ihnen doch folgen.«

»Warum gehorcht mir niemand?« stöhnte Hyllos. »Bin ich nicht ihr König?«

»Du bist der König. Und sie wollen dir alle gern gehorchen. Aber du verlangst Unmögliches. Willst du die Deinen verhungern lassen? Es ist Kriegsbrauch, zu rauben, was den Hunger stillen kann.«

Ein Fluß durchschnitt das Tal, eine neugezimmerte Holzbrücke führte darüber. Jenseits lag die Stadt Aiginia. Sie wurde nicht verteidigt. Hyllos' Heer nahm sie ohne Schwertstreich. Ihr König, so hörte man, sei bei den Unwettern des Zeus ums Leben gekommen. Es gab keine Obrigkeit und, wie es schien, kaum Bewohner. Entweder waren sie umgekommen oder in die Berge geflohen.

Diese Stadt, steinern wie alle Städte des Südens, war kaum mehr als eine Ansammlung rauchschwarzer Mauerreste. In den Straßen roch es nach faulem Wasser und Leichen. Hyllos

verließ Aiginia sofort wieder und befahl mit finsterer Miene den Seinen, ihm zu folgen. Diesmal gehorchten sie sofort, der Rausch hatte sie verlassen, und auch ihnen graute vor diesen Gespenstern ehemaliger Wohnstätten. »Wer hier bleibt, wird krank, das ist zu glauben«, sagten sie.

Nur die Thraker machten sich selbst hier ans Plündern. Als sie am Abend ins Lager kamen, das auf einem Hügel aufgeschlagen worden war, brachten sie doch einiges mit, das sich noch in Aiginias Kellern gefunden hatte, sogar etwas Gold und Schläuche mit Wein, dem sie bereits unterwegs so eifrig zugesprochen hatten, daß sie sehr fröhlich waren und mit lauten Stimmen sangen.

Hyllos hörte das Gegröl von ferne. Er stand allein auf der Spitze des Hügels und sah den Rauch sich träge über die Ruinen der Stadt erheben – die Thraker hatten angezündet, was noch brennbar schien.

Dies ist nun die erste Stadt in meines Vaters Land, die ich zu Gesicht bekommen habe, dachte er. Rauchende Trümmer. Ich habe so lange von diesem Land geträumt. Und nun? Im Süden – auf dem Peloponnes – wird es nicht besser sein. Und meine Krieger werden mir dort so wenig gehorchen wie hier. Wozu auch? werden sie denken. Das eigene Leben zu erhalten, darum geht es in solcher Zeit der Not. Die anderen sind Feinde. Lohnt es, daß ich kämpfe?

Dennoch kämpfte er. Beim Kriegsrat im Zelt stand er mit zornigem Ernst vor den versammelten Anführern. Er sagte ihnen, daß solche Szenen wie die heutige sich nicht wiederholen dürften. Daß er Ungehorsam als Meuterei betrachte. Selbst der Hunger dürfe aus Menschen, die von Göttern abzustammen behaupteten, keine Bestien machen. Mindestens von seinen Atlantern könne er erwarten, daß sie die guten Sitten ihrer Väter nicht mit denen der Barbaren vertauschten. Wie er vermutet hatte, fand er heftigen Widerstand. Oloros, halb betrunken, redete laut aber unverständlich. Er konnte die Sprache der Nordleute sehr wohl radebrechen, gab sich jetzt aber nicht die Mühe, es zu tun. Er steigerte sich in Wut, schrie Hyllos Worte ins Gesicht, die sicherlich besser unver-

standen blieben. Ein verschüchterter Dolmetscher erklärte: »Er sagt, Deine Hoheit habe das Schwert gegen ihn erhoben, was ein großes Unrecht gewesen sei, denn er habe nur nach Kriegsbrauch gehandelt und werde das auch ferner tun. Wenn Deiner Hoheit das nicht behage, werde er in sein Land zurückkehren und – Deine Hoheit ihrem Schicksal überlassen.«

Hyllos sah die warnenden Blicke seiner Freunde auf sich gerichtet. Wir können diese Bundesgenossen nicht missen, vergräme sie um keinen Preis, hieß das.

Er wußte selbst, daß es so war. Aber er wollte nicht einlenken und stand ratlos.

Da aber bekam er Hilfe aus den Reihen der Brygier selbst. Es war Oloros' junger Vetter Pamphilios, der plötzlich an Hyllos' Seite trat. Er sprach nur thrakisch, aber mit solcher Wärme, daß seine Rede bei Oloros einen plötzlichen Stimmungsumschwung hervorrief. Er fiel erst dem Vetter, dann dem vergebens zurückweichenden Hyllos um den Hals, stammelte in schlechtem Nordländisch, es solle alles vergeben und vergessen sein und kein Schatten das Verhältnis der Bundesgenossen zueinander trüben. Dann schrie er nach Wein und verteilte Pokale, aus denen alle trinken mußten. Dymas blinzelte Hyllos zu und zuckte die Achseln. Dann sprach er und nach ihm Doros. Was sie sagten, klang vernünftig. Immer wieder schollen Hyllos die Worte Kriegsbrauch und Hunger entgegen. Freilich wurde auch die Liebe und Treue seiner Krieger und ihr Wille, ihm zu gehorchen, betont.

»Dann sollen sie meine Worte nicht überhören und tun, was ich ihnen sage«, warf Hyllos ein.

»In Zukunft werden sie das tun, du kannst ruhig sein, König«, versicherte Dymas mit treuherziger Miene.

Nach kurzem Aufenthalt verließen sie das Land Hestiaiotis wieder, um südwärts zu ziehen. Es gab hier wirklich nichts mehr zu holen. Eine Besatzung konnte Hyllos nicht zurücklassen, dazu war seine Heeresmacht nicht groß genug. Auf

der Höhe des Berges schaute er noch einmal in das stille Tal zurück. »Wie es scheint, bin ich zu dem einzigen Zweck hierher gekommen, das Elend der Bewohner zu vermehren«, sagte er zu Jole, als er sein Pferd wendete.

Gorgones Worte bestätigten sich. Nirgends fand die kleine Heerschar Widerstand in den Ländern, die sie jetzt langsam, oft aufgehalten durch brückenlose Ströme oder allzu heftige Regengüsse, durchzogen. Die Landschaft Thessalien zeigte mehr verlassene als bewohnte Orte, und auch in diesen fand man kaum Menschen. Scheue, halbverhungerte Gestalten flohen vor den Siegern oder baten zitternd um Gnade und um ein wenig Speise, wenn es möglich sei.

Weiter im Süden lagen einst herrliche Städte überall in Schutt und Asche. Niemals, das war deutlich, würde es hier in diesen Ländern wieder aussehen wie zuvor, ebenso wie im Norden würden Glanz und Fruchtbarkeit der vergangenen goldenen Zeit nie zurückkehren. Die Zeit der Dunkelheiten war angebrochen, die Zeit der Not, die kein Gebot kannte.

Wo sich nur eine Spur verbliebenen Wohlstands zeigte, griffen Hyllos' Krieger zu. Kaum die schlimmsten Ausschreitungen konnte er verhindern. Jole stand ihm da getreulich bei, ebenso Pamphilios, der, soweit er es vermochte, seine Landsleute im Zaum hielt. Das gelang aber nur, wenn die Brygier nicht betrunken waren. Hyllos kämpfte, aber er wußte nur zu gut, daß es mit seiner Macht im Grund nicht viel auf sich hatte. Nie waren ja die Könige des Nordens unumschränkt herrschende Götter gewesen wie die des Südens. Selbst der atlantische Hochkönig hing weithin vom Volksthing ab, das ihn und seine Taten bestätigen mußte. Eine starke Persönlichkeit wie Gorgone setzte sich natürlich immer durch, aber Gorgone würde auch niemals daran denken, die Liebe seiner Krieger aufs Spiel zu setzen, indem er die Bewohner eroberter Länder schützte.

Hyllos zog sich mehr und mehr von den Seinen zurück. Abendliches Beisammensitzen beim Feuer gab es nicht mehr. Er pflegte, wenn sie rasteten, allein abseits zu gehen und seinen Gedanken nachzuhängen. Man warnte ihn: Das Gesindel

hier sei nicht so friedlich, wie es tue. Aber es geschah ihm nichts. Einmal nur flogen Steine hinter einer halbzerbrochenen Mauer hervor. Als er sich umwandte, sah er ein paar hohläugige Kindergesichter übers Gemäuer spähen. Dann trappelten eilige Füße davon, die Kinder verschwanden spurlos – wie Ratten in ihre Löcher, mußte er denken.

Wieder waren sie an jenen Bergen vorübergezogen, hinter denen sich das stille Heiligtum mit seinem Orakel verbarg. Hyllos spürte diesmal keine Lust, es aufzusuchen. Vielleicht bestand es auch gar nicht mehr, wer konnte das wissen?

Sie näherten sich dem Golf von Korinth und der Landenge, über die sie den Peloponnes erreichen würden. Jetzt brauchte man sich nicht mehr vor Athenais Macht zu fürchten.

Hyllos hatte erfahren, daß große Meereswogen das Land Attica weithin verwüstet hatten, so daß die Bevölkerung sehr zusammengeschrumpft und gänzlich verarmt sei. Die großen Mauern der Burg hätten nur teilweise dem Erdbeben widerstanden, die einzige Quelle dort sei verschüttet. Und das Erstaunlichste: Das Heer der Athenaiäer, das Melanthos nach Hyllos' Abzug aufgeboden und ihm nach ins Bergland geführt hatte, sei bei jenem Beben bis auf wenige Mann umgekommen. Die Erde habe sich geöffnet und das ganze Heer samt Streitwagen und Pferden verschlungen.

So kamen sie ans Meer. Man erkannte wohl, daß das Land hier überschwemmt gewesen war, es sah übel aus, nur hier und dort lebten in Grotten noch Menschen, denn das Ufer war felsig und klippenreich. Das Meer hatte sich wieder zurückgezogen, der Golf lag ruhig, und da auch das Wetter sich endlich besserte, ließ Hyllos nicht weit vom Strand das Heerlager aufschlagen, denn vor allem die Pferde und auch die Frauen und Kinder bedurften einer längeren Rast, ehe man die Landbrücke von Korinth überschritt.

Er selbst ging zum Wasser hinab, um allein zu sein. Er folgte dem Klippenpfad und erreichte eine Steintreppe. Dort unten fand er eine Quelle. Sie kam geradewegs aus dem Fels, das Wasser sammelte sich in dem tiefen Becken, das die Natur selber hier gebildet hatte.

Es war ein Tag ohne Regen. Hinter dem zarten Dunst, der über dem Golf lag, stand die rötliche Sonne, dort war auch der Himmel rosig gefärbt wie so oft jetzt, über den Hängen aber stand sogar ein schüchternes Blau, das erste, das er seit dem Tage des Unheils gesehen hatte. Das Wasser des Golfs, auf den er wie durch ein Tor hinausblicken konnte, wogte violettblau zwischen die Felsen herein. Zum ersten Mal hatte die Welt ihr eintöniges Grau verloren.

Es war ganz still hier, die Quelle plätscherte leise. Er ließ sich neben ihr auf einen Stein nieder. Was für ein schöner Ort, dachte er. Es ist, als wäre ich schon einmal hier gewesen. Wann nur? Wann?

Zu seiner Linken wölbte sich ein Hang empor, das Gras wuchs spärlich. Dennoch grasten dort oben – er sah es mit Verwunderung – ein paar Ziegen. Ein Knabe saß da, einen großen Hut auf dem Kopf, und schnitzte mit einem Messer an irgend etwas herum. Er bemerkte Hyllos nicht und summte vor sich hin.

Der Friede, das ist er, dachte Hyllos. Und dann: Jetzt weiß ich es: Das Lied, das Ajax gesungen hat – damals in der Halle – vor langer Zeit. Das Lied von der Schönheit des südlichen Landes. Felsen am purpurnen Meer, die rieselnde Quelle, die Ziegen am Hang . . . Ja, das war es. Sogar die weißen Dörfer standen dort übereinander gebaut wie Steinwerk vor dem blauen Himmel, in dem unirdischen Licht dieses Tages rosig weiß leuchtend. Er erkannte alles wieder. Er hatte das Bild so lange in sich getragen. Odysseus' Heimkehr . . . Augenblicke lang fragte er sich: Bin ich wirklich und wahrhaftig doch heimgekommen – durch all das Grauen, all die Mühsal doch heim in das Land meiner Träume?

Wie ging es noch, das Lied? Richtig, die Frauen mit dem Schritt von Königinnen fehlen noch und der rote Wein. . . Wie er das dachte und aufschaute, erschrak er bis ins Herz: Oben an der Treppe stand eine Frau, ein Mädchen wohl, jung, aber hochgewachsen, im dunklen, langen Gewand. Das Haar bildete eine flache Krone auf ihrem Haupt, darauf trug sie ein schön geformtes Gefäß, das sie, den Arm erho-

ben, mit der Hand stützte. Sie stand zögernd und blickte scheu aus großen, dunklen Augen herab auf den fremden Mann, der zu ihr emporsah. Aber als er sie lächelnd mit einer Handbewegung einlud, herunterzukommen, lächelte auch sie, stieg die Stufen herab, beugte sich zu der Quelle nieder und hielt den Krug unter das Rinnsal.

Es dauerte eine Weile, bis das dünne Getropfe das Gefäß gefüllt hatte. Das Mädchen stand still und sah Hyllos nicht an, und auch er rührte sich nicht. Auf einmal begann der Knabe am Hang auf der Flöte zu blasen, an der er geschnitzt hatte, nur ein paar Töne, immer wieder dieselben. Dann aber war der Krug gefüllt, das Mädchen nahm ihn auf, jetzt wandte sie sich zu Hyllos, lächelte wieder, verneigte sich leicht vor ihm und sagte ein paar Worte, die ein Segensspruch sein mochten. Dann stieg sie mit dem Schritt einer Königin die Stufen empor und entschwand um die Felsenecke.

Wie Hyllos ihr nachblickte und den Flötentönen lauschte, durchzuckte ihn ein rasender Schmerz. Er überfiel ihn wie mit Raubtierkrallen und schüttelte ihn. Jetzt wußte er ja wieder, daß dies alles nur Trug und Schein war, das Bild von etwas, das hätte sein können und nicht mehr war. Die Dörfer am Hang waren nicht weiß und belebt, sondern zerstörte Ruinen, in denen Tote verwesten. Die Sonne würde wieder hinter Regenwolken kriechen, auf das göttliche Mädchen, auf den Knaben dort wie auf die Ziegen lauerte der gewaltsame Tod durch seine eigenen Leute. Er war nicht Odysseus, nicht heimgekehrt, nichts als ein Fremder, dem Flüche und Steinwürfe folgten. Nicht als ein Schützer und Helfer, sondern als ein zerstörender Eroberer zog er ein in seines Vaters Land, das anders, ganz anders war, als er es sich erträumt hatte. Die Verzauberung war zu Ende. Wer hatte ihn hierher geführt? Ein Gott doch nicht?

Ach, wollte doch der Knabe dort aufhören zu blasen und einen Frieden zu verkünden, den es in Wahrheit nicht gab! Er legte den Kopf in die Hände und weinte zum ersten Mal bitterlich um seinen zerbrochenen Traum, den einzigen, den er je gehabt hatte und der ihm genommen war.

Später wischte er sich die Tränen ab, stand auf und stieg über den Hang zu dem Knaben empor, der ihm erstaunt entgegen sah. »Führe deine Ziegen tiefer hinab, damit die Fremden sie nicht sehen und sie dir nicht rauben«, sagte er leise zu ihm. Er wußte aber nicht, ob das Kind ihn verstanden hatte.

Als er über die Felsen hinaufkam, sah er Jole ihm entgegenlaufen. Sie umschlang ihn. »Ich habe dich gesucht, du warst so lange fort«, sagte sie. Und dann: »Ach, du bist traurig. Was ist geschehen?«

Eine Göttin hat mich besucht und mir gezeigt, daß ich ein Heimatloser bin, hier und überall in der Welt – nein, das konnte er nicht sagen.

»Laß es gut sein«, murmelte er nur.

»All die Zerstörung, nicht wahr?« fragte sie sanft. »Und unsere dummen Unholde, die dich nicht begreifen? Warte noch ein wenig. Wenn wir erst jenseits der Landenge sein werden, wird sich alles bessern.«

9. Der Zweikampf

Aber es wurde nicht besser, sondern schlechter. Unbehelligt zogen sie über die Landenge, die den Peloponnes mit dem Festland verband. Korinth zu nehmen, lohnte sich nicht, erklärten die vorausgesandten Späher. Es sei nichts als ein Trümmerhaufen, bereits ausgeplündert von den Räuberscharen, die sich hier und dort gebildet hatten.

Ihr erstes Ziel mußte Mykenai sein, das, wie man hörte, noch einige Verteidiger barg. Auf der oftmals durch Steinschlag verbauten Höhenstraße bewegte der Zug sich langsam vorwärts. Es regnete wieder.

Am Weg lagen kleine Ortschaften, von denen noch etliche, wenn auch spärlich, bewohnt waren. Noch einmal nahm Hyllos den Kampf gegen die Plünder- und Mordwut seiner Krieger auf, die nun wieder heftig ausbrach. Hier schien es ihm doppelt nötig, hier in dem Land, das ja trotz Zerstörung und Todesgeruch ihrer aller neue Heimat werden sollte. In

dem sich die Männer aus dem Norden mit den Überlebenden des großen Unheils in den Boden teilen, mit ihnen nachbarlich leben mußten. Doch bis dahin war es noch weit, er sah es.

Er machte sein Wort wahr und ließ einige der wildesten Plünderer greifen und binden. Und da geschah es, daß bei der Rast nicht weit von Mykenai eine kleine Abteilung der jüngsten Krieger zu ihm ins Zelt kam. Sie fielen, was sie noch nie getan hatten, vor ihm auf die Knie. Mit tränenerstickter Stimme sagte der Sprecher: »Wir kommen, um dich zu bitten. Du hast deine Liebe von uns abgewandt und sie unwürdigem Bettelvolk zugewendet. Du willst, daß es lebe, und daß wir verhungern. Wir sind ausgezogen mit dir aus der Heimat, die nun die Wogen verschlungen haben, voller Vertrauen auf dich, unseren König. Wir sind mit dir gegangen in dieses Land, das dein Erbe ist, das wir für dich erobern, Krieger, die wir sind und sein müssen in der feindlichen Fremde. Und du verbietest uns nach Kriegebrauch zu verfahren. Bist du nun unser König oder der dieses Gesindels?«

Tief erschüttert und ebenfalls mit belegter Stimme antwortete ihnen Hyllös: »Ich habe euch meine Liebe nicht entzogen, wie könnt ihr das denken, ihr, meine Gefährten dieser langen und schweren Fahrt? Aber begreift doch: Es ist nicht feindliches Gesindel, dem ihr das Letzte nehmt, das ihr wie lästiges Gewürm zertretet. Es sind Menschen aus dem Land meines Vaters, arm wie wir selber durch das Unheil, das über uns alle gekommen ist. . .«

Der Sprecher war aufgestanden, er streckte die Arme aus. »Herr, du siehst doch: Uns hat Poseidon beschützt und dein Königsheil. Sie aber schützte keiner, weil sie dessen nicht wert waren. Sieh sie doch an, höre ihre heimlich gemurmelten Zauberflüche. Sieh sie hinter den Büschen lauern! Ist es nicht besser, sie zu vernichten, ehe sie uns heimtückisch die Dolche in den Rücken stoßen? Haben wir nicht ehrlich versucht, nach deinem Wort zu tun und friedlich mit diesen Halbtieren, die sich von Leichen nähren, zu verhandeln? Was war die Folge? Noch gestern wurden zwei von uns in einer

jener Hütten ermordet. Und du legst, die sich wehren wollten, in Fesseln.«

Hyllos seufzte schwer. »Geht hin«, sagte er müde. »Versucht mir zuliebe, nicht allzu schlimm zu hausen. Seid selbst keine Halbtiere, dann wird meine Liebe euch bleiben. Geht.«

Er ließ die Bande der in Haft Genommenen lösen und warnte sie nur mit ernstesten Worten. Aber er wußte, daß es nichts fruchten würde.

Die Vorhut, Doros und Oloros mit einer kleinen Schar, kam lachend von Mykenai, dessen riesige Mauern eben am Horizont auftauchten, zurück. »Du brauchst dir nicht die Mühe zu machen, diesen Steinhaufen zu ersteigen, Hyllos. Ganze vier Verteidiger fanden wir in den geborstenen Mauern. Sie sind jetzt tot. Aus einem Haus am Hang flogen Pfeile. Wir drangen ein und machten auch dort reinen Tisch. Leider verloren wir dabei einen Gefährten. Wir begruben ihn in den Ruinen, ein schöner Grabhügel ragt jetzt aus dem Steingewirr, unsere Thraker schwangen die Fackeln über ihn.«

Das stolze Mykenai, dachte Hyllos. Dort war sein Vater aufgewachsen, Jolaos hatte es ihm erzählt. Stadt des Agamemnon, Burg der Helden und Könige. Und nun?

Gegen Argos und Tiryns zu ziehen, war ebenso sinnlos. Sein Ziel mußte Arkadien sein, das Geburtsland seines Vaters. Er dachte jetzt oft an ihn, den Niegekannten, während er durch das Land zog, um das der Held gekämpft und das ihn getötet hatte. Damals mochte es hier allerdings anders ausgesehen haben als heute. Gab es in Arkadien wirklich noch die guten Felder, von denen er durch Jolaos wußte, Boden für Siedler? Er ließ das Heer die Straße nach Westen einschlagen.

Gebirge ragten auch hier auf, steile Hänge. Und in einem engen Paßtal geschah dann, was sie alle nach ihren bisherigen Erfahrungen nicht mehr für möglich gehalten hätten.

Sorglos zogen sie dahin, Hyllos diesmal mit Doros und Pamphilios an der Spitze. Die Späher, die sonst voranliefen, hatten sich wohl zur Seite gestohlen, um ohne Aufsehen zu plündern, sonst hätte kaum geschehen können, was jetzt geschah.

Ein Felsbrocken versperrte die Straße samt einem Durcheinander von Stämmen. »Da müssen wir uns wieder einmal ans Räumen machen«, sagte Doros eben.

In diesem Augenblick kam ein Hornruf. Er klang wie das Blöken eines Schafs, und für Augenblicke dachten die Dahinreitenden nur an Tiere und nicht an Menschen. Dann aber tauchte es blitzartig hinter den stachligen Stämmen auf: Helme, Speere, Pfeile, die auf gespannten Bogensehnen steckten. »Halt«, rief eine laute Stimme.

Sie hielten, gänzlich überrumpelt.

Oben auf dem Felsklotz stand ein Mann, hoch und schlank. Er war in einen Plattenpanzer gekleidet, trug Beinschienen, einen kleinen Schild und einen Speer. Über dem schmalen, graublassen Gesicht thronte der Eberzahnhelm der Achaier. Das Schildzeichen war ein geringelter Drache. »Halt«, rief er nochmals.

»Gott Ares persönlich«, murmelte Pamphilos an Hyllos' Seite. Doros biß hart die Zähne zusammen. »Die haben uns in der Falle, scheint mir.« Rechts und links der Straße ragten die Felswände steil auf, hinter ihnen rauschte ein Bergbach, den sie nur auf schmaler Brücke, Wagen für Wagen, hatten überqueren können.

Hyllos sah ruhig empor. Der Mann dort oben streckte den Arm mit dem Speer aus. »Hört mich, ihr, die ihr da heranzieht, übermütig, furchtlos vor Hochmut. Hier ist eure Grenze aufgerichtet. Hier gebiete ich euch Halt, Eindringlinge ihr, Landräuber, Verderber des Friedens.«

Hinter Hyllos wurde ein Bogen gespannt. Er hörte es und hob abwehrend die Hand. »Laßt ihn sprechen«, rief er laut. Oloros kam an seine Seite galoppiert, den Speer erhoben. Auch ihm gebot er mit einer schnellen Bewegung, zurückzubleiben. Doros zischte Oloros zu: »Narren, seht ihr nicht, daß wir in ihren Händen sind?«

»Noch nicht ganz, glaube ich«, gab Oloros zornig zurück. »Laßt ihn reden«, wiederholte Hyllos.

»Zu dir spreche ich, König Hyllos, der du aus dem großen Reiche des Atlas am Ende der Welt gekommen bist, uns das

Land zu nehmen, das uns rechtens gehört.« Der Mann auf dem Felsen sah Hyllos an. Er mochte ihn an dem Hörnerhelm mit dem Kronreif erkannt haben, den er als einziger trug. »Ich bin Echemenos, der König von Tegea. Ich stehe hier nicht nur für meine Heimat Arkadien, sondern ebenso für Argos, Laconia, Messenien, für Elis, Achaia und Megara. Aus all diesen Ländern haben sich Männer unter meinem Schildzeichen gesammelt, um euch Halt zu gebieten und euren Übermut zu strafen. Wir sind bereit, zu kämpfen.«

Doros sagte leise: »Sie könnten uns hier abschießen wie die Vögel auf der Stange. Daß sie es nicht tun, zeigt, daß es ihnen auf Verhandlungen ankommt und nicht auf Kampf.«

Und Dymas, der dicht hinter ihm hielt, fügte hinzu: »Wohlweislich. Man kann schwer zählen, was so hinter den Felsentrümmern steckt. Es wird nicht viel sein.«

Oloros bekräftigte das mit einem Fluch. Echemenos von Tegea aber begann wieder: »Meine Männer haben die Bogen gespannt, du siehst es. Sie verstehen zu treffen. Wir könnten eurer hier in diesem Engpaß leicht Herr werden. Doch wir meinen, daß das tapferer Männer unwürdig sei. Wir wollen den ehrlichen Kampf im offenen Feld.«

Hyllos blickte noch immer schweigend in die Höhe. Er wußte ganz genau, nicht Gott Ares war es, der ihm hier Halt gebot, sondern das Schicksal selbst. »Du wirst dein Ziel finden.« Er wußte, daß er mit diesem blassen Mann dort kämpfen würde auf Leben und Tod. Jetzt war es endlich soweit. Plötzlich warf er den Kopf in den Nacken. »Es ist gut«, rief er klingend. »Ich danke dir, König von Tegea. Weise uns den Weg in das offene Feld, von dem du sprachst. Wir werden Zelte aufschlagen, und du wirst dasselbe tun. Dann sollen unter dem weißen Schild die Bedingungen des Kampfes ausgehandelt werden. Bist du einverstanden?«

»Ich bin es. Du hast mein Wort, König Hyllos.« Der Mann mit dem Eberzahnhelm verschwand von dem Felsen.

Jole, die bei ihrem Kinde auf einem der Wagen gesessen hatte, drängte sich durch die unruhige Schar der Krieger und kam an Hyllos' Seite. Sie sah zu ihm auf: »Hyllos!«

Er lächelte ihr zu. »Eine Überraschung. Also gibt es doch noch Männer in diesem Land.« Ein Knecht brachte ein Pferd für Jole. »Sitz auf«, sagte Hyllos zu ihr. Er drehte sich um. »Bleibt zurück und haltet euch ruhig. Die Straßensperre muß entfernt werden. Wer mithelfen kann, greife zu.«

Jole saß schon im Sattel. »Du willst kämpfen? Mit ihm?«

»Ja, er und ich werden kämpfen.«

»Nur ihr beide? Du willst ihm den Zweikampf anbieten?«

»Wenn er darauf eingeht, ja. – Ich denke«, fügte er leise hinzu, »es wird ihm darauf ankommen, Menschen zu sparen, ebenso wie mir.«

Jole schwieg. Dann sagte sie, ohne ihn anzublicken: »Ich weiß, daß du stark und geübt bist, niemand weiß das besser als ich.« Hyllos hatte oft seine Übungskämpfe mit Jole ausgefochten. »Du wirst siegen.«

»Vielleicht«, sagte Hyllos. Dann hob er die Stimme. »Noch weitere Helfer? Vorwärts. Der Hebebaum muß angesetzt werden. Dieser Block wird nicht leicht zu bewegen sein.« Die Hindernisse wurden entfernt, sie ritten durch den Engpaß. Vor ihnen her galoppierten Reiter, die Männer, die die Sperre gehalten hatten. Viele von ihnen waren auch noch rechts und links vom Heer der Nordleute, als das weite Tal sich öffnete. Man war auf der Hut, aber die Leute des Königs von Tegea griffen nicht an.

Dann sah man ihre Zelte. Sie standen auf dem öden, sumpfigen Feld am Rand eines Baches. Hyllos ließ sein Lager auf der anderen Talseite aufschlagen.

In dieser Nacht träumte Hyllos von der Heimat. Er sah das wogende Meer, aus dem ein paar rote, weiße und schwarze Felsen ragten. Die Wellen schäumten an ihnen empor. Er fuhr in einem Schiff. Er suchte die Heilige Insel und fand sie nicht. Der Himmel war dunkel wie das Meer. Jemand sagte: »Das Licht ist gestorben.« Er fühlte eine tödliche Traurigkeit und hörte sich selber sagen: »Der Gott ist gestorben. Ich werde ihn niemals sehen.« Da aber sprach dicht an seinem Ohr eine frische, junge Stimme: »Er lebt. Er wird wiederkommen, ich weiß es, und sein aus den Wogen getauchtes

Heiligtum segnen. « Gleichzeitig sah Hyllos für Augenblicke ein gebräuntes, doch helles Männergesicht über sich geneigt, es lächelte mit heiteren, mutigen Augen und erinnerte ihn sehr an das Joles, obwohl es keiner Frau gehörte. Von fern klang es wie Musik, Gebionas Stimme, die sang: »Einer wird zurückkehren, einer, einer aus deinem Stamm, aus deinem Erbe. Dein Bild wird ihn führen. Neu wird alles werden, aus Tod wird Leben wachsen.« Und er sah ein sonnenüberleuchtetes Kornfeld aus dem Wasser steigen. Dann aber sprach wieder die frische Stimme. Sie rief: »Wach auf, wach doch auf, Hyllos«, und jetzt war es wirklich Joles Gesicht, das sich im ersten blassen Morgenlicht über ihn beugte: »Du hast im Schlaf geweint. . .«

Er wischte sich rasch und beschämt die Tränen aus den Augen. »Dann will ich jetzt lachen. Schau nicht so bang drein, mein Lieb, es war ein guter Traum, trotz allem.« Dann stand er auf und reckte sich. »Heute am Tage wirst du mich jedenfalls nicht weinen sehen. Heute will ich kämpfen.«

Die Könige kamen genau in der Mitte zwischen den beiden Lagern zusammen. Bei Hyllos waren Doros, Dymas und Jole, die wie ein Krieger gekleidet war und auch wie die anderen Atlanter die Pferdehaarkrone des Gottes trug. Nur Oloros hatte die thrakische Fuchspelzmütze über die Ohren gezogen.

Auf den Köpfen der Gegner saßen die bronzenen Achaierhelme mit dem Eberzahn über der Stirn. Echemenos von Tegea hatte vier Gefährten mitgebracht, er stand drei Schritte vor ihnen.

Er war jung, wenn auch um einiges älter als Hyllos, groß, sehr mager, das blasse, lange Gesicht mit den strengen Augen war von Entbehrungen geprägt. Auch seine Krieger sahen nicht gerade wohlgenährt aus, hielten sich aber gut.

Vor beiden Lagern waren die Heere aufgestellt, Krieger zu Fuß, Reiter und die geringe Zahl der Streitwagen. Sie hielten sich sichtlich so ungefähr die Waage. Die Atlanter hatten mehr Reiter und bessere Pferde, aber weniger Streitwagen. Ihre Zahl mochte etwas größer und sie mochten besser im

Stand sein als die Gegner. Doros pffiff vor sich hin. Er schätzte die Kampfkraft dieser vom Hunger gezeichneten Schar nicht hoch ein. Ehe sie aufs Feld hinausgingen, hatte er zu Hyllos gesagt: »Es lohnt nicht, daß du ihm den Zweikampf anbietest. Ich müßte lachen, wenn wir mit denen nicht fertig würden, rüddige Hunde wie alle anderen in diesem Land.«

Auch Hyllos trat drei Schritt vor. Er und der König von Tegea standen einander dicht gegenüber. Sie grüßten, und Hyllos begann: »Wir sind hier zusammengekommen, um über den Kampf zu reden. Aber zuvor will ich dir, König, ein paar Worte sagen.« Er bemühte sich deutlich und so zu sprechen, daß der andere ihn verstehen konnte. »Du hast mich Eindringling und Landräuber genannt. Ich stehe hier mit dem Recht des Erben. Dies Land ist meinem Ahn Herakles zugesprochen worden unter Recht und Gesetz. Es wurde ihm entrissen, dem heimtückisch Gemordeten. Meinem Vater, aus seinem Samen entsprossen, ward das Erbe vorenthalten, und als er darum kämpfte, verlor er das Leben. Nun bin ich gekommen, der Sohn, um es zu fordern. Mit Recht zog ich hier ein. Und dir sage ich: Willst du mir dein Schwert geben zum Zeichen deiner Unterwerfung und mich als Oberherrn der gesamten Reiche des Peloponnes anerkennen, so werde ich dich in deiner Würde belassen, es wird dann keinen Kampf geben zwischen uns, und wir wollen einen guten Frieden halten. Willst du das tun?«

Der König von Tegea schüttelte langsam den Kopf. Sein Blick musterte aufmerksam Hyllos' Gesicht und Gestalt. Hyllos spürte, daß er sich über die Jugend seines Gegners wunderte. Jetzt sprach er es auch aus. »Du bist noch sehr jung, Hyllos, Sohn des Herakleitos. Vielleicht glaubst du selbst an das, was du sprichst. An dein Recht auf dieses Land von deinem Ahn Herakles her. Ich aber sage dir, was dir hierzuland jedes Kind erzählen kann: Ein solches Recht hat es nie gegeben. Dein Vater stammte aus einer Nebenehe des Königs Kleodaios von Elis. Seine Mutter gebar ihn, verstoßen, in Arkadien. Ob sie wirklich eine Nachfahrin des berühmten

Helden war, wer will das genau sagen? Und wenn sie es war – bei uns gibt es kein Erbrecht über die mütterliche Seite wie bei euch. Dein Vater versuchte zweimal in diesem Lande die Herrschaft zu erringen. Beim ersten Mal mußte er fliehen, er durchzog die Welt und zeugte dich auf der Pfahlinsel unter dem Nordstern. Dann kam er zurück und fiel in der Schlacht, hier in diesem Tal.«

Hyllos hatte das nicht gewußt. »Hier?« fragte er unwillkürlich.

»Hier«, bestätigte der andere gewichtig. »Hier war das Schlachtfeld. Hier streckte ihn das Schwert des Königs von Mykenai nieder.«

Hyllos preßte die Lippen zusammen. Sein Gesicht war so grau geworden wie das des anderen. Also hat Ajax gelogen, dachte er matt, als er von der Feigheit des Königs Orestes sprach, gelogen, um mir zu gefallen und Ringe zu erhalten. Gelogen in allem. Niemand wartet auf Herakleitos' Sohn. Habe ich diesem Ajax je wirklich geglaubt? Wollte ich ihm nur glauben? Dieser hier spricht die Wahrheit, der ernste Blick lügt nicht.

»Du wußtest es nicht?« fragte Echemenos von Tegea.

»Nein, ich wußte es nicht.«

Sie waren einander jetzt ganz nahe. Nicht nur körperlich. Die Schranke der Gegnerschaft und der Feierlichkeit war gefallen, zwei Menschen, die einander begriffen, standen sich Aug in Auge gegenüber.

»So bist du als Opfer eines Irrtums hierhergekommen, der du an dein Recht glaubtest. Gib es auf und verlasse dieses Land. Dann und nur dann wird hier wahrhaft Friede sein.«

»Du meinst?« Hyllos hatte sich gefaßt. Er sprach leise und gelassen.

»Ich sage dir, was ist: Du, der du hofftest, in dein Eigenes zu kommen, kamst in Wahrheit als Fremder ins Fremde. Du kommst als Zerstörer und Verderber.«

»Nein«, Hyllos fuhr auf. »Du irrst. Dies Land hat gelitten unter dem Zorn der Götter wie alle Länder der Welt und vielleicht noch mehr als die anderen. Ich habe es nicht zerstört,

ich komme als Helfer. Aufbauen will ich, pflügen, säen, ernten wollen meine Leute. . .«

»Sie wollen den unseren das Letzte nehmen, das ist, was sie wollen.« Der Glanz der grauen Augen wurde hart. »Betrüge dich nicht. Ich würde dir nicht entgegentreten, wenn es nicht so wäre. Ich sage dir, dies Land erträgt euch nicht, euch, die ihr ihm zusätzliches Elend bringt zu allem, was ihm widerfuhr. Fremdes Kriegsvolk trägt immer Leid, Not und Tod herein, mag sein Führer es auch anders wollen. Sieh zurück auf deine Spur, die du hinter dir läßt, König der Atlanter: erkaltende Leichen, wo schon zuvor Tote lagen. Bitterste Armut, wo bereits zuvor das Elend hauste, Brände über Brandschutt, das war euer Weg, das sinnt ihr all den Ländern an, die ihr noch durchziehen wollt. Kannst du es leugnen? Welche Macht hast du über die Deinen? Fremde sind und bleiben sie, und für ein Land, das so daniederliegt wie dieses, ist Fremdherrschaft der Tod. Willst du abziehen?«

Hyllos hörte hinter sich Doros' leises höhnisches Auflachen, Dymas' Brummen, Oloros' Fluch. Nur Jole schwieg.

»Nein«, sagte er still und abschließend.

»So werden wir um dies Land kämpfen müssen.«

»Ja. Ich biete dir, König von Tegea, den Zweikampf an im Angesicht beider Heere um den Besitz dieses Landes. Bist du einverstanden?«

»Ich bin es. Wenn ich falle, ist dies Land dein, und ich muß es dann deiner Gnade empfehlen.« Echemenos sagte das so eindringlich, daß es Hyllos rührte.

»Ich werde tun, was ich irgend kann. Du hast mein Wort. Wenn *ich* falle, werden die Meinen abziehen.«

Dymas sprach plötzlich mit einiger Heftigkeit und geballten Fäusten: »Aber wir werden wiederkommen. Ihr Könige, das muß in die Bedingungen aufgenommen werden. Die Wiederverkehr muß uns erlaubt sein.« Doros und die anderen murmelten Beifall.

Hyllos sah Echemenos an.

Der zögerte und dachte nach. »Wenn wir uns erholt haben werden – in hundert Jahren. . .«

»Fünfzig Jahre«, rief Doros. »Ich will die Wiederkehr erleben.«

Dymas und Oloros lachten.

Echemenos hatte sich zu den Seinen umgewandt. Sie besprachen sich. Dann drehte sich der König wieder zu Hyllos um:

»Fünfzig Jahre.«

»Es ist gut. Schwört also, Jole, Doros, Oloros, Dymas.« Hyllos zog sein Schwert, es war die scharftige Klinge, die daheim so lange über seinem Bett gehangen hatte.

Sie schworen nach der Reihe, die Finger auf die Klinge legend. Oloros sagte zwar: »Mich geht das nichts an. Ich bin kein Heraklide.« Aber er schwor dann doch.

»Ein Zweikampf mit Schwertern?« fragte Echemenos.

»Mit Schwertern.«

»Wenn die Sonne zwischen jenen Bergspitzen steht?«

»Falls irgend jemand die Sonne sehen kann, ja«, antwortete Dymas für Hyllos, und wieder klang einiges Gelächter – auch von der anderen Seite – auf.

»Sie kommt.« Hyllos blickte empor. Wirklich durchdrang jetzt etwas Helle den Schleier der nebeligen Luft.

»Ihr werdet meine Hörner hören, wenn es Zeit ist«, sagte Echemenos. Er und Hyllos legten grüßend ihre Schwerter quer übereinander. Das des Königs von Tegea war so scharftig wie jenes, das Hyllos' Vater gehört hatte.

In der Mitte des Feldes wurde das Rund für den Zweikampf abgesteckt. Das Heilige Feuer vom längst erloschenen Herd auf der Königsinsel, das man durch alles Ungemach hindurch gerettet hatte, brannte jetzt in Hyllos' Zelt. Mit einem Brand dieses Feuers wurde der Kampfplatz geweiht.

Doros war bei Hyllos. »Du wirst mit diesem dünnen Vielredner leicht fertig werden, leicht«, sagte er. »Du bist kräftiger als er und auch gewandter, das ist zu sehen. Und dann – das eiserne Schwert. Du hast es noch nie gebraucht, darüber habe ich mich schon lange gewundert.« Er sah Hyllos fragend an.

»Es liegt dort in der Truhe.«

»Und jetzt zu diesem Kampf wirst du's nehmen?«

Hyllos trat zu der Truhe. Wo er auch hauste, im Zelt, in der Höhle, in irgendeiner Hausruine, immer hatte die Truhe nicht weit von seinem Lager gestanden. Er holte das Schwert hervor und wickelte es aus seinen Hüllen; sie waren fettgetränkt – noch immer – und der Stahl so blank, wie er ihn aus den Händen des Schmieds empfangen hatte.

Vorsichtig und ehrfurchtsvoll fuhr Doros' Finger die Blutrinne entlang. »Eine wunderbare Waffe. Unbesiegbar. So hat doch der Schmied gesagt?« Er dämpfte seine Stimme. »Es heißt, er habe einen Waffensegen darüber gesprochen, stimmt das?«

Hyllos antwortete ebenso leise: »Er hat gesagt, wenn ich einmal siegen wolle – um jeden Preis, mit diesem Schwert werde ich siegen. . . « Er hielt inne. »Um jeden Preis«, fügte er dann fast tonlos hinzu.

»Dann brauchen wir heute gar keine Sorge zu haben.« Doros verabschiedete sich lachend, er schlug dem Vetter aufmunternd auf die Schulter.

Hyllos schloß den Zeltvorhang. Das Schwert lag auf dem Feldtisch. »Sie begreifen es nicht«, sagte er laut, »und werden es nie begreifen«. Und nach einer Weile: ». . . ein Fremder, den das Land nicht erträgt. . . «

Er nahm das Schwert, legte es oben auf die Truhe und dazu das scharfe des Vaters. Es sah neben dem langen, harten, blinkenden Stahl recht erbärmlich aus.

Da kam Jole. Sie brachte eine Schale mit heißer Grütze. »Du mußt essen. Fleisch bekommst du auch noch. Und dann ruhen. Damit du stark bist, wenn das Horn bläst.«

Er setzte sich an den Tisch. »Stark«, wiederholte er leise vor sich hin. »Stark sein und bleiben. Werde ich es können?«

»Du wirst es«, sagte Jole.

Aber wie sie hinter ihm stand, war Besorgnis in ihren Augen. Sie sah, er aß nur ihr zuliebe, er mußte sich zwingen. Und schließlich ging es nicht mehr. Der Diener trug die halbe Rehkeule wieder hinaus.

Hyllos saß sinnend am Tisch. Da fiel Jole plötzlich neben ihm auf die Knie und legte die Arme auf seinen Schoß. »Hyllos,

mein Lieber, Geliebtester. Ich habe doch gelobt, dir immer nahe zu sein und dich zu schützen vor jeder Gefahr. Aber wie kann ich das denn jetzt tun, da du so allein kämpfen willst?« Sie hatte Tränen in den Augen.

Er strich ihr über die Haare. »Dein Geist, dein Verstehen wird bei mir sein, wie immer.«

»Ach«, antwortete sie nur. Sie fuhr sich über die Augen, aber sie blieb knien. Nach einer Weile fragte sie: »Ist dir dieses Land so viel wert, und das Wort dieses Mannes so wichtig?«

»Ja«, antwortete er. Und dann: »Du weißt, was mein Name bedeutet. Poside hat es gesagt: Ein Zerstörer darf ich nicht sein.« Sie schwiegen. Später sagte er: »Willst du so gut sein und Dymas zu mir rufen lassen, Doros und – ja Pamphilios auch, denn er liebt mich. Und auch du sollst bleiben. Es gibt noch etwas zu besprechen.«

Die Gerufenen kamen. Hyllos sagte: »Ich will euch verpflichten, daß ihr, sollte ich fallen, streng nach den Worten des Vertrages handeln werdet.«

»Fallen!« rief Doros. »Mit diesem – diesem. . .«

»Still, Doros. Man muß an jede Möglichkeit denken, und alles muß für jeden Fall klar und in Ordnung sein.«

»Richtig«, sagte Dymas, der immer Besonnene.

Jole stand im Hintergrund des Zeltcs und preßte die Hände ineinander.

»Sollte ich fallen, so werdet ihr abziehen. Ich brauche euer Wort, daß ihr es tut.«

»Wir haben es schon gegeben.«

»Ich will es noch einmal haben. Pamphilios, ich rechne darauf, daß du auf Oloros einwirkst. Es wird am besten sein, wenn ihr Brygierkrieger in eure Heimat zurückkehrt.«

»Ich nicht«, sagte Pamphilios, die braunen Augen fest auf Hyllos geheftet. »Mein Schicksal ist mit dem euren auf Gedeih und Verderb verbunden. Aber Oloros wird gehen, denke ich.«

»Gut, Pamphilios. Du und Doros, ihr werdet euch Jole unterstellen und sie und meinen Sohn behüten, als wäre ich's selber. Ihr werdet zunächst wieder nach Norden ziehen. Ich

denke, die Leute hier werden so froh sein, euch los zu werden, daß sie euch jede Hilfe gewähren. Vielleicht gibt es eines Tages sogar Schiffsraum für euch. Dann segelt zu den Inseln Korkyra, Kephalenia oder gar Kreta. Man hört, dort gäbe es fast keine Bewohner mehr. Ein tüchtiges Volk könne dort dem Boden mehr abringen als hier, wo weithin der felsige Grund von Erde entblößt ist und kaum noch die ernähren kann, die in diesem Land übrigblieben. In fünfzig Jahren kann sich das bessern. Dann, wenn eure Söhne noch wollen, können sie zurückkehren. Hütet den meinen, Kleodaios, bis er alt genug sein wird, euer König zu sein. Er wird euch führen, wenn die Zeit gekommen ist.«

»Du sprichst, als nähmest du als sicher an, du werdest sterben«, sagte Dymas beunruhigt.

»Man muß für jeden Fall Vorsorge treffen«, wiederholte Hyllos. »Jetzt laß mich allein.«

»Du mußt ruhen«, sagte Jole im Hinausgehen.

»Ja, ich werde ruhen.«

Dann stand Hyllos allein vor den beiden Schwertern auf der Truhe. Er sah sie lange an, ging auf und ab und ballte die Fäuste. Er kämpfte einen Kampf ganz für sich allein, der schwerer war als der, den er später draußen zu bestehen haben würde. Endlich ging er wieder zu der Truhe, nahm das schartige Bronzeschwert und steckte es in die kostbare Scheide, die an seinem Gurt hing. Dann hüllte er das Eisenschwert wieder in seine Lappen und öffnete den Deckel der Truhe.

Da hörte er hinter sich ein Geräusch und blickte sich um. In der Zeltöffnung stand Daidalos, der Schmied. »Was tust du, König?« fragte er mit harter Stimme.

»Du siehst es«, antwortete Hyllos, strich noch einmal sacht über das verhüllte Schwert und legte es in die Truhe.

Daidalos trat einen Schritt vor. »Hast du nicht begriffen, König, daß das goldene Weltalter vorüber ist, endgültig, mit seiner Bronze, seinem Glanz und auch mit seinen ritterlichen Gesten? Daß jetzt die Zeit der Nebelgötter angebrochen ist, die harte Zeit des Dunkels und der Kälte, in der das Eisen entscheidet?« Er starrte Hyllos feindselig an.

»Ich weiß es«, antwortete Hyllos. »Aber ich sage dir, es ist nicht meine Aufgabe, sie zu beginnen, die eiserne Zeit.«

»Dann weiß ich nicht, weshalb ich dir diene. Du brauchst mich nicht. Es wäre besser, ich ginge und suchte mir einen Herrn, der die Kunst, die ich vor allen und vor allem verstehe, zu würdigen weiß. Ich habe es wahrhaftig satt, weiches Gold und Silber zu hämmern.«

»Geh und tu, wie du willst. Aber bedenke: Sehr bald wird die Zeit kommen, da die Meinen dich brauchen werden, so brauchen, wie du es dir wünschst. Poside hat gesagt, das Eisenerz werde sich finden. Geh und bedenke dich, dein Weg steht dir frei. Und laß auch mich meinen Weg gehen, der mir gewiesen ist.«

Als sich der Vorhang hinter Daidalos geschlossen hatte, ließ Hyllos den Deckel der Truhe niederfallen. »Nein«, sagte er leise, »nein, ihr Schmiede, nicht um jeden Preis, nicht um jeden.«

Die Hörner riefen. Das Kampfrund war vorbereitet. Sand, es zu bestreuen, hatte man nicht finden können. Aber es hatte heute nicht geregnet, und der Boden war fest. Die Sonne war da. Sie stand über der Senke zwischen den beiden Bergen, die Echemenos von Tegea bezeichnet hatte, rot und rund im Dunst, der ganze Himmel über den Bergen schien rötlich durchleuchtet. Das Gras glänzte grüner als sonst, und die Gesichter der Männer, die ins Licht schauten, färbte der rote Schein.

Die Könige standen einander gegenüber, die Schwerter gezogen. Sie kreuzten sie zum Gruß. Hyllos trug nur das anliegende dünne Lederwams, das den Oberkörper fast wie eine zweite Haut umspannte. Auch Echemenos war in Leder, um nicht gegen Hyllos im Vorteil zu sein. Beide hatten Helme und Beinschienen. Hyllos' Schild, den Jole ihm gereicht hatte, ehe er den Kampfplatz betrat, war ganz rund und zeigte das Sonnenzeichen der Posidesöhne. Echemenos hielt den kleinen, aber unregelmäßig geformten Schild mit dem geringelten Drachen; er spiegelte das Licht.

Rings um das Kampffeld drängten sich die Krieger, die von

Tegea der Sonne zugewandt, die nicht blendete, die Nordmänner und die Thraker ihr den Rücken wendend. Die wenigen Frauen hielten sich im Hintergrund, ihre Kinder auf den Armen oder am Rockzipfel. Nur Jole stand dicht am Rande des Runds, die Sonnenkriegerkrone auf dem Kopf. Kleodaios war in der Hut der Frauen zurückgeblieben.

Nachdem die Könige einander begrüßt hatten, traten sie zurück. Die Hörner bliesen wieder.

Als Hyllos sein Schwert aus der Scheide gezogen hatte, stieß Doros einen zischenden Laut aus. Auch durch die dichte Menge der Atlanterkrieger lief es wie ein Murmeln. Dann aber wurde es ganz still. Der Kampf begann.

Man hörte nur das Klirren der Schwerter, die gegeneinander oder gegen die Schilde schlugen. Beide Kämpfer waren sich gewachsen, man sah es. Gleich groß, gleich gewandt, Hyllos vielleicht etwas biegsamer, Echemenos steifer, aber auch härter in seinen Bewegungen, beide besonnene, geschickte und sichtlich geübte Fechter.

Es wurde ein langer Kampf, bei dem keiner der beiden Gegner die Regeln je auch nur im geringsten verletzte. Manchmal sah es aus, als bekomme Hyllos' Gewandtheit das Übergewicht, einige Male drang er heftig auf Echemenos ein, doch der wußte sich stets im letzten Augenblick zu schützen. Sie umkreisten einander, sie sprangen vor und zurück, sie stießen zu, schlugen, wichen aus. . . Einmal streifte das Schwert des Königs von Tegea Hyllos' Schulter. Jole hielt den Atem an, aber dann stieß sie ihn heftig wieder aus: Die Klinge glitt an dem glatten Leder ab, es floß kein Blut.

Hyllos selbst war es, als kämpfte er in einem Traum. Das unirdische rote Licht, in dem er sich wie beim Übungskampf bewegte, schien ihn einzuhüllen in einen Kreis aus Unwirklichkeit und schwebender Fremdheit. Er war gänzlich ohne Furcht und ohne Erregung. Er wußte kaum, daß er focht. Er sah das Gesicht seines Gegners unter dem Eberzahn, rot wie alles andere, mit angespanntem Ausdruck, verkniiften Mund, eingefallenen Wangen, die ernsten Augen auf ihn gerichtet, wachsam, besonnen, kühl. . .

Einmal stieg wie von fern eine Erinnerung in ihm auf – sie kam aus großer Tiefe und durchglitt ihn, um wieder zu versinken: Bukos und er auf der Übungswiese der Knaben, der lächelnde Bukos, der dem kleinen hilflosen König den Sieg schenkte. . . Das war lange her. Ein Zweikampf mit Schwertern wie jetzt. . . Aber der ihn hier ansah, war nicht Bukos, und heute – heute war es Hyllos, der so groß und stark geworden war, daß er einen Sieg verschenken konnte. . .

Verschenken? Will ich das denn? O meines Vaters Land, mein zerbrochener Traum! Und dennoch. . .

Sie keuchten beide, denn allmählich mußten sie gegen die steigende Erschöpfung fast noch mehr ankämpfen als gegeneinander.

Seltsam, dachte Hyllos, er hat ein anderes Gesicht bekommen. Diese Augen. . . Wie Strahlen, die mich durchdringen, die Ergebung fordern, Hingabe, Niedersinken. . . Diese Augen. Ich kenne sie doch – Poside? Und das Licht, das auf dem Helm blitzt, die gewaltige goldene Helle. . .

Echemenos war vorgesprungen, er hatte Hyllos' Schwert abgewehrt, war einen Atemzug lang ohne Deckung gewesen, als das Schwert des Gegners wiederkam, konnte sich gerade noch herumwerfen, stieß zu und merkte mit fassungslosem Staunen, daß die Klinge tief in Leder und Fleisch drang. Hyllos hatte nicht abgewehrt, er hatte den Arm zur Seite geworfen, die Brust dargeboten – jetzt endlich entfiel das Schwert seiner Hand. Während Echemenos das seine wie im Schrecken zurückriß und ein Blutstrom aus der Wunde brach, stand Hyllos noch aufrecht, mit weit geöffneten Augen geradeaus blickend. Dann stürzte er zu Boden.

Mit einem Sprung war Jole bei ihm. Sie warf sich nieder, preßte beide Hände auf die Wunde, suchte sie zusammenzudrücken, das Blut zu hemmen. Sie blickte auf, sah in das Gesicht des Königs von Tegea, das auf sie niederblickte. »Helft, helft!« flüsterte sie atemlos.

Ohne Besinnen riß sich der König den leichten Mantel, den sein Schildträger ihm eben umlegte, von der Schulter, zerriß

ihn in zwei Bahnen, kniete nieder, umwand mit Joles Hilfe den Oberkörper seines Gegners mit dem roten Tuch, dann trugen sie den Besinnungslosen ins Zelt und betteten ihn auf sein Lager.

Jole sorgte für einen festen Verband. »Bist du sein Schildträger?« fragte Echemenos sie.

»Ja, und seine Frau.« Sie zog die Bänder fester. Dann blickte sie auf. »Er ist nicht tot, er wird leben.« Sie glaubte selbst nicht daran.

Als Hyllos erwachte, verbunden, wohlgebetet und fast ohne Schmerzen, war noch immer die große Helle vor seinen Augen. Die Erinnerung an ein mächtiges, lichtausstrahlendes Antlitz, gebietende Augen, in deren Tiefe man versank, ein Speer wie aus Glanz gebildet, der ihm den Weiterweg verwehrte, aber auch eine Hand, die sich liebend nach ihm ausstreckte. . . Erst langsam kam er ins Bewußtsein zurück.

Er erkannte, daß Jole sich über ihn beugte, faßte tastend nach ihrer Hand und flüsterte – seine Stimme gehorchte ihm kaum –: »Jole, ich habe den Gott gesehen.« Und dann sagte er das, was sie so oft im Munde führte, was sie aber von ihm noch nie gehört hatte: »Jetzt ist alles gut.«

Sie sah, wie sein Gesicht sich entspannte, weich wurde im Glück einer Hingabe, die ohne Grenzen war. Es gab keinen Zweifel mehr. Alles war gut und einfach, er streckte sich aus und lächelte.

Jole hatte sich das Kind reichen lassen. Sie kniete mit ihm neben dem Lager nieder. »Willst du Kleodaios segnen, Lieber?« Hyllos versuchte die Hand zu heben. Es machte ihm Mühe. Jole ergriff sie und legte sie sachte auf das flaumige Köpfchen des Kleinen. Kleodaios schrie. Seine schwache Stimme war die einzige, die klagte, in dem stillen Zelt, in dem die Freunde bewegungslos standen, auch Echemenos von Tegea am Fußende des Lagers.

Dann aber zog Doros den Zeltvorhang zurück. Draußen drängten sich die Krieger. Sie fragten, murmelten und verstummten dann. Viele weinten. Hyllos hob wieder die Hand, jetzt gelang es ihm besser. Er winkte und lächelte.

Als der Blutsturz kam, der letzte Kampf, das Aufbäumen, zog Doros rasch den Vorhang wieder zu. Jole und Pamphilios stützten den Sterbenden. Er beruhigte sich, sank zurück. Sein Kopf lag an Joles Schulter. Wieder lösten sich die Glieder, und über das junge, weich gewordene Gesicht strich die Hand des Todes. Jole drückte Hyllos die Augen zu.

Dann standen sie alle und konnten sich noch immer nicht rühren. Draußen war das Gemurmel der Männer. Plötzlich schluchzte Doros laut auf. »Warum? Warum hat er nicht das eiserne Schwert genommen?« Der Hund Limm winselte heftig.

Pamphilios, der neben dem Lager kniete, antwortete: »Er dachte zu groß von seinem Gegner und von sich selbst«, sagte er.

»Und von diesem Land«, fügte Echemenos leise hinzu. Er trat zu Jole, die zu Häupten des Toten stand, ihr Kind im Arm. »Ich traure mit dir, Königin«, sagte er. »Rechne es mir nicht zu, daß es meine Hand war, die ihn traf.«

»Er war an sein Ziel gekommen, und jede Hand hätte ihn treffen können«, sagte Jole ruhig. »Es liegt kein Schatten über dem, was du tatest.«

»Wenn du es gestattest, werden meine Krieger den deinen helfen, einen großen Scheiterhaufen zu errichten. Wir werden Leichenspiele feiern und alles tun, was geschehen muß.«

»Es ist gut«, sagte Jole. »Ich danke dir. Wir werden den Vertrag halten und weiterziehen. Ich werde die Urne mit seiner Asche mit mir führen.«

»Willst du mir einen Teil der Asche lassen, Königin? Ich möchte an der Grenze unseres Landes einen Hügel errichten, der diese Asche bergen soll. Dort, wo der Übergang über die Landbrücke ist. Dort wird er wachen über den Ein- und Ausgang in dieses Land, das er – vielleicht – mehr geliebt hat als irgendeiner von uns. Und sein Segen wird bei uns sein, die er schützte. Ist es recht, Königin?«

»Ja, es ist recht«, sagte Jole.

Der König verließ das Zelt. Die Arbeiten um den Toten begannen. Die alte Frau kam, um das Kind an sich zu nehmen.

Aber Jole ließ es nicht aus ihren Armen. Den kleinen Kopf fest an sich drückend, sagte sie vor sich hin: »Jetzt, Kleodaios, werden wir weit wandern müssen. Wir werden von einem Ende der Erde zum anderen gehen, zu Sonne und Sternen und überall fragen: Habt ihr nicht meinen kleinen goldenen Bruder gesehen, meinen rotbackigen Apfel, mein allerliebstes Gut? Eines Tages werden wir ihn dann finden und bei ihm sein, glaube es mir.«

Jetzt stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Aber sie wischte sie mit dem Handrücken weg und drehte den Kopf zu den Männern, die im Zelteingang standen. »Wir müssen die Vorbereitungen zum Abzug treffen. Seid ihr bereit, Freunde?«

»Ja, wir sind es, Königin«, antworteten sie.

NACHWORT

Hier sollen noch einige ergänzende Anmerkungen angefügt werden, sowohl zum historisch-kulturgeschichtlichen Rahmen wie zu Einzelheiten der Handlung. Vielleicht findet der Leser auch noch die eine oder andere Antwort auf Fragen, die sich ihm gestellt haben.

Von Poside, der religiösen Zentralfigur der nordischen Bronzezeit-Kultur, wurde gesagt, daß ihn die »mykenischen« Griechen um 2000 v. Chr. aus dem Norden mitbrachten und dann nach und nach zum Meergott Poseidon werden ließen. Mit allen seinen wohl schon in der Bronzezeit ausgebauten Eigenschaften als Licht-, Rechts-, Musik- und Heil-Gott gelangte Poside später mit der »Großen Wanderung« um 1220 zum zweiten Mal nach Griechenland, wo er unter dem Namen »Apollon« verehrt wurde (ich habe die alte Namensform »Apellon« = »Herr der umzäunten Gerichtsstätte« gebraucht). Mit ihm kamen die Bilder und Zeichen seines Kults an bronzenem und goldenem Schmuck und Gerät, die Sonnenräder, Pferde und Schwäne, und die Weltbaum- und Weltstützerbilder, die zum Kult der Weltsäule gehören, dem uralten Symbol des Rechts und der weltstützenden Ordnung, wie es in der Mitte des Heiligtums auf der Insel Basileia aufgerichtet war. Die Bilder gingen dann mit den Erzeugnissen der sogenannten Hallstattkultur fast um die ganze Erde.

Die Kultformen der nordischen Bronzezeit zeigen, soweit sie sich erschließen lassen, gleichzeitig hochreligiöse und sehr urtümliche Züge. Es ist die Zeit der Tänze, Kultspiele und Darstellungen, in der auch die Wurzeln noch vieler heutiger Volksbräuche wie auch christlicher Spiele stecken. Die Ver-

wandlung durch die Maske, die als reale Verwandlung in ein jenseitiges Wesen empfunden wurde, gehört dazu. Daß der Gott zeitweise durch einen Darsteller »vertreten« wurde, kann als wahrscheinlich angesehen werden. Vieles weist auf einen solchen Brauch hin, er wird sogar durch eine Isländersaga als noch ums Jahr 1000 n. Chr. im Norden lebend bezeugt, und die brauchtümliche Darstellung der »heiligen Hochzeit« (zwischen Himmel und Erde) findet sich in ganz Europa.

Wenn in diesem Buch gelegentlich von »Zauber« die Rede ist, so darf das nicht verwundern. Es handelt sich hier durchweg um Praktiken, die auch heute noch bekannt sind und gelegentlich verwendet werden: Suggestion, Magnetismus, Hellsehen. Die Isländersagas zeigen auch hier, wie verbreitet dergleichen noch im frühen Mittelalter im Norden war. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß besonders Auserwählte in diesen Praktiken geradezu geschult wurden, wie das bei den Naturvölkern immer geschah. Daß Poside einer sowieso tief bewegten Versammlung auch den Anblick eines Schwanenzuges suggerieren konnte, der in Wahrheit nicht vorhanden war, ist ohne weiteres zu glauben.

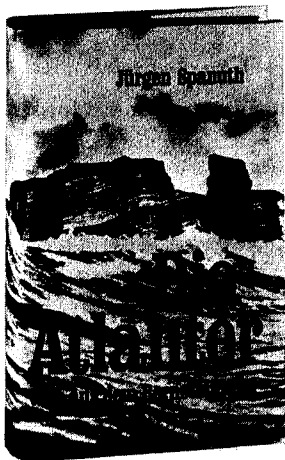
Nun ein Wort zu den Auswirkungen der Naturkatastrophen um 1200, die im zweiten Teil des Romans geschildert werden. Überall zeigte sich ein Niedergang der Kultur, auch und vor allem in dem fast entvölkerten Norden. Die Bernstein- ausfuhr stockte durch Jahrhunderte, die Schifffahrt hörte fast ganz auf, Länder, Völker, Stämme kapselten sich gegeneinander ab und wußten bald kaum mehr etwas voneinander. Im Mittelmeergebiet ging die Erholung rascher vonstatten als im Norden. Im Jahr 1195 v. Chr. war Ägypten unter seinem Pharao Ramses III. trotz starker Zerstörungen immerhin wieder imstande, den großen Angriff der noch intakten Heere der vereinigten Nordleute und Libyer blutig abzuschlagen, wobei die Heerkönige der Atlanter gefangen und getötet wurden. Der Norden erholte sich nur langsam. In Brauchtum, Kult, Lebensauffassung zeigen sich große Veränderungen, die wohl hauptsächlich dem Einbruch der

Odins-(Wotans-)Religion zuzuschreiben sind, der im letzten Jahrtausend v. Chr. erfolgt sein muß. Vielleicht hat mit diesem Einbruch auch die »Germanische Lautverschiebung« zu tun, die die Sprache ebenfalls stark veränderte.

Zum Schluß ein paar Bemerkungen zu Hyllos, dem Atlanterkönig, als historischer Figur. Nach Apollonios von Rhodos (gestorben 215 v. Chr.) kam dieser »Heraklide« mit seinen Kriegerscharen von der »Phäakeninsel des Nordens« und brach in den Peloponnes ein. Sein Zweikampf mit dem König von Tegea scheint im Altertum Berühmtheit erlangt zu haben. Herodot (gestorben um 424 v. Chr.) erzählt von ihm, man zeigte das Grab des Hyllos bei Megara, und noch in der Schlacht von Platäa (497 v. Chr.) gegen die Perser verlangten die Tegeaten den Ehrenplatz in der Schlachtreihe »wie er ihnen in alter und neuer Zeit eingeräumt wurde«, weil ihn sich ihr König Echemenos einst durch die Besiegung des Hyllos erkämpft hatte. Daß die »Herakliden« nach Hyllos' Tod für fünfzig Jahre abzogen, und daß es ihnen erst nach hundert Jahren gelang, den Peloponnes wirklich zu erobern, erzählt die »Herakliden«-Sage; es ist auch archäologisch belegt.

Ich habe diese Nachrichten verwendet, im übrigen aber Leben und Schicksal des Atlanterkönigs Hyllos frei gestaltet, entsprechend dem Bild, das sich mir aus dem gegebenen Material formte. Es ist das Schicksal eines jungen Menschen, der in einer »Endzeit« lebte und von ihr geprägt wurde. Dennoch ist dieses Ende im Grunde nichts als ein Anfang. Weder Hyllos' Tod noch der »Weltuntergang« der »Goldenen Zeit« bedeuten wirklich einen Schlußpunkt, so wie in der Geschichte ja nie etwas »zu Ende« ist. Aus dem Untergang steigt eine neue Zeit, anders als die vergangene, verdunkelt zunächst und »eisern«. Aber sie hat den Vorzug der Jugend und der neuen Möglichkeiten für sich.

Wie Hyllos' Urenkel in den Norden zurückkehrt, wie die Heilige Insel wieder aus dem Meer taucht und das Heiligtum des Gottes neu errichtet wird, und die alte Volkskraft sich durchdringt und einen Neuanfang schafft, das hoffe ich in einem zweiten »Atlantis«-Roman zeigen zu können. B. V.



Jürgen Spanuth

Die Atlanter

Volk aus dem Bernsteinland

*3. Auflage, 508 Seiten,
52 Bildtafeln und Abbildungen,
umfangreiches Literaturverzeichnis,
Ganzleinen DM 36,-
ISBN 3 87847 034 7*

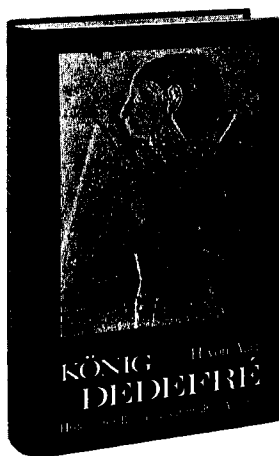
**»Die größte geschichtliche
Entdeckung der Gegenwart«**

In enger Verbindung mit den angrenzenden Wissensgebieten ist es dem seit Jahrzehnten in der Atlantisforschung tätigen Verfasser gelungen, eine im wahrsten Sinne des Wortes versunkene Epoche der europäischen Geschichte aus dem Dunkel von Jahrtausenden zu bergen. Mit Hilfe jüngster Funde und neu entzifferter Schriften, vor allem aber durch Erschließung des geschichtlich bedeutsamen Überlieferungsgutes des Atlantisberichtes, der Edda, des Awesta und des Alten Testaments führt Spanuth den Nachweis, daß die sagenumwobenen Nordmeervölker des Atlantisberichts mit den bronzezeitlichen Frühgermanen identisch sind und daß deren Reich, das in den Naturkatastrophen des 13. Jh. v. Chr. untergegangen ist, bei Helgoland seinen Mittelpunkt hatte. Diesen Nachweis hat der Schweizer Gelehrte Professor Emile Biolay mit Recht die »größte geschichtliche Entdeckung der Gegenwart« genannt.

Aus dem Inhalt:

Datierung des Atlantisberichtes – Die Heimat der Atlanter – Die Lage der Königsinsel – Das »Goldene Zeitalter« – Kult und Glaube auf Atlantis – Die zehn Reiche der Könige von Atlantis – Die Megalithkultur entstand im Norden – Wanen und Asen – Die Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v. Chr. – Der große Kriegszug – Der Angriff auf Ägypten – Falsche Datierungs- und Lokalisierungsversuche (Thera-Kreta-Tartessos-Azoren-Kanaren).

GRABERT-VERLAG – TÜBINGEN



H. von Auer

König Dedefré

Der Fremdling aus dem Norden

Historischer Roman aus dem
alten Ägypten

*2. Auflage, 450 Seiten,
Verwandtschafts- und Königstabelle,
Ganzleinen DM 29,80*

ISBN 3 87847 029 0

**Ein ideales Geschenk für
jung und alt!**

Gleich auf der ersten Seite sieht sich der Leser inmitten eines dramatischen Geschehens. König Chufu (unter dem Namen Cheops bekannt) und sein Land stehen vor einer unfaßbaren Katastrophe: Seit vielen Jahrhunderten war der Nilkalender von den Sternen abgelesen worden. Aber schon seit langem hält sich der Strom nicht mehr an diese Regeln. Die jährlich wiederkehrende Nilschwelle beginnt immer unregelmäßiger und überrascht die Bauern auf ihren Äkern. Hunger, Angst und Zweifel an den Göttern sind die Folge. Die nach Macht strebende Priesterschaft versucht, die Götter durch Menschenopfer zu versöhnen. Philitis, ein aus seiner nordeuropäischen Heimat vertriebener Fürstenson, vermag durch seine mitgebrachten Erfahrungen König Chufu zu überzeugen, daß für die Vorausberechnung der Nilschwelle nicht die Sterne, sondern ausschließlich der Stand der Sonne maßgeblich ist. Diese für Ägypten unerhörte Erkenntnis bringt dem Nilland nicht nur einen neuen Nilkalender, sondern auch eine neue Religion.

Begeistert legt man das Buch aus der Hand, angeregt durch diese abenteuerliche Entdeckungsfahrt in die seltsame Welt der geheimnisvollen Pyramiden. Man ist dankbar für diesen großartigen Einblick in die Glanzzeit des alten ägyptischen Reiches.

GRABERT-VERLAG – TÜBINGEN

Verhagen

Ein
König
in
ATLANTIS